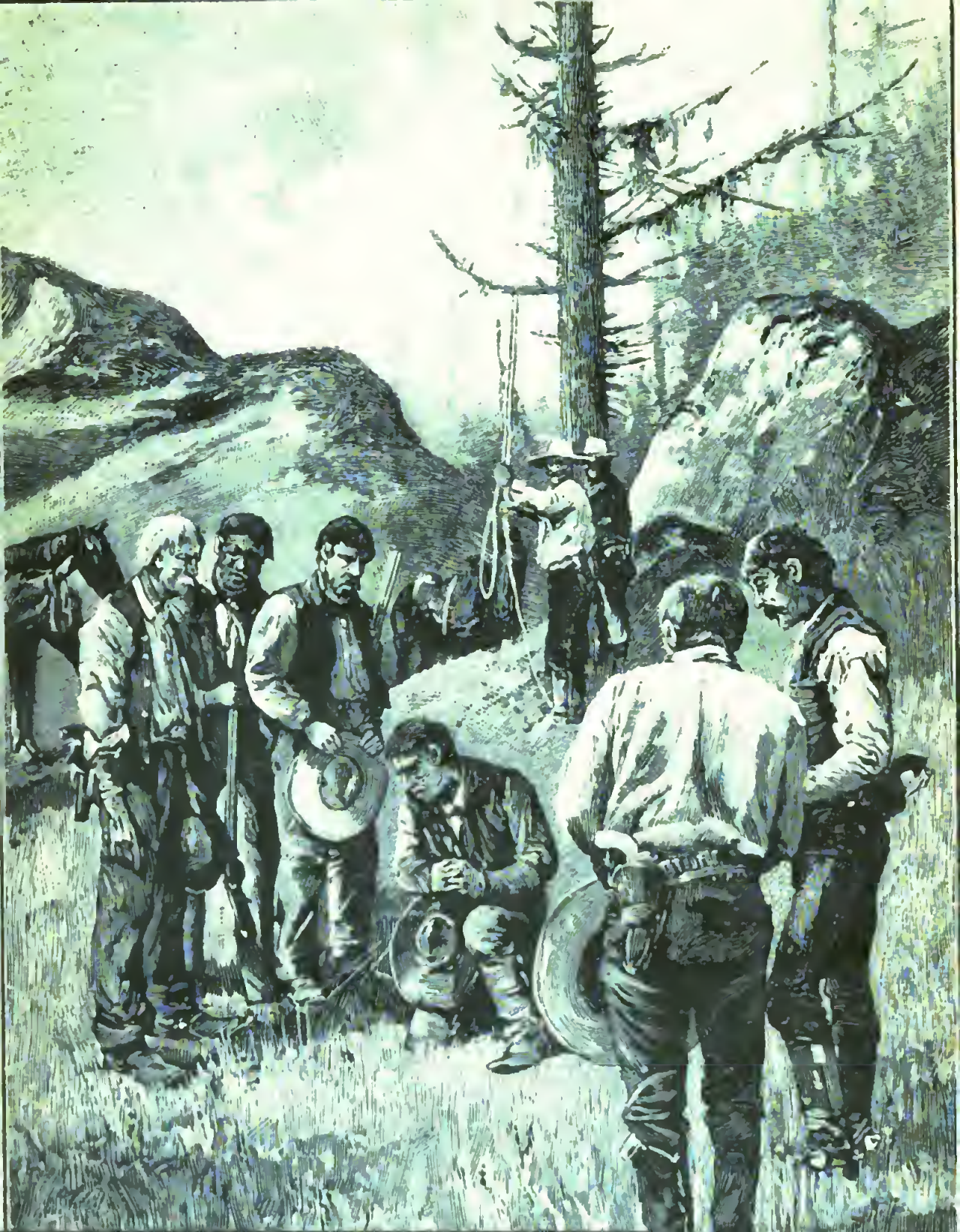


Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens

MAX BÜRKI

0/71.

es

Heft

Pfg.

Erinne-
r Veran-
Hinsicht
geschichte.
nlein
rscheinen
durch die
günstige
etwa eine
orzüge in
treue An-
eren Auf-
Zusätzen
Maße er-
chichte —
ot haben,
, Karten
Falls ein

[illegible] und Familienbuch bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpedienten ꝛc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

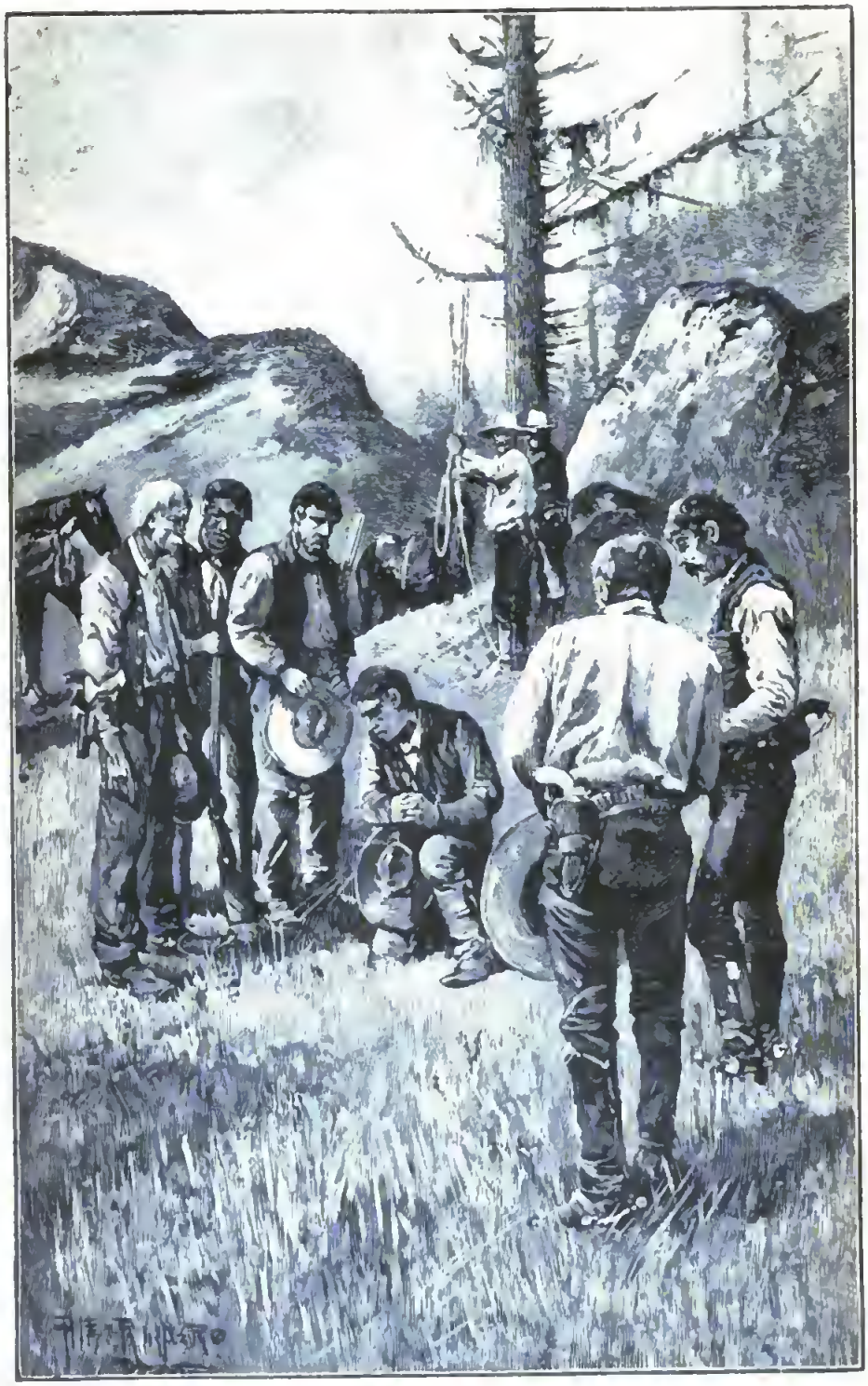
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothek



Zu der Erzählung „Der Glückesel“ von Harry Scheff. (S. 108)
Originalzeichnung von Alb. Richter.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275435A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Jugendträume. Roman von Georg Hartwig (Fortsetzung) 7

Der Glückssefel. Erzählung aus dem amerikanischen Leben Von Harry Scheff 91

Mit Illustrationen von Alb. Richter.

Fräulein Karoline. Novelle von Emma Merk . . . 111

In der Stadt der heißen Quellen. Bilder aus Aachen. Von Ernst Montanus 152

Mit 12 Illustrationen.

Die Wanderungen der Samen. Ein botanisches Kapitel von Dr. J. Paulsen 170

Mit 11 Illustrationen.

Das älteste Instrument. Musikgeschichtlicher Rückblick. Von Richard March 186

Spitzbergen und seine Geschichte. Kulturgeschichtliche Skizze von F. Mewius 198

Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein weißer Sklave 216

Neue Erfindungen: Ein automatischer Hahn . . . 219

Mit 2 Illustrationen.

In blinder Liebe 221

Ein Schiff im Eismeer 227

Seite

Ein Schmuckfisch und seine Zucht in der Häuslichkeit 229
Auch eine Entführung 231
Murillo's „Fruchtverkäuferin" 234
Die Rohrlieferanten 235
Johann der Blinde und die Luxemburger 238
Der beste Soldat 239
Abgeführt 239
Bestrafung der Feigheit und des Verrathes 240

Jugendträume.

Roman von **Georg Hartwig.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Einen Moment stand Alwine wie träumend und vom Wahn befangen, ein ihr bekanntes Gemach zu betreten.

„Es ist Alles so, wie's der Herr zu Hause gehabt hat, dafür sorgte ich," tönte Martha's harte Stimme an ihr Ohr. „Blos den Sessel da und das Bild und den Becher da haben wir geschenkt bekommen. Setzen Sie sich daher, bis der Herr Direktor kommt! Und da steht auch Wasser!"

Sie wies mißmuthig auf eine gefüllte Flasche in der Mitte des Sophatisches und ging aus der Thür.

Alwine war der Aufforderung gefolgt und lehnte ihren Kopf gegen die harten Polster des Divans. In diesem Augenblick war ihr Alles gleich. Sie hatte die erste, vielleicht die schwerste Demüthigung erduldet.

So überhörte sie das Oeffnen der Flurthür, welches der Professor, ohne die Glocke zu ziehen, allein ausführte. Plötzlich sah sie eine schwarzgekleidete Gestalt in's Zimmer treten, einen Shawl um den Hals geschlungen, den Hut tief in den Nacken geschoben.

Alwine war wie elektrisirt aufgesprungen. Sie über-

legte weder, noch wußte ſie, was ſie that, als ſie ihre Hände gefaltet gegen die Bruſt drückte und langſam bittend auf ihn zuſchritt.

Ignatius Hanſen, noch mit ſoeben im Kreiſe des Lehrerkollegiums gepflogenen Berathungen beſchäftigt, konnte ſich ſo ſchnell die Anweſenheit eines weiblichen Weſens in ſeinem Zimmer nicht erklären. Auch als das junge Mädchen ihm näher getreten war, dachte ſeine Seele nicht an Alwine. Er erkannte ſie noch nicht vollkommen, als ſie ihre Augen thränenſchwer zu ihm aufſchlug.

„Onkel Ignatius, ich bin es ja!"

Der Profeſſor ſchob den Kopf weiter vor und blickte, wie um ſich zu vergewiſſern, in das ſanfte Antlitz. Dann ſtieß er ein lautes „Hm! Hm!" zwiſchen den Zähnen hervor, wandte ſich ab, riß ſeinen Shawl vom Hals und den Hut vom Kopf, ging zur Thür und kehrte zurück, kramte haſtig auf dem Schreibtiſch zwiſchen ſeinen Papieren, ließ ſie liegen und ging an's Fenſter.

Alwine folgte ihm. Ihr blieb keine Wahl. „Vergib mir, Onkel," flüſterte ſie leiſe. „Ich habe unrecht an Dir gehandelt. Vergib mir, wenn Du kannſt!"

Er wandte ſich halb um. Sein ſcharfes Profil erſchien noch ſchärfer in der finſteren Spannung, welche ſich in ſeinen Zügen ſichtbar machte.

„Woher kommſt Du?"

„Aus Bonsdorf. Von der Familie v. Ferchow," erwiederte ſie kaum verſtändlich.

Er wandte ſich völlig um und ſah ihr feſt in's Geſicht. „Und warum bleibſt Du nicht da, wo Du hingegangen biſt?"

Sie konnte nicht ſogleich ſprechen. Thränen erſtickten ihre Stimme.

„Willſt Du die Güte haben, zu antworten, wenn ich frage?" ſagte der Profeſſor, die umſchatteten Augen forſchend auf ihrem Antlitz ruhen laſſend.

„Ich will Dir —" Sie brach ab und ergriff seine Hand.

Bei dieser ungewohnten sanften Berührung einer warmen, bebenden Frauenhand fühlte sich Ignatius Hansen seelisch unfrei. Er versuchte es, seine Rechte zurückzuziehen, aber es blieb bei dem Versuch.

„Was willst Du?" fragte er minder schroff.

„Gestehen, was mich von Dir trieb," flüsterte sie, den Blick senkend. „Nur nicht jetzt gleich, Onkel. Vergib mir und laß mich bei Dir bleiben. Vielleicht nicht lange, nur jetzt — ich kann nicht anders!"

Er trat ihr einen Schritt näher, indem er ironisch fragte: „Willst Du dann wieder in die weite Welt laufen unter dem Vorwande, daß Du mir zur Last fällst? Dann sag' es gleich, ehe ich einen Entschluß fasse!"

„Wenn Du mich bei Dir behalten willst, nein," flüsterte sie, umschleierten Auges zu ihm aufschauend. „Ich habe ja Niemand auf der Welt, den ich sonst um ein Unterkommen bitten dürfte."

Er biß sich auf die Lippe. Es wallte eine tiefgehende Bewegung in seiner Brust auf und nieder, ohne daß er dafür Worte fand.

„Wer hat gefordert, daß Du diese Bitte aussprichst?" fragte er endlich finster. „Wer hat auf den Zufall gerechnet, der mich hierher brachte zu dieser Zeit und an diese Stelle? Warst Du nicht wohl aufgehoben draußen bei den fremden Leuten? Warum zwingst Du mich, zu sagen, daß ich meine Pflicht gern gethan habe, daß ich nicht mehr thun kann, wenn Du nicht eines Tages nach meinem Tode als Bettlerin dastehen willst?"

„Onkel, lieber, lieber Onkel!" rief sie, in Thränen ausbrechend und dem Impulse folgend, welcher sie an seine Brust warf. „Sprich nicht so zu mir, ich ertrage es nicht. Du weißt ja nicht, wie ich gebüßt habe. Behalte mich bei Dir!"

Es war das erste Mal, daß ein Weib sich hilfesuchend und vertrauensvoll an sein Herz lehnte. Eine seltsame Unruhe erfaßte ihn, den Vereinsamten. Wunderbar, daß dieser Augenblick mit Blitzesschnelle eine sonnige Gebirgslandschaft vor ihn hin malte, von deren grünen Matten Quellen zu Thale rauschten zwischen weichem Moos und überdacht von des Himmels goldenen Strahlen, und er daneben rastend, jung und doch nicht jung, zwischen duftendem Lavendel und wildem Thymian, der Mädchengestalt nachstarrend, die ihm einstmals das Gefühl der Liebe flüchtig eingeflößt.

Ignatius Hansen regte sich nicht. Er umschloß die Gestalt, welche sich an ihn schmiegte, mit keinem noch so leisen Muskeldruck seines Armes, aber er wies sie auch nicht zurück. Nur sein Athem ging rascher, und die Wimpern über seinen dunklen Augen bewegten sich unsicher.

Endlich, als spräche er zu sich selber und achtete der Bittenden nicht, drang es langsam über seine Lippen:

„Aber die reuigen Bitten sind Zeus', des Erhabenen, Töchter —"

und er fuhr fort mit einer seltsamen Beimischung seines sonst trockenen dozirenden Tones: „Habe, was Du verlangst: Verzeihung! Und bleibe hier ohne Bedingung. Zeige Kraft und keine Thränen. Und fange da an, wo Du aufgehört hast."

Dann schritt er nach der Thür und rief: „Martha!"

Die Haushälterin erschien.

„Gib meiner Nichte ein Zimmer."

„Eine Stube?" fragte Martha, sehr wenig erbaut von diesem Auftrag.

„So ist es! Und decke für sie mit! Und schwatze nicht, sondern handle!"

Martha verschwand, ohne eine weitere Bemerkung zu wagen.

Alwine stand einen Augenblick schweigend, das Haupt

gesenkt. Ihr Herz war übervoll von Schmerz und Dank. Endlich sagte sie schüchtern: „Darf ich Dir so recht aus Herzensgrunde danken, Onkel?"

„Unterlaß es und gib Dir Mühe, ein denkender Mensch zu werden," erwiederte er, seine Hände aneinander reibend, wie immer, wenn seine Gemüthsstimmung gestört war.

„Ich will mir Mühe geben," sagte sie, ohne den Muth zu fühlen, seine Hand noch einmal zu berühren, und ging aus der Thür. . . .

Eine Stunde später erschien der Bonsdorfer Kutscher, sich nach der Zeit der Rückfahrt zu erkundigen. Alwine bat ihn, einen Brief an Ariana statt ihrer mitzunehmen und einen Boten für das Hereinschaffen ihres Koffers zu besorgen.

Nachdem der Mann beides versprochen hatte und davongegangen war, hatte Alwine das Gefühl, als sei ein zweiter Akt ihres Lebens soeben beendet worden und der Vorhang des Schicksals senke sich düster und undurchsichtig zwischen ihr und den kommenden Tagen herab.

16.

Der Präsident hatte eine qualvolle Nacht ohne die Erquickung jedes Schlafes hingebracht. Er erhob sich am anderen Morgen mit dem festen Entschluß, mit seiner Frau zu einer entscheidenden Aussprache zu gelangen.

Zuerst ging er in das Zimmer seines Sohnes. Er fand Hans schlafend. Eine über den Lehnsessel gebreitete Decke verrieth, daß Christiane die Nacht am Bett ihres Sohnes wachend zugebracht.

Der Präsident legte leicht seine Finger auf die Stirn des Schlummernden. Sie war kühl, also fieberfrei. Aufathmend neigte er sich einen Moment über das seitlich geneigte Antlitz, dessen Anmuth ihn wiederum lebhaft an Alwine erinnerte. Vorsichtig trat er zurück und in

Christianens geöffnetes Zimmer, dessen künstlich verdunkelte Fensterscheiben dem Tageslicht nur schwachen Einlaß gewährten. Die Uhr auf dem Kamin war angehalten, und der feine Duft einer stärkenden Essenz erfüllte die Luft.

Christiane lag, in ein blaues Morgenkleid gehüllt, das braune Haar zu einem dichten Knoten im Nacken geschlungen, auf dem Divan.

Er schloß leise die Thür und ließ den schweren Vorhang noch darübergleiten. Dann trat er an das Fußende des Ruhebettes und blickte kummervoll in das bleiche Frauenantlitz, welches am Bette seines Sohnes treue Wacht gehalten.

Obwohl Herr v. Taburowsky kein Glied bewegte, fühlte Christiane dennoch seine Nähe. Sie öffnete die Augen.

„Ich wollte euch heute Nacht nicht mehr stören," sagte er langsam. „Darum komme ich jetzt erst. Du bist mit Hans zufrieden?"

„Gottlob, ja!" Ihre Haltung bewies, daß sie erschöpft war.

„Ich danke Dir," sagte er. „Ich habe Dir etwas mitzutheilen, das kein Verschweigen duldet." Seine Ruhe war erkünstelt, wie das gedämpfte Licht, welches Beide umfloß.

Sie fragte nicht. Vielleicht wußte sie, in welcher Richtung sich seine Gedanken bewegten.

„Christiane" — er beugte sich tief zu ihr nieder — „Christiane, ich habe Deine Tochter gesprochen!"

Sie zuckte heftig zusammen. Aber er ließ ihrem Unglauben keine Zeit, laut zu werden.

„Deine Tochter, Christiane! Es ist kein Zweifel. Alwine Hansen's Geburtstag ist der 20. Oktober. Ich hatte es vergessen. Stimmt das Datum?"

„Es stimmt," stieß sie hervor. „Und wo trafst Du sie?"

Er heftete seinen Blick mit wachsendem Erschrecken auf ihre finsteren Stirnfalten, und das unerträgliche Gefühl der

Verachtung bohrte sich abermals in sein Herz. Wenn sie so einst nach seinem Sohne fragte!

„Ich bitte Dich," sagte er gepreßt, „hast Du denn kein Mutterherz? Deine Tochter ist elend, heimathlos, freudlos. Die Stimmen in uns haben nicht gelogen, laß sie nicht umsonst gesprochen haben. Muß ich, der Mann, der Fremde, für Dein Kind bitten?"

Sie erhob sich langsam mit dem Bewußtsein eines zerschellenden Daseins. Ihre Selbstüberwindungskraft, ihr verletzter Frauenstolz hielten ihre Haltung aufrecht.

Die Sammetschleppe rauschte schwer über den Teppich, als sie ihrem Gatten gegenübertrat und ihn zwang, ihr farbloses Antlitz zu betrachten.

„Was soll werden, sprich! Was hast Du geglaubt, daß aus dieser Entdeckung werden kann?"

„Verminderung Deiner — unserer Schuld!" versetzte er fest. Plötzlich beugte er sich, ergriff ihre Hand, die Christiane gegen das pochende Herz gedrückt hielt, und bedeckte sie mit brennenden Küssen. „Vergib, Christiane! Vergib! Ich kann nicht anders, ich muß unser Richter sein, seit dieser Zeuge gegen uns aufsteht."

„Es ist nicht wahr," stöhnte sie, und der Schmerz, welcher sich aus ihren Augen in die seinen senkte, bewies, wie sie litt. „Der gestrige Abend hat nichts mit dem zu thun, was Du mir seit Jahren zu tragen auferlegt hast. In dieser fortlaufenden Kette bitterster Demüthigungen ist er nur ein Glied. In Deinem Herzen ist die Stelle lange leer, wo ich einst Zuflucht fand vor den Mahnungen der Vergangenheit; nicht vor meinen Mahnungen," fügte sie mit stolzem Erheben ihres Hauptes hinzu, „denn ich habe Dein Herz noch nie gemahnt an jene nun verjährte Schuld."

Sein Antlitz war bei dieser Berufung blaß geworden. Er fühlte ihre Berechtigung. Er durchlebte im Fluge noch

einmal die traurigen Siege widerwilliger Entſagung, und eine heiße, herzbeklemmende Wehmuth erfaßte ihn.

„Wen wollteſt Du mahnen? Mich? An das, was wir uns Beide geweſen ſind? O Chriſtiane, Chriſtiane, als ob ich je in Deine Nähe getreten wäre, ohne qualvolles Sehnen, ohne mich ſelbſt zu verdammen! Aber eben weil ich Dich ſo unſäglich geliebt, weil ich in Deinen Armen den Himmel meines Glückes fand, weil mir Dein Beſitz Alles war —"

Er ſtockte. Aber das erleichternde Gefühl, lang verſchloſſene Gedanken auszuſprechen, ließ ihn raſcher fortfahren.

„Du biſt mir viel — zu viel geweſen, Chriſtiane, und doch ſind wir Beide elender geweſen, als zuvor. Muß ich Dir ſagen, was Du weißt?"

„Nein, Engelhard!" rief ſie, von ſeinen Worten hingeriſſen. „Wir hätten uns wieder gefunden. Ich hätte Deine Zweifel geſtillt. Meine Liebe war ſtark genug, dem Urtheil der Welt zu trotzen, ſie wäre auch ſtark genug geweſen, Dein trauriges Vorurtheil zu beſiegen. Meine Liebe hätte keinen Widerſtand gekannt, nur mein Stolz fand ihn."

„Chriſtiane!" Ihr Name glitt bebend über ſeine Lippen und fand im Herzen der leidenſchaftlich erregten Frau einen zündenden Widerhall.

„Du, den ich anbete — Du, den ich liebe —"

Sie flüſterte es nur, aber ihre Arme öffneten ſich. Von der raſchen Bewegung war der Pfeil aus dem lockeren Haarknoten geglitten und wie eine braunglänzende Welle ringelte es ſich um ihren Nacken.

„Chriſtiane, laß ab!" ſagte er gepreßt. „Laß ſchlummern, was nicht ſterben kann! Sei großmüthiger, als ich, der dieſe Regung erweckte! Erſticke ſie, wenn Du mich liebſt!"

„Wenn ich Dich liebe —" flüſterte ſie, ſeine Hände

gegen ihr Herz drückend. „Als ob wir uns nicht ewig lieben müßten! Können wir vergessen? Kannst Du's? Und wenn Du es nicht kannst, warum verleugnen, was unsere Blicke einander verrathen! Dieselbe Macht, die mich in Deine Arme führte, ich fühle sie — o, fühle sie mit mir hier pochen! — und läge eine Welt zwischen Dir und mir!"

Sie umschlang ihn mit beiden Armen. „Lieben ist Opfern. Was habe ich anders gethan, als geliebt?"

Bei der leidenschaftlichen Berührung war er zusammengezuckt in tiefem Schmerz. Aber ebenso rasch, entflammt von seinem eigenen Gefühl, das unbezwingbar jedes Joch abwarf, schlossen sich seine Hände fest um den Nacken der an ihm Ruhenden. Jeder Athemzug Christianens, welcher seine Wangen streifte, zauberte das Einst mit glühendem Reiz in sein Empfinden zurück, unwiderstehlich, allmächtig.

Er beugte sich nieder und küßte die glänzende Haarfluth, preßte seinen Mund heftig auf ihre weiße Stirn, so heftig, daß Christiane erschauernd aufsah. Er las in ihrem Auge, was sie ihm entgegenbrachte. Sie war sein. Und wenn eine ganze Welt von Richtern ihr „Nein" dagegen setzte, sie war sein. Zwischen ihnen lag nichts hemmend und trennend, was sie nicht selbst dazwischen geschoben.

Engelhard v. Taburowsky umschlang die lächelnde Frau, wie einst in der Glanzzeit seines ehelichen Glückes, und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen.

Plötzlich, von einer seltsamen Gedankenverbindung gepackt, die ihn aus sich selbst herausriß, fühlte er sein eben noch heiß wallendes Blut wie zu Eis gerinnen.

Diese unvermittelte Wandlung war so gewaltig, daß er unter ihrem Einfluß zunächst kein Glied zu rühren vermochte, und Christiane in ihrem Glückstraum noch befangen blieb. Allmälig erst merkte sie, daß der flammende Ausdruck seines Auges erlosch, und ein Etwas sich darin ausprägte — war's Reue, war's Furcht?

Sie war wie besinnungslos von dem schroffen Uebergang, den sie weder zu fassen noch zu deuten vermochte, und der ihre stolze Seele mit verzweifelnder Bitterkeit erfüllte. Ihre Arme sanken von seinem Halse herab. In diesem Augenblick hatte sie weder Verständniß noch Mitleid für das tiefe Weh, welches die Züge ihres Gatten durchfurchte. Sie sah nur, daß er von ihr zurücktrat, nicht anders, als mache er einer ihm allein sichtbaren fremden Gestalt Platz, welche sich zwischen ihnen erhob.

„Weißt Du, was Du mir anthust?" brachte sie schwer über die Lippen.

„Was liegt an uns!" sagte er, erschüttert von dem Vorwurf dieser Frage. „Christiane, konnten wir vergessen, was mich zu Dir führte? Deine Liebe, die Du mir schenken wolltest und die uns nie mehr beglücken kann — schenke diese Liebe Deiner Tochter!"

Sie war farblos im Antlitz, als sie nachdrücklich sagte: „Ich wiederhole die Frage: Was willst Du, das geschehen soll?"

„Das fragst Du mich? Die Mutter fragt mich?" rief er, und das mißächtliche Erschrecken ward auf's Neue in ihm lebendig.

„So gib mich und Dich auf's Neue dem Lästermund preis," versetzte sie finster.

„Fühlst Du denn nichts für Deine Tochter? Nichts, das Du gut machen möchtest an ihrer traurigen Jugend? Greift es Dir nicht an's Herz, sie abhängig unter Fremden zu sehen?"

Ihre Lippen preßten sich zusammen. Sie senkte die Augen. „Ich schloß ab mit der Vergangenheit — für Dich!" murmelte sie endlich kaum verständlich.

„Ich nehme das Opfer nicht mehr an," rief er, einen scheuen Blick nach dem Schlafzimmer seines Sohnes werfend. „Ich kann es nicht mehr, es drückt mich zu Boden.

Angesichts unseres Kindes nenne ich mich einen Räuber, und — vergib, Christiane, wenn ich Dich mit meiner Reue kränke! — es steigen mir Zweifel auf, ob Dein Herz für Hans Liebe empfinden kann, ob es nicht etwas Anderes ist, was Dich —"

„Schweig!" rief sie erschüttert. „Du rüttelst stark an meiner Nachsicht."

„Schone mich nicht," fuhr der Präsident ernst fort. „Wirf mir die Wahrheit in's Gesicht, daß ich an Dir und dem, was Du besaßest, ein schweres Unrecht begangen habe, daß ich eine traurige Saat ausgestreut habe, die schrecklich aufgegangen ist. Schrecklich, Christiane!"

„Dich klagst Du an, und ich bin es, die Du meinst," fiel sie bitter lächelnd ein. „Du willst mich mit Gewalt mir selbst untreu machen. Denn was Du Reue nennst, wäre für mich das Eingestehen einer Schmach. Ich aber sage Dir selbst in dieser Stunde, daß ich damals einen Selbstmord begangen hätte, wärest Du von mir für immer geschieden. Mein Entschluß war gefaßt. Sieh mich an und zweifle dann!"

Er stützte sich auf den Tisch, einem aufsteigenden Schwindel zu begegnen.

„So reinige ich mich von der Schuld, der Du uns anklagst!" fuhr die bleiche Frau finster lächelnd fort. „So habe ich mich stets zu ihr gestellt. Und wäre ich an jenem Abend gestorben, als Du mich in den Wagen an Deine Seite hobst, was hätte ich diesem Kinde mehr sein können, als ich es nun bin? O, wahrlich, unter allen Menschen der Erde mußt Du mein Richter sein!"

„Dein Richter und der meine," entgegnete der Präsident, das ganze moralische Elend dieser Auseinandersetzung mit tiefstem Schmerze fühlend. „Wir haben das Schicksal Deiner Tochter gestaltet, wir Beide allein. Dein erster Gatte —"

„Schweig!“ wiederholte ſie, ihre Hände abwehrend gegen ihn ausſtreckend. „Ich bin widerwillig ſein Weib geworden. Dich liebte ich. Warum verließ er ſeine Tochter? Wozu bürdeſt Du uns, mir allein, dieſe traurige Schuld auf?“

„Du mußt Alles wiſſen, Chriſtiane,“ flüſterte er, ihr Antlitz mit Mitleid und Furcht zugleich betrachtend. „Dein erſter Gatte, Konrad Hanſen, iſt im — Irrenhauſe! Und wir, wir brachten ihn hinein!“

Sie ſchrie auf und drückte das Haupt in die Plüſchfalten des Vorhangs, um ihre Züge zu verbergen.

„Vergib, ich konnte nicht anders!“ ſagte der Präſident, ſich abwendend. „Die rächenden Geiſter ſtehen gegen uns auf. Deine Tochter ſoll mir wenigſtens nicht fluchen, nicht mir, noch unſerem Sohne. Ich will thun, was —“

Er ging raſch an ihr vorüber aus dem Gemach.

Sie hörte ſeine Schritte verhallen und regte ſich nicht. An den Thürpfoſten gelehnt, die Rechte um das rothe Sammetgewebe gehallt, ſtand Chriſtiane wie erſtorben mit geſchloſſenen Lidern da. Keine Wimper zuckte, nichts verrieth, was hinter dieſer ſtarren Maske vorging.

Die blaſſe Frau ließ den Vorhang fahren. Konnte ſie dieſe Tochter lieben, welche ihr ſoeben den allerherbſten Schmerz zugefügt hatte? Dieſe Tochter, welche ſich feindlich zwiſchen ihren Gatten und ſie gedrängt?

Sie bewegte abwehrend ihre Hand. Jetzt war nicht Zeit, Gefühle zu entwirren. Wenn ihr Sohn geſund war —

Chriſtiane ſchreckte zuſammen. Im tiefſten Innern ſtieg ihr der Schatten eines Wunſches auf: dieſen Sohn nie geboren zu haben, welcher die Reue neben der Vaterliebe erweckt.

Nun wußte ſie, daß ihre Seele nur *eines* wahren und ſtarken Gefühles fähig ſei, des Gefühles leidenſchaftlicher Liebe zu dem Manne, für welchen ſie litt.

17.

Der Abend dämmerte. So ſchwer verhangen von grauen Nebelwolken war der Himmel, daß ſelbſt die ſchwindende Sonne im Weſten nicht einen blaſſen Abendſchimmer auf die dunſtigen Gebilde zu malen vermochte. Pfeifend ſtrich der Wind durch die öden Straßen, auf welche wechſelweiſe Sprühregen und heftige Schauer niederrauſchten.

Allmälig ward es ganz finſter. Sparſam genug flammten hier und da Gaslaternen auf, welche nur die allernächſte Umgebung erhellten.

Zu dieſer Zeit ſchritt Ignatius Hanſen, nach alter Gewohnheit mit ſich ſelbſt ſprechend, in ſeiner Arbeitsſtube grübelnd hin und wieder. Die glänzende Kritik ſeines letzten Werkes, welche man ihm heute zugeſtellt, war es nicht, die ihn beſchäftigte, für ihn gab's nur zwei Maßſtäbe: das redliche Streben und darnach das Gefühl der Pflichterfüllung. Er vertiefte ſich vielmehr mit der Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit des Gelehrten in das pſychologiſche Problem, wie ein logiſch denkender Menſch die Inkonſequenz ſeiner heute ertheilten Vergebung vor ſich ſelbſt rechtfertigen könne.

Der Profeſſor hörte, daß im Hausflur Alwinens leichter Schritt neben dem der Haushälterin ſich bemerkbar mache. Das Geräuſch erinnerte ihn daran, beim Mittagsmahl das Antlitz ſeiner Nichte in nächſter Nähe gehabt zu haben, und daß ein Etwas, unerklärlich wie jenes ungerechtfertigte Vergeben ihrer Schuld, ſeine Gedanken dabei in Anſpruch genommen hatte. Er bemühte ſich, einen letzten beweiskräftigen Grund ſeines Thuns zu finden, fand ihn aber nicht und verlor ſich nur tiefer in das Labyrinth fruchtloſer Grübeleien.

Es klopfte.

Ignatius Hanſen überhörte es bei dem knarrenden Ge-

räuſch ſeiner Stiefel. Er ward erſt aufmerkſam, als die Thür ſich öffnete und eine dunkel gekleidete Geſtalt in ihren Rahmen trat. Der Profeſſor hielt in ſeiner Wanderung inne. Das vorwärts geneigte Haupt etwas zurücklehnend, blickte er fragend auf die fremde Erſcheinung.

„Man wünſcht?“ fragte er kurz, ſprach aber die letzten Worte nicht völlig aus, als er die Perſönlichkeit ſeines Beſuchers beſſer in's Auge faßte, ſondern wiederholte in höflicherer Form: „Womit kann ich dienen?“

„Sie kennen mich nicht?“

Der Profeſſor gerieth in Verlegenheit. Er rieb ſich die Hände, ſchob ſeinen Arbeitsſeſſel zurück, einen zweiten Stuhl daneben und ſagte endlich: „Ich habe nicht die Ehre. Aber bitte, nehmen Sie Platz.“

„Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, wenn ich dieſes Anerbieten ablehne, bis Sie es wiederholen,“ verſetzte der Beſucher.

„Hm!“ Ignatius Hanſen räuſperte ſich. Er fühlte ſich unbehaglich, beeinflußt von dem Ausdruck dieſer hageren Züge. Er wußte nicht, was er aus dieſem Allem machen ſollte.

„Herr Profeſſor,“ fuhr der Fremde leiſe fort, „ich weiß, daß ein Moment kommen wird, wo das Opfer, welches ich mit meinem Hierſein freiwillig bringe, Sie über die Stärke meiner Beweggründe aufklären wird. Laſſen Sie mich denn hoffen, daß Ihr Gefühl nicht den guten Willen verkennt, den ich bethätigen will, und den ich Sie von Herzen bitte, als einen Verſuch zur Verſöhnung anzunehmen.“

„Verſöhnung?“ murmelte Ignatius Hanſen, raſchen Blickes von den Spitzen ſeiner Stiefel aufſchauend und dem Fremden in's Geſicht. „Ich kenne Niemand, der mir ſo nahe getreten wäre, daß er mir Verſöhnung heiſchend nahen müßte.“

„Ihnen nicht, Herr Professor. Aber vielleicht Ihrem Bruder.“

Ignatius Hansen fuhr zusammen.

„Bruder?“ murmelte er und sah starr in die bleichen Züge des Unbekannten.

„Sie haben einen Bruder,“ fuhr dieser mit gewaltsamer Selbstüberwindung fort. „Und dessen Tochter habe ich heute wiedergefunden.“

„Wiedergefunden?“ fragte der Professor, seine dichten Brauen tief zusammenziehend. „Wer sind Sie? Was bringen Sie mit solchen Dingen bei mir ein?“

Der Fremde griff hastig in seine Brusttasche, riß seine Karte hervor und reichte sie Ignatius Hansen schwer athmend entgegen.

Dieser nahm sie. Die Lampe brannte schlecht, oder das Zimmer war zu groß. Der Professor mußte an seinen Schreibtisch treten, beugte sich über das weiße Blatt und las. Dann ließ er, als habe er ein giftiges Insekt berührt, die Karte zu Boden fallen, stieß ein paar unverständliche Laute aus und setzte mit dem Ausdruck tiefster Verachtung den Fuß auf das am Boden liegende Blatt Papier.

„Sie also, Herr v. Taburowsky!“ stieß er hervor mit einem Gesicht, das vor innerer Erregung fahl geworden war.

Der Präsident richtete sich höher auf. Die schwerste Minute war vorüber.

„Ja, ich! Meine damalige Handlungsweise erwartete von Ihrer Seite, der Sie Ihren Bruder vertraten, eine Entlastung, die Sie verschmäht haben. Hören Sie mich an!“

„Nicht nöthig. Gehen Sie nach dem Irrenhause und sehen Sie sich Ihr Werk an,“ sagte Ignatius Hansen mit einer Stimme, welche durch die Langsamkeit der Aussprache etwas Niederschmetterndes erhielt. „Lassen Sie sich zu dem

Narren führen, der sich des Mannes nicht mehr erinnert, welcher ihm das Herz seines Weibes stahl."

Herr v. Taburowsky zuckte zusammen. Ein flammendes Roth zeigte sich auf seiner fahlen Wange.

„Lassen Sie das. Es nützt zu nichts. Ihr Bruder wußte sich die Liebe seines Weibes nicht zu gewinnen. Das erklärt Alles. Wir aber wollen jetzt noch unsere Pflicht erfüllen."

„Ich verstehe nicht zu schießen," fiel Hansen mißächtlich ein. „Meine Waffen kann ich zu solchen ritterlichen Rohheiten nicht gebrauchen. Wenn Sie morden wollen, thun Sie es!"

„Sie reizen mich, Sie nehmen Sättigung Ihres Hasses," stieß der Präsident bebend hervor. „Was hält mich ab, Ihre Meinung zu verlachen, meinen Weg fortzusetzen, den Sie mit keinem Steine zu versperren vermögen; zu vergessen, daß es einen Mann gibt, der sich weigert, in meinem Gedankengang die Spur zu verfolgen, welche auf sein eigenes Unrecht, seine eigene Lieblosigkeit hinweist? Denn Ihr Bruder hatte eine Tochter, diese Tochter hätte Schutz von Ihrer Seite verdient. Sie haben sie unter Fremde hinausgewiesen. Dort fand ich sie, unglücklich und krank und hilflos. Ihr gilt mein Besuch, und ich will mich ihr erklären."

Der Professor antwortete nicht sogleich. Er dachte an Alwinens bleiches Antlitz, an ihre Thränen, ihre Bitten. Dann bewegte er drohend die Hand. „Kein Wort zu meiner Nichte! Ihre Mutter ist todt, während Ihr Weib vielleicht noch lebt!"

„Christiane lebt!" murmelte Herr v. Taburowsky. „Hier am Ort. Und Alwine Hansen kennt sie als meine Gattin — nicht als ihre Mutter. Spricht Angesichts dieser furchtbaren Thatsache noch nichts in Ihrem Herzen für mein Bemühen?"

Ignatius Hanſen ſtarrte vor ſich nieder. Der Abſcheu gegen die Urheberin alles Unheils ſtieg ihm mit brennendem Uebermaß bis zu den Lippen empor.

„Fort mit dieſem Weibe aus unſerer Nähe!“ rief er mit ſchriller Stimme.

„Darum handelt es ſich nicht mehr,“ verſetzte der Präſident, das fieberhafte Pochen ſeines Herzens nur noch ſchwer ertragend, da es ihm in jedem Augenblick die mühſam aufgezwungene Selbſtbeherrſchung zu rauben drohte, „nicht mehr um uns handelt es ſich, und was wir Beide füreinander fühlen, ſondern um die Zukunft Alwinens, deren Schickſal Sie dem Zufall überließen. Ich will erſetzen, was ich ihr nahm — das iſt mein Entſchluß.“

„Das Kind meines Bruders iſt elternlos,“ ſagte der Profeſſor mit hohlklingender Stimme.

„Nein, das Kind gehört der Mutter!“ rief der Präſident. „Und ich will gut machen, was in meinen Kräften ſteht. Ich habe einen Sohn, er ſoll ihr Bruder ſein. Ich bin reich, ſie wird mit ihm theilen. Ich habe keinen Ehrgeiz mehr, ich ziehe mich zurück in eine ferne Gegend, wo Chriſtiane ſich auf ihr Herz beſinnen kann ohne Furcht vor der Vergangenheit. Ich will Konrad Hanſen's Tochter lieben und ſie glücklich machen.“

Der Profeſſor ſchritt eilig nach der Thür und rief einige Worte in den Vorraum hinaus. Im nächſten Moment trat der Präſident betroffen zurück und griff, an eine Sinnestäuſchung glaubend, wie betäubt nach der Stirn.

Alwine ſtand in der Thür, aufgeſchreckt durch den haſtigen Ruf, aber nicht überraſcht von der Anweſenheit eines Mannes, welcher ſich geſtern Abend einen Bekannten ihres Oheims genannt hatte. Ihre dunklen Augen hafteten vielmehr betroffen nur auf den Zügen des Profeſſors, welcher zum erſten Male während ihres langjährigen Beiſammenſeins die Hand ſeiner Nichte ergriff und in die ſeine ſchloß.

Herr v. Taburowsky, dieſe ſtumme Bewegung verfolgend, trat dem jungen Mädchen erregt näher. Dabei kam ihm der bebende Ton ihrer Stimme in's Gedächtniß zurück, mit welchem ſie geſtern von der Ankunft ihres Oheims Kenntniß genommen.

„Sie ſagten mir nicht die Wahrheit?" fragte er dringlich, das liebliche Antlitz, welches in dieſem Moment dem Chriſtianens wunderbar glich, mit unruhigen Blicken überfliegend. „Oder doch? Sie nannten ſich verwaist, und ich finde Sie hier bei einem Onkel, welcher nichts für Sie gethan hat, dem Sie nichts verdanken —"

Der Profeſſor räuſperte ſich ſo ſcharf, daß die nachfolgenden Worte dadurch erſtickt wurden und verloren gingen. Als der Präſident aber die Hand ausſtreckte, und Alwine ahnungslos die ihre hineinlegen wollte, ſchleuderte er dieſe Hand bei Seite.

„Rühren Sie die Tochter Konrad Hanſen's nicht an!" rief er, ſeine tief eingeſunkenen Augen auf das verlegene Geſicht Alwinens heftend. „Haſt Du Grund gehabt, Alwine, von mir zu gehen, wo Du zehn Jahre lang Unterkunft gefunden haſt? Sprich!"

Alwine nahm demüthig ſeine Rechte, welche die ihre umſchloß, und führte ſie an die Lippen. „Du hatteſt mir heute vergeben, Onkel!"

„Bringe nicht Dinge zuſammen, die nicht zuſammen gehören," ſagte Ignatius finſter. „Du ſollſt nur bezeugen, daß Du nicht mit meinem Willen aus meinem Hauſe gegangen biſt zu fremden Leuten, ſondern leichtfertig aus eigenem Antriebe. Daß Du heute belehrt und reuig zurückgekehrt und Willens biſt, das Brod mit mir weiter zu theilen. Das ſage jetzt!"

„O, wäre ich bei Dir geblieben!" rief Alwine, in Thränen ausbrechend. Und alle Scheu vergeſſend, ſank ſie dem Profeſſor an die Bruſt.

Er war zusammengefahren wie heute Morgen, nur that ihm dieses unerwartete Ereigniß in diesem Augenblick tief im Herzen wohl. Er genoß darin gleichsam den Lohn seines Thuns, feierte einen Triumph. Und triumphirend, nur mit einem traurigen Beigemisch von bitterer Anklage, sah er Herrn v. Taburowsky in's Auge.

„Durch dieses Exempel werden Sie belehrt sein!"

„Belehrt darüber," versetzte der Präsident, „daß ich Ihnen in einem wesentlichen Punkte Unrecht that. Das aber hindert nicht, meinem Vorsatz treu zu bleiben, der vortheilhafter und naturgemäßer die Tochter zur Mutter führt."

Alwine fuhr aus ihrer Stellung auf, ungläubig, als habe sie nicht recht verstanden, jedenfalls nicht begriffen.

„Mutter?" fragte sie und schaute mit weit geöffneten Augen zwischen den beiden Männern hin und wieder. „Meine Mutter ist ja todt!"

Dem Präsidenten schnitten diese Worte in's Herz. Sein tiefes und weiches Gemüth fühlte in der herben Tragik derselben den schwersten Vorwurf, welcher ihn treffen konnte.

Der Professor wollte sprechen, aber Herr v. Taburowsky schnitt ihm kurz das Wort ab, indem er sagte:

„Hier steht nur Einer die Entscheidung zu, soll sie nicht übervortheilt und in ihrem Menschenrecht geschädigt werden. Die Bande der Natur wird Ihr Haß nicht lösen. Ich fühle es im Voraus und warne Sie, dem Einhalt thun zu wollen. Wir haben kein zweites Mittel mehr, die Wunden der Vergangenheit zu schließen als dieses: Mutter und Tochter einander zuzuführen. Dies wird der Zweck meines Lebens sein."

Ignatius Hansen lächelte bitter. „Sie mag entscheiden, ob sie die Hand ausstrecken will nach dem Gold des Mannes, der ihren Vater —"

„So nicht! Ich ſage, ſo nicht!“ rief Herr v. Taburowsky zitternd vor Entrüſtung. „Das iſt eingeflößtes Gift. Was ihre Seele begreift, ſoll ſie erfahren, nicht, was Ihr Haß diktirt. — Alwine,“ wandte er ſich mit verwandelter Stimme an das junge Mädchen, welches vor Staunen und Furcht kaum zu athmen wagte, „ich war es, den Ihre beklagenswerthe Mutter mehr liebte als Ihren unglücklichen Vater, und der Ihre Mutter liebte wie nichts zuvor auf dieſer Welt —“

Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus. Oft, oft hatte ſie ſich gefragt, wie der Mann ausſehen möge, welcher ſolches Leid über ihr Haus gebracht hatte. Jetzt ſah ſie ihn vor ſich ſtehen, bewundert und verehrt von ihr ſelbſt wie von der Welt.

„Meine Frau iſt Ihre Mutter,“ ſchloß er leiſe, aber feſt.

Dieſe neue Vorſtellung ſchlug wie ein Blitz in ihre Seele. Das ſchöne, blaſſe Antlitz jener vornehmen Frau, die ihr ebenſo viel Staunen als Scheu eingeflößt, leuchtete plötzlich wie hingebannt durch ihre geſchloſſenen Lider, welche ſie nicht zu erheben wagte.

„Ich habe Ihnen einen Vater geraubt, ich bin bereit, Ihnen den herben Verluſt zu erſetzen. Die Stimme des Blutes hat ſchon in meinem Sohne geſprochen, Sie werden einen Bruder haben, Alwine —“

„Und eine Mutter,“ fiel Ignatius mit dumpfer Stimme ein, „welche ihrer Tochter den Rücken wandte. Wähle! Willſt Du hier bleiben bei mir und Martha, oder willſt Du die Adoptivtochter des Mannes werden, welcher Deinen Vater in's Irrenhaus brachte?“

„Eher ſterben, Onkel!“ flüſterte Alwine, und ihr Körper ſchauerte unter einem Eiſeshauch zuſammen, welcher das Bild der fremden Frau, die ihre Mutter ſein ſollte, verblaſſen und verſchwinden machte. „Behalte mich bei Dir!“

Ignatius Hanſen's Züge ebneten ſich, als ob ihm eine

schwere Last von der Seele gesunken sei. Er öffnete die Thür und ließ Alwine aus dem Zimmer gehen. Herr v. Taburowsky aber, dem dieser unvermuthete Ausgang keinen zweiten Versuch mehr gestattete, raffte sich zu seiner gewohnten vornehmen Haltung auf, ergriff seinen Hut und ging ohne Gruß aus der Thür. . . .

Draußen war die Nacht tief herabgesunken. Der Regen floß in warmen großen Tropfen nieder, und ein feiner frischer Duft verborgen sprossender Kräuter zog wie ein Frühlingstraum durch die Natur.

Der Präsident achtete nicht darauf. Seine Gedanken waren noch mit der Scene beschäftigt, deren Zeuge er soeben gewesen war. Er wußte nun aus Erfahrung, daß es nicht in Menschenmacht liegt, die Folgen einer Schuld in ihrem Laufe aufzuhalten, und daß er nie daran denken durfte, sein tiefstes Herzensbedürfniß Alwine Hansen gegenüber zu befriedigen.

Er schritt langsam weiter. Die hoffnungslose Stunde in Christianens Gemach verwob sich mit der hoffnungsleeren Stunde in Ignatius Hansen's Arbeitszimmer. Zwischen Beiden erhob sich nur ein Lichtblick: das Antlitz seines Sohnes. An diesem geliebten Antlitz fühlte Herr v. Taburowsky seine erregten Gefühle sich wieder ebnen.

Er betrat sein Haus und ging sofort in das Zimmer seines Sohnes. Sobald Hans den Vater bemerkte, winkte er ihn hastig zu sich heran und schlang beide Hände um seinen Arm.

„Ich habe so auf Dich gewartet, Papa!"

„Nun bleibe ich bei Dir," erwiederte Herr v. Taburowsky warm. Er hatte es bis jetzt vermieden, Christianens Blick zu begegnen. Sie saß wieder in ihrem Lehnsessel am Bett, hell bestrahlt von der Lampe, einen tiefen Leidenszug um die Mundwinkel eingegraben, während die gerötheten Augenlider die Spuren vergossener Thränen trugen.

Ihr Anblick schnitt ihm tief in's Herz. Er streckte ihr bittend die Hand entgegen. „Christiane!"

Sie stand auf und wollte das Zimmer verlassen. Er vertrat ihr den Weg.

„Christiane, wenn Du Mitleid fühlen könntest!" Und zögernd setzte er hinzu: „Deine Tochter ist in Ignatius Hansen's Hause."

Sie zuckte leicht zusammen. „Warst Du dort?"

„Ja!" Er nahm ihre herabhängende Rechte. „Deine Tochter will nichts mit mir theilen. Wenn Du es vermöchtest —"

„Nein!" sagte sie, ihre Augen schließend. „Was zerstört ist, ist zerstört. Ich habe mich selbst erforscht; die Stimme der Natur ist nicht mehr lebendig in mir, nicht lebendig genug zu einer solchen Demüthigung."

„Du wirst anders denken," sagte er und erinnerte sich, was er selbst freiwillig ertragen. „Du wirst mir verzeihen und —" er brach ab. „War der Medizinalrath hier?"

„Nein, er ist über Land gefahren. Es war auch nicht nöthig, Hans ist fieberfrei."

„Mir kam es vor, als sei seine Stimme rauher als gewöhnlich. Meinst Du nicht? Meine Nerven sind erregt; Du bist ruhig."

Als er aufsah, bemerkte er, daß ihre Wimpern heftig zuckten. Was zerstört ist, ist zerstört, hatte sie gesagt. Er wußte nicht, was ihn packte bei diesen Worten.

„Christiane," flüsterte er gepreßt, „erlasse mir die Qual, Dich leiden zu sehen."

„Papa!" rief Hans. „Willst Du mir den Thee geben?"

Herr v. Taburowsky ließ die Hand seiner Gattin fahren und kehrte an das Bett seines Sohnes zurück, nahm die Tasse und richtete ihn bequem in dem Kissen empor.

„Morgen stehst Du wieder auf, mein Junge!"

Hans nickte, zog seine Lippen vom Tassenrand zurück

und fragte lebhaft: „Und gehe wieder in die Schule? Was wird unser neuer Direktor sagen, wenn ich so lange fehle!“

Der Präsident, von dieser Frage erschüttert, legte seine Hand fester um den Lockenkopf seines Sohnes. „Du wirst die Anstalt nicht mehr besuchen, ich werde einen Hauslehrer für Dich annehmen. Trink jetzt, mein Junge!“

Hans nickte einverstanden. Plötzlich sagte er: „Ich schlucke nicht gut, Papa!“

„Ich sagte es ja,“ fiel Christiane ein, „daß er sich gründlich erkältet hat. Endlich wird diese Erkältung herauskommen. Ein Umschlag über Nacht wird seine Dienste thun. Hast Du sonst Schmerzen im Halse, Hans?“

„Nein, Mama!“

„Es wäre mir doch lieb,“ sagte Herr v. Taburowsky, seinen Platz wieder einnehmend, „wenn wir einen anderen Arzt holen ließen!“

„Bitte, nein, Papa!“ rief Hans sehr lebhaft. „Kein Anderer als der Medizinalrath soll kommen. Bitte, nein, Papa!“

„Ich glaube,“ kam Christiane einer Antwort des Präsidenten zuvor, „daß jede Erregung Fieber verursachen könnte. Da ich wache —“

„Wenn Hans mir versprechen will, es zu sagen, sobald ihm der Hals beginnt wehe zu thun —“

„O ja, Papa! Gewiß!“ Hans hielt die Hand des Präsidenten fest in der seinen und legte sie dann an seine Wange.

In diesem Moment fühlten Beide, Christiane wie er, daß ihre Herzen wieder Fühlung miteinander hatten in ihrem Kinde.

— — — — — — — — — — — —

Gegen Morgen trat Christiane rasch in das Schlafzimmer ihres Gatten. „Veranlasse, daß August nach dem

Arzt geht!" Der graue Dämmerſchein, welcher das Gemach erfüllte, ließ ihre übernächtigten Züge todtenblaß erſcheinen. „Es iſt mir, als kehre mit vermehrten Schmerzen auch das Fieber zurück. Ich mag mich täuſchen. Sieh ſelbſt! Aber der Arzt ſoll augenblicklich kommen."

Die letzten Worte hatte ſie noch gerufen, als ſie die Schwelle bereits wieder verließ.

Herr v. Taburowsky ſprang vom Lager empor. Vielleicht war es das jähe Erwachen, die heftige Ueberraſchung, welche ihm, nun er nach dem Glockenzuge griff, plötzlich die Glieder lähmten, ſo daß ihm die Hand verſagte. Aber dieſe Schwäche war nur eine raſch vorübergehende Anwandlung. Im nächſten Augenblick ſchon erſchallte drunten in der Dienerſtube die Glocke, und fünf Minuten ſpäter ſchlug hinter dem abgeſandten Boten die Hausthür ſchwer in's Schloß.

Der Präſident kleidete ſich haſtig an und trat in das Krankenzimmer.

Die Nachtampel malte noch matt leuchtend ihren verſchwommenen Lichtkreis an die Decke und erfüllte das vom anbrechenden Morgen ſchwach erhellte Gemach mit bläulichem Zwielicht. Chriſtiane hatte in unbezwinglicher Unruhe die Vorhänge bereits zur Seite gezogen und ſo ſchaute der regneriſche Himmel mit ſeinen zerflatternden Wolkengebilden falb durch die Fenſterſcheiben und über die weißen Kiſſen des freiſtehenden Lagers.

Herr v. Taburowsky fühlte den heißen Druck der in hohem Fieber glühenden Hände ſeines Sohnes mit unverhohlenem Schmerz.

„Wie geht es denn, mein lieber, lieber Hans?" fragte er halb flüſternd, die dunklen Locken küſſend, welche verworren die geröthete Stirn umkränzten.

„Nicht gut, Papa!" ſagte er mit einer ſo ſeltſam ver-

änderten Stimme, daß der Präsident die seines Sohnes darin nicht wieder erkannte.

„Hans," sagte er, und es klang wie eine Bitte an den Leidenden, nicht noch mehr Kummer auf ihn zu häufen, „lieber Hans, hast Du viel mehr Schmerzen als gestern Abend, mein guter Junge?"

„Viel mehr, Papa! Aber ich habe es gleich Mama gesagt, wie ich versprochen habe. Nicht wahr, Mama?" Er sprach heiser und ersichtlich nicht ohne Anstrengung.

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Präsident, sich schnell über die Augen fahrend, „Du bist mein guter, lieber Hans. Ich hätte bei Dir bleiben sollen, wie die Mama es that."

„Laß ihn nicht so viel sprechen," bat Christiane, nach der Straße lauschend, wo durch die einsame Dämmerung jetzt laute, rasche Schritte hörbar wurden. „Der Arzt kommt, Gott sei Dank!" Sie beugte sich über den Knaben. „Jetzt wirst Du geduldig sein, nicht wahr? Papa bleibt bei Dir und gibt Dir die Hand, aber tapfer mußt Du sein und dem guten Medizinalrath nichts erschweren. Willst Du?"

Ihre Haarwellen waren über ihre Schulter geglitten und streiften die Wange des Präsidenten. Er zuckte bei dieser sanften Berührung zusammen, als habe er einen Stich erhalten mitten in's Herz hinein.

Sie achtete dessen nicht. Ihre Seele eilte dem Eintretenden entgegen, dem sie die leicht bebende Hand ungeduldig hinstreckte.

„Ich will schon tapfer sein," sagte Hans mit einem schwachen Versuch seines alten heiteren Lächelns. „Wenn er mir nur nicht zu weh thut."

„Hören Sie diese Stimme!" flüsterte Christiane mit zitternden Lippen dem ärztlichen Freunde zu, rasch an dessen Seite tretend. „O, wüßten Sie, wüßte es ein Mensch auf Erden, welche Qualen ich dabei empfinde!"

„Ich höre, ich höre! Leider!“ ſagte er ſehr ernſt, an das Bett ſchreitend, um ſich durch den Augenſchein von dem zu überzeugen, was ihm kaum noch ein Geheimniß war.

Der Präſident, ſeines Sohnes Rechte feſt umſchließend, vernahm von dem Gruß des ihm perſönlich werthen Arztes in dieſem Augenblick nichts, er bemerkte auch nicht deſſen theilnehmend dargereichte Hand. Er ſah nur das leidende Antlitz ſeines Kindes, in deſſen Beſitz er das höchſte Glück ſeines Lebens empfunden.

Hans hielt ſeine umſchatteten Augen feſt auf den Kommenden gerichtet. Er wollte vor ſeinem geliebten und hochgeehrten Vater keine Furcht zeigen und hielt die ſchmerzende Unterſuchung ohne Klage aus, nur hin und wieder leiſe aufſtöhnend und die väterliche Hand bittend drückend, ein Ende zu machen.

Es war ſchon vorüber. Der Präſident athmete auf, indem er ſeinen Sohn ſorgſam in die Kiſſen zurücklehnte. So ſah er nicht den Blick, welchen der Arzt auf Chriſtiane heftete, welche davor einen Schritt zurückwich.

„Allmächtiger!“ hauchte ſie und ſenkte einen Moment gebrochen das Haupt tief auf ihre Bruſt.

Eben jetzt erhob ſich der Präſident. Während der Dauer eines Pulsſchlages blieb ihm die Haltung ſeiner Gattin ſowohl wie die des Arztes unverſtändlich. Plötzlich wich ihm das Blut aus dem Antlitz und unſicher taſtete er nach dem Rande des Nachttiſches.

Der Medizinalrath, tief erſchüttert von dieſem Anblick, wandte ſich zur Seite, aber Herr v. Taburowsky trat feſten Schrittes zu ihm, und ſeine kalte Rechte auf des Freundes Arm legend, führte er dieſen hinter den Bettſchirm.

Chriſtiane, keinen Blick von ihrem Gatten wendend, folgte. Schön und ſtarr wie ein Marmorbild ſtand ſie athemlos lauſchend.

Als der Arzt das Wort Diphtheritis aussprach, schrie Christiane auf. Herr v. Taburowsky blieb stumm, aber es war ihm, als höre er den schweren Tritt des nahenden Unheils. —

Am folgenden Abend ward der Luftröhrenschnitt gemacht. Ein letzter Versuch. Er schien zu glücken.

Und dann saßen sie sich gegenüber eine lange, bange Nacht hindurch, Mann und Weib. Zwischen sich das Lager des schwerathmenden Kindes, um dessen blasse Züge das Mondlicht die geisterhaften Schleier des nahenden Todes wob.

Hans wollte die strahlende Mondscheibe sehen, die seine Schmerzen zu lindern schien mit ihrem kühlen Glanz, so blieben die Vorhänge geöffnet. Und die sternfunkelnde Nacht schaute herab auf die verzweifelnden Menschenherzen.

Hans wußte nichts von dem, was seine Eltern mit unaussprechlichem Weh erfüllte. Er fühlte nur, daß sie in zärtlicher Liebe und Treue ihm nahe waren, seine Hände hielten und zuweilen an seinem kranken Halse schafften, was ihm Linderung und freieren Athem gab. Von dem Vorhandensein der Kanüle und der durch sie bedingten Wunde wußte er nichts. Er war müde, aber der Schlaf wollte noch nicht kommen. Und er freute sich darauf, wie er sich zu den Gaben unter dem flimmernden Weihnachtsbaum alle Zeit gefreut.

Plötzlich fühlte er ein leises Fröfteln und schlug verwundert die großen, dunklen Augen auf — lächelte und sein Haupt drückte sich schwerer in die Kissen. Die Augen blieben weit geöffnet, aufstarrend zu der Räthselsternenschrift des Firmaments.

„Engelhard!“ rief Christiane, vom Sessel auf ihre Kniee niederstürzend und ihre Stirn bewußtlos gegen den Boden des Gemachs neigend.

Die Züge des Präſidenten veränderten ſich. Der Tod ſeines Sohnes bedeutete für ihn den inneren Zuſammenſturz, den vollendeten Schiffbruch ſeines Daſeins. Er beugte ſich mit brechendem Herzen über ſein entſchlafenes Kind, hob das noch lebenswarme Lockenhaupt deſſelben zu ſich empor, preßte es an ſein Herz und drückte ſeine Lippen auf den leichtgeöffneten Mund des Todten.

— — — — — — — — — — — —

Chriſtiane wußte nicht, was ſich um ſie vollzog. Ihre Fieberträume hatten nichts zu ſchaffen mit der Wirklichkeit, nichts mit dem Schluſſe dieſes Dramas, auf deſſen Wendung keine innere Stimme ſie vorbereitete.

Die Trauerkunden, welche jeden Tag auf's Neue, trotz der verſchloſſen gehaltenen Pforte des Präſidialgebäudes, in die theilnehmenden Kreiſe der Stadt und Umgegend hinausdrangen und in Bonsdorf das Feſt der Vermählung für einige Zeit hinausſchoben, — die Berichte von der wachſenden Lebensgefahr des Präſidenten, der von ſeinem Sohne angeſteckt worden war, die Zurüſtungen zur Beiſetzungsfeierlichkeit des allgemein beliebten Knaben; die letzten Stunden des von Chriſtiane abgöttiſch geliebten Mannes, dieſes freiwillige Räumen eines Platzes, auf den ein armer Irrſinniger die gedankenleeren Augen richtete — Chriſtiane wußte nichts davon. Ihre Fieberträume trugen ſie ſpielend über den klaffenden Abgrund, in welchem mit einem Schlage Alles ſpurlos und für ewig verſank, was das Glück ihres Lebens ausgemacht hatte.

Nur einmal ſchien Chriſtiane aus ihren Phantaſien erwachen zu wollen, als das Geläute der Glocken zum zweiten Male durch die ſtillen Straßen hallte, während man ihren Gatten hinaustrug zur ewigen Ruhe. Aber ihr lauſchend erhobenes Haupt ſank abermals träumend zurück. Noch wußte ſie nicht, was ſie verloren hatte.

18.

Alexander v. Rüdiger, voller Mitgefühl für das Unglück eines ihm nahe stehenden Hauses und für den Tod eines ihm persönlich wohlwollenden Vorgesetzten, hatte selbst um eine Hinausschiebung jenes Tages gebeten, welcher ihm Ariana für immer zu eigen geben sollte.

Die letzten Ereignisse, freudige wie schmerzliche, hatten ihn die Persönlichkeit Alwinens sammt allen voraufgegangenen Beziehungen zu ihr vergessen lassen. Er schwelgte im Glück seiner kurzen Verlobungszeit.

Jetzt kam ihm sein Verhältniß zu Hansen's Nichte kindisch wie ein Schülerstreich vor, den nur die Sentimentalität eines thörichten Mädchens zu etwas Absonderlichem aufgebauscht hatte, im Grunde gar nicht der Mühe werth, sein Gewissen Ariana gegenüber deshalb zu entlasten. Er wußte, daß Alwine in der Stadt bei ihrem Oheim lebte. Damit fiel der letzte Grund einer Besorgniß für ihn fort. Er würde es jetzt nicht einmal vermieden haben, ihr auf der Straße zu begegnen, aber sie kreuzte seinen Weg nie.

Einer seiner Kollegen erwähnte einmal beiläufig, dem Gymnasialdirektor und seiner hübschen Nichte in vorgerückter Abendstunde weit außerhalb der Stadt begegnet zu sein, Beide rasch nebeneinander her schreitend, ohne ein Wort zu wechseln.

Wer fragte jetzt nach solchen gleichgiltigen Dingen, wo in den Gesellschaftskreisen der Stadt und in deren meilenweitem Umkreise ganz außergewöhnliche Vorbereitungen zu der Vermählungsfeierlichkeit in Bonsdorf getroffen wurden. Man wußte, daß Herr v. Ferchow seine gerühmte Gastfreundschaft an diesen Tagen in fürstlicher Weise auszuüben entschlossen war, daß er nur noch in diesem glänzenden Vorspiel zu dem Eheglück seiner Tochter lebe

und wirke und nichts ungeſchehen laſſe, was Ariana ſeine Vaterliebe beweiſen konnte.

Ariana lächelte glücklich über das geheimnißvolle Treiben, welches das ganze Schloß erfüllte und ſie ſelbſt daraus verſcheuchte. . . .

Draußen webte der Juni ſein friſches Roſengewand, noch durchflochten von den letzten Dolden des weißen Flieders, welchen die höher ſteigende Sonne mit Abſchiedsküſſen allzu heiß bedeckte. An dem Eiſengitter rankte ſchon das laubige Grün der blauen Klematis wuchernd empor und zwiſchen den aufbrechenden Lindenblüthen ſtreiften Falterpärchen in verliebten Spielen flatternd umher.

Ariana, ſich ſelbſt überlaſſen und ihrer unerſchöpflichen Gedankenfülle, weilte ſtundenlang inmitten dieſer Frühlingspracht, welche den ſproſſenden Empfindungen ihres eigenen Herzens ſo zauberiſch glich. Auch in ihr keimte Blüthe um Blüthe einem wundervollen Licht entgegen, deſſen Morgenroth ihre nächtlichen Träume durchſtrahlte und deſſen Allmacht ſie an Rüdiger's Herzen vorahnend empfand.

Sie war in ſeinen Armen Weib genug geworden, um die Hoffnung zu begreifen, welche ihn zu ihren Füßen niederzog und ſie ſelbſt an ſeine Bruſt.

Sie zitterte nicht mehr vor der flammenden Gluth einer leidenſchaftlichen Liebe, ſeit ſie deren Weſen in ſich ſelbſt erwachen gefühlt. Wahr und offen und ſtolzbewußt der Berechtigung dieſes Gefühls, öffnete Ariana ihre ſchöne Seele vertrauensreich den Blicken Rüdiger's. Er ſollte darin leſen, daß ihr Leben dem ſeinen ſo eng verbunden war, daß zwiſchen Beiden nicht der Schatten einer fremden Macht fürder Raum finden könne.

Und er las dieſes hingebende Bekenntniß, um welches der Frühling ſeine blühenden Roſenkränze wand, mit trunkenen Blicken. Und ſie flüſterten einander lächelnd zu: „Bald! Bald!“

Inzwischen hatte sich das Bonsdorfer Schloß mit Gästen gefüllt. Selbst die betagte Mutter Frau v. Ferchow's, welche sich den Ehrenplatz an der Hochzeitstafel ihrer Enkelin nicht nehmen lassen wollte, hatte eine weite Reise nicht gescheut und war am Tage vor dem Polterabend glücklich eingetroffen.

Ariana, zartfühlend wie immer, überließ ihrer Großmutter das eigene Schlafgemach neben dem Zimmer der Eltern und zog hinauf in die stille Stube, welche Alwine einst als Aufenthalt gedient. Wohl hatte sie versucht, Alwine zur Theilnahme an ihrer Freude zu bewegen, und die sanfte Weigerung derselben mißbilligend vernommen, aber die Fluthwelle glücklicher Erwartung, welche Ariana's Seele in diesen letzten Tagen überdrang, verwischte das Interesse, welches sie ihrem Schützling schwesterlich warm entgegenbrachte. Die Liebe macht die Herzen selbstsüchtig.

Der Polterabend mit seinen glänzenden Aufführungen und seiner rauschenden Musik zog wie ein phantastisches Traumbild hinter den erleuchteten Fenstern des Schlosses vorüber. Inmitten des prunkvollen Jubels hielten zwei Menschenkinder sich zuweilen scheu umfaßt, daß Niemand die Sehnsucht nach Einsamkeit und Stille auf ihren lächelnden Lippen las, Niemand unter all' den Fröhlichen das leise Wörtchen vernahm, welches Rüdiger wie einen Seufzer in Ariana's Ohr gleiten ließ, das Wörtchen, dem die ganze Herrlichkeit und Offenbarung der Liebe innewohnte: „Bald!"

In ihrem Mädchenzimmer, dessen Thür weit geöffnet war und der Mondsichel freien Einblick gewährte in das mit Geschenken angefüllte Gemach, stand Ariana noch einmal vor dem Anbruch des neuen Lebenstages neben Rüdiger. Den weißen Arm um seine Schulter geschlungen, das blonde Haupt an ihn geschmiegt, zog sie seine Hand plötzlich an ihre Brust.

„Wenn Du fühlen könnteſt, was mir ſoeben hier weh that, Geliebter! Wenn Du es mir ſagen könnteſt, da ich es nicht weiß!"

Sie war in dieſem Augenblick, wo die bläulichen Lichtſtrahlen an ihrem weißen Gewande niederrieſelten, in der Verwirrung ihres Gefühls ſo wunderbar ſchön, daß Rüdiger vor der Größe ſeines Glücks erſchauernd leiſe ſagte:

„Mir ſelbſt zog ſoeben ein Schmerzgefühl durch die Bruſt."

„Das darf nicht ſein." Sie richtete ſich auf und faltete beide Hände auf ſeinem Arm. „Du darfſt nicht leiden. Das Leid nehme ich, die Freude Du."

„Wir theilen," flüſterte er, und ſeine impulſive Natur, die vorangegangene Regung ſchon vergeſſend, jauchzte auf bei der Verheißung, welche ihm aus ihren gläubigen Augen entgegenſtrahlte.

„Ja, wir theilen," wiederholte ſie ernſt. „Wir nehmen und geben —"

„An den Ufern des Genfer Sees," flüſterte Rüdiger, „wo Niemand als die blaue Fluth unſere ſüße Freude belauſcht. Dorthin tragen wir den ganzen Liebesfrühling unſerer Herzen. Die Wellen und ich, wir wiegen Dich — der Himmel und ich, wir küſſen Dich — die Sonne und ich, wir halten Dich umfangen."

Sie lächelte. „Und ich rufe das ewige Geſtein zu Zeugen deſſen an, was Du mir ſoeben verheißeſt. Wie ſchön, o, wie ſchön wird dieſe Fahrt in's Land des Glückes ſein! Weißt Du, was mir jüngſt träumte? Daß wir uns an den Ufern des Sees gegenüberſtanden, die glitzernde Waſſerfläche zwiſchen uns, und keinen Weg fanden, wieder zu einander zu kommen."

„Hero und Leander!" ſcherzte er.

„Ja!"

„Ich wette," lächelte er, ſie an ſich drückend, „daß ich

den Kahn fände, der mich zu Dir trüge, denn das weißt Du, daß ich im Anschauen Deiner vor Sehnsucht verginge." Er beugte sich zu ihrem Ohre nieder und flüsterte: „Wenn Du heute Nacht träumst, meine heißgeliebte Ari, darf nicht Meer noch Felsen zwischen uns liegen. Laß unsere Seelen, unsere Liebe so ineinander fließen, wie eben jetzt." Er preßte sie an sein Herz mit heißen Küssen. „Zwei Wellen, die sich vermählen und aufgehen, eine in der anderen."

Sie ruhte wortlos an seiner Brust mit geschlossenen Wimpern. Ihr selbst unbewußt löste sich ein Tropfenpaar von den träumenden Lidern und rollte langsam über ihre heißen Wangen. Dann fuhr sie wie erwachend zusammen.

„Komm!" sagte sie, die blonden Haare aus der Stirn streichend. „Diese Minuten waren die Feier unseres glänzenden Festes."

„Wir nehmen sie im Herzen mit uns und tragen sie durch's ganze Leben," erwiederte er, neben ihr her schreitend, und führte sie wieder mitten hinein in den Frohjubel der Tanzenden.

Herr v. Ferchow hatte richtig prophezeit. Auf diese leuchtende Frühlingsnacht folgte ein regendrohender Morgen.

„Das wird dem jungen Paare den Staub auf dem Wege löschen," scherzte er bewegt, die erkünstelte Ruhe seiner Gattin mit stiller Bewunderung anerkennend. „Was, Großmama! War's nicht just so ein Tag, als ich euch die Tochter davonführte? Und ist uns nicht der Staub des Lebens so ziemlich erspart geblieben?"

Die alte Dame reichte ihm dankbar die Hand. „Lieber Sohn, möchte Ari einen zweiten Ferchow in Rüdiger finden!"

„Nur etwas weniger Temperament — in Ari's Interesse. Was meinst Du, Frau?"

Frau v. Ferchow trocknete ſich verſtohlen die Augen. „Wenn ſie ſonſt glücklich iſt, ſind das Kleinigkeiten.“

„Na, da haben wir's!“ ſcherzte Herr v. Ferchow. „Sie will mir den Ruhm nicht gönnen, ein Querkopf zu ſein. Frau, Frau, wo bleibſt Du mit Deiner Wahrheitsliebe heute?“

Er ging heiter drohend aus der Thür.

„Es geht ihm ſo unbeſchreiblich nahe, ſein Kind von ſich zu laſſen,“ flüſterte Frau v. Ferchow ihrer Mutter zu. „Wenn Ari nicht ſo glücklich würde an Rüdiger's Seite, wie er es erwartet, Moritz ertrüge es nicht. Seinem Charakter gemäß kann er Alex als Schwiegerſohn nur zärtlich lieben oder verabſcheuen. Ein Mittelding gibt es nicht für ihn, wo es ſich um Ari handelt. Er macht auch gar kein Hehl daraus, Ari hat mir erſt kürzlich lachend daſſelbe geſagt.“

„Haſt Du irgend welchen Grund,“ fragte Frau v. Knorring ihre Tochter, „an der erſten Annahme zu zweifeln?“

„O, bewahre!“

„Nun alſo, dann iſt's ja gut! Laß uns jetzt hinaufgehen, das liebe Kind zu ſchmücken. Ich habe noch eine Ueberraſchung für ſie mitgebracht, die jetzt erſt an die Reihe kommt.“

„Wir müſſen uns wirklich dieſe letzten Minuten abſtehlen, um mit ihr noch zuſammen zu ſein. Die erſten Wagen können jeden Augenblick vorfahren,“ ſeufzte Frau v. Ferchow, neben ihrer Mutter die Stufen zum oberen Stock emporſteigend. „Alex wird jetzt noch durch Ferchow feſtgehalten, lange wird er ſich aber nicht mehr gedulden.“

Sie ſchritten den mit dicken Teppichſtreifen belegten Gang herab bis zur Thür des Brautzimmers.

Ariana, wie im Traume die Stunden dieſes Tages an ſich vorüberziehen ſehend, getragen von zwei untrennbaren Gefühlen: der Wehmuth und der Sehnſucht, ſtand

tief in sich versunken am geöffneten Fenster und befragte den zitternden Schlag ihres Herzens, ob er dem Glücke gelte, welches sie für immer verließ, oder einem Glück, welchem sie entgegenging.

Der warme Westwind spielte in ihrem lockigen Haar. Er verhüllte die Frühlingswelt mit seinem nebligen Dunst, nur ahnen lassend, was dahinter ward und sproß. Die Umschleierung der Natur stimmte vollkommen mit dem, was Ariana in sich selbst umschleiert fühlte.

Heute würde sie Rüdiger's Weib werden! Sein Weib! Er ihr Gatte!

Als sie die Hände gegen das Antlitz drückte, rauschte der weiße Atlaß knisternd um sie auf wie tausend Feuerfunken, welche ihren Körper umsprühten.

Die Thür öffnete sich.

„Ari!" rief Frau v. Ferchow leise und konnte ihren Thränen bei diesem Anblick nicht länger wehren.

Sie eilte zu ihr. „O, Du, Mama! Und Großmama! Aber doch nicht weinen, Mama, Du bist ja heute die Sonne meiner Heimath, die bis zuletzt scheinen muß." Sie umfing sie. „Wie lange dauert's denn, so kommen wir zurück. Und zwischen Bonsdorf und der Stadt liegt ja nur ein Stückchen Weg. Nicht wahr, Großmama?"

„Gewiß, mein Kind!" sagte die alte Dame, mit ihren runzligen Händen das schöne Gesicht der Enkelin streichelnd.

„Nimm Dich später recht zusammen, Ari, so wie eben jetzt," bat Frau v. Ferchow, die Wange ihrer Tochter küssend, „wenn Papa da ist!"

„O gewiß, Mama! Ja, der arme Papa! In diesem Moment ist es mir, als liebte ich ihn ebenso, wie ich Alex liebe. Weißt Du, was ich glaube? Er wird später mehr in der Stadt zu finden sein, als in Bonsdorf; ich kenne meinen Papa."

Frau v. Ferchow ging nach dem Tisch, wo auf dem

weißen Spitzenschleier die blühende Myrtenkrone ruhte. „Komm, Ari," sagte sie leise, „setz Dich vor den Spiegel, mein liebes Kind!" Sie trat mit dem duftigen Schmuck hinter die Braut, in deren Haar sie den Kranz drückte.

„Ich hätte es mir nie so schwer gedacht," flüsterte sie ihrer betagten Mutter zu. „Hast Du auch so gelitten, als ich einst ging? Wir armen Mütter!"

Der Schleier wallte jetzt mit seinem Blumengewebe über Ariana's Nacken bis zum Saum ihrer Schleppe hinab.

„Und nun sei glücklich, Kind, wie Du es verdienst!" sagte Frau v. Ferchow tief bewegt und beugte sich noch einmal nieder, die Stirn ihrer Tochter zu küssen.

Die Großmutter hing Ariana eine doppelte Schnur schimmernder Perlen um den Hals, von breitem Brillantschloß gehalten. „Mit meinem Segen!" flüsterte sie, ihr altes Gesicht gegen die rosige Wange der Enkelin drückend. „Wir wollen sie jetzt noch ein Viertelstündchen allein lassen, Josephine, damit sie sich faßt, bevor der Bräutigam sie aufsucht."

Frau v. Ferchow nickte, befreite sich von der umschließenden Hand der Tochter und ging hinter ihrer Mutter aus der Thür.

Ariana blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Eine unbezwingliche Traurigkeit, die das Glück der Erwartung verlöschte, ließ sie angstvoll nach dem kostbaren Schmuck greifen.

„Keine Perlen heute!" flüsterte sie hastig. „Sie thun meinem Glücke weh. Morgen, nur heute nicht! Bin ich denn nicht so unbeschreiblich reich ohne äußere Zier?"

Sie löste rasch das Brillantschloß. „Wie kalt und schwer sie sind!" sagte sie, die Perlenschnur in der Hand wiegend. „Großmama wird verzeihen!"

Ihre blauen Augen glitten suchend im Gemach umher, einen sicheren Aufbewahrungsort für das Schmuckstück

ausfindig zu machen. Endlich blieben sie auf dem kleinen Wandschrank in der Zimmerecke haften.

„Da hinein sollen sie," sagte Ariana heiter, ging nach der Stelle der Wand, wo ein Schlüssel in der Tapetenthür steckte, öffnete diese und wollte, das Geschmeide rasch hineinlegend, bereits den Schlüssel abziehen, als sie plötzlich etwas knistern zu hören glaubte. In der Annahme, der großmütterlichen Hochzeitsgabe Schaden zugefügt zu haben, öffnete Ariana noch einmal die Thür und griff in das Fach hinein, zog aber mit der Perlenschnur einige lose Blätter hervor, welche sie zuvor nicht bemerkt hatte.

Ariana bückte sich, die zu Boden gefallenen Blätter aufzuheben, wobei ihr Blick unwillkürlich auf das Papier fiel, welches sie mit den Perlen in der Hand behalten. Wenn sie der Schein nicht täuschte, waren das Schriftzüge, welche ihr die theuersten auf der Welt waren.

„Alexander's Handschrift!" sagte sie lächelnd. „Ein verborgener Schatz! An wen? An Mama?"

Neugierig gemacht, faltete sie das Blatt auseinander. Es war zerdrückt und verwischt, und oben auf dem Rande zeigten sich Flecke, welche das glänzende Weiß zerstört und einzelne Worte unleserlich gemacht hatten.

„Seltsam!" flüsterte Ariana. „Ganz wie Spuren vergossener Thränen!" Sie betrachtete staunend das Datum. Den 15. November, Abends 11 Uhr.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Die Perlenschnur sank klirrend zur Erde, während eine Leichenblässe das rosige Antlitz der Leserin überzog. Sie las: „Meine geliebte Alwine!"

Ariana's Hand, welche das verrätherische Blatt hielt, zitterte so heftig, daß die Buchstaben vor ihren Augen hin und her tanzten. Sie schloß und öffnete rasch hintereinander die Wimpern, um sich zu überzeugen, daß sie lebe, nicht träume.

„‚Meine geliebte Alwine‘ — warum nicht? Sie hatten ſich ja gekannt.“

Ariana zwang ſich dieſe Erläuterung ab. Ihre Seelenangſt klammerte ſich daran, wie der Ueberlebende ſich an die letzte ſchwache Regung des Sterbenden klammert.

Und nur darum las ſie weiter, eine Rechtfertigung für ihn zu finden. Aber je weiter Ariana ihre Blicke vorwärts gleiten ließ über das zerdrückte Blatt Papier, deſto ſchmerzerfüllter ward der Ausdruck ihrer Augen. Ein Weh, zu tief und brennend, um eine lindernde Thräne fließen zu machen, ſtieg wie ein fremder Körper langſam aus Ariana's Bruſt empor bis hinauf in ihre Kehle und brachte ſie dem Erſticken nahe.

Dennoch begriff ſie noch nicht den Zuſammenhang deſſen, was ſie las. Nur dies Eine, daß der Mann, welcher heute ihr Gatte werden ſollte, neben ihr ein anderes Mädchen geliebt hatte, das ſein Denken beſchäftigte, deſſen Beſitz er erſtrebte.

„. . . Ich ſehe Dich in irgend einem lauſchigen Winkel verſteckt, das liebe Köpfchen in die Hand geſtützt, träumen — von mir, von dem, was zwiſchen uns geſchah. Du ſüße Träumerin! Wäre nur das Leben nicht gar ſo wenig Traum und nicht gar ſo herbe Wirklichkeit, Du ſollteſt nicht länger auf die Erfüllung unſerer innigſten Wünſche harren!“ —

Ariana ſtreckte jäh ihre Hand aus, an welcher der Verlobungsring funkelte, und griff in die kniſternden Falten ihres weißen Kleides, feſt und feſter, um ſich zu überzeugen, daß ſie wirklich im Brautgewand neben dem geöffneten Wandſchrank ſtehe. Ja, Wahrheit war's! Bittere Wahrheit! Sie griff nach dem Myrtenkranz — und ſchrie auf.

Willenlos folgte ſie ihrem Inſtinkte, welcher ſie antrieb, das unſelige Blatt Papier zu Ende zu leſen. Sie

wollte es fortſchleudern, aber es ſchien an ihren Fingern feſtzukleben. „Ich verliere den Verſtand," murmelte Ariana. „Mein Gott, mein Gott! Was iſt mit mir geſchehen, was wird aus mir!" Ihre Lippen waren farblos wie das Papier, und unter dem grünen Kranz erſchien das ſchöne Antlitz marmorweiß. „Und ſie, Alwine —"

Plötzlich fuhr ſie wie verwundet zuſammen. Dort ſtand auch ihr Name.

Ihr Auge verſchlang die Zeilen. „Alex! Alex!" ſtöhnte ſie mit verlöſchender Stimme.

„. . . In einen kleinen, niedrigen Seſſel geſchmiegt, die kleinen Füße auf den Kaminroſt geſtemmt, ſaß eine weibliche Geſtalt: Ariana. Das blonde, lockige Haupt leicht auf die rechte Schulter geneigt, ſchien ſie ihrem eigenen Spiel wie im Traum zu folgen, während die rechte Hand zitternd über die Saiten der Mandoline glitt. Und ich fühlte mich erſchüttert von den Tönen, die mir meine Knabenjahre zurückriefen. Ariana ſpielte das Lieblingslied meiner verſtorbenen Mutter. — ‚Ari,' ſagte der Oheim an meiner Seite, ‚kennſt Du dieſen Burſchen noch, dieſen Monſieur Sauſewind?' — ‚Vetter Alex!' rief ſie aufſpringend und reichte mir die Hand. ‚Willkommen in Bonsdorf! Wir ſind neugierig genug geweſen Deinethalben.'" —

Ja, ſo war's geweſen! Eine zuckende Röthe glühender Scham überflammte Ariana's Züge. „Mein Gott! Mein Gott! Du allein ſiehſt das Ende!" flüſterte ſie. „Ich ſehe es nicht." Und das Blatt zitterte in ihrer Hand wie Eſpenlaub.

Sie konnte ſich nicht mehr auf den Füßen halten, noch weniger die wilden Schläge ihres empörten Herzens ſtehend ertragen. Und doch vermochte ſie kein Glied zu rühren. Starr wie eine Bildſäule ſtand ſie, den Blick fort und fort mit tödtlichem Widerſtreben auf das Papier geheftet —

mußte es zu Ende leſen, ob auch jedes Wort die blutende Wunde ihres Herzens weiter öffnete.

„... Du ſiehſt, meine theure Alwine, daß ich in dieſem erſten, nur den intimſten Familienbeziehungen gewidmeten Beiſammenſein das Geheimniß unſerer Herzen nicht offenbaren konnte, ohne uns zu ſchaden. Was liegt auch daran! Du biſt wohlgeborgen, wir lieben uns, und ob unſer Verlöbniß etwas früher oder ſpäter veröffentlicht wird, hat keinen Einfluß auf unſer Glück. Sei verſichert, daß ich nichts verſäume und nur auf den richtigen Augenblick warte. Ich muß erſt feſten Fuß in Bonsdorf faſſen. So oft es meine Zeit geſtattet, werde ich dort ſein. — — In Gedanken umarmt und küßt Dich zärtlich

Dein Alexander."

Ariana erſchrak vor dem Ton, welcher ſich von ihren Lippen rang. Es war ein Lachen geweſen, aber es klang, wie wenn eine Glocke mitten auseinanderſprang, ſcharf und ſchrill.

„Verräther!" rief ſie. Der Brief entfiel der erſchlaffenden Hand, und mit dem thränenloſen Uebermaß des Schmerzes, der keine Linderung kennt und keine Hoffnung, ſchlug ſie beide Hände vor das Antlitz und ſchwankte zum Seſſel, demſelben, auf welchem Minuten zuvor die weinende Mutter ihr den Kranz des Glückes in's Haar geflochten hatte.

Sie war wie leblos unter dem erdrückenden Anſturm ihrer Gedanken, die ungeordnet wie ein verſengendes Funkenheer in ihrem Gehirn flogen. Nur mit unſäglicher Mühe erhob ſie ſich noch einmal, die Blätter vom Boden aufzuraffen und an ſich zu nehmen. Dabei ſtieß ihr Fuß gegen das Perlenhalsband. Sie ſchauderte davor zurück. „Armer, armer Papa!" murmelte ſie dabei und preßte die Briefblätter in die Taſche ihres Brautgewandes mit einem Gefühl, als habe man ſie für den Opferaltar geſchmückt, nicht für den Altar der Liebe.

„Ich werde nicht sein Weib! Eher sterben!“ fuhr sie auf. Aber überwältigt sank sie in den Sessel zurück. „Vater! Vater!“ Sprang abermals auf und schob den Riegel vor die Thür.

Nun konnte sie wieder klar denken, und Alwinens liebliches Antlitz verwob sich mit diesen Betrachtungen. Deutlich, greifbar stand es vor Ariana's finsterstarrenden Zügen. Ein Strahl des Hasses, der Verachtung, loderte in ihren Augen auf gegen die, welche ihre Güte mißbraucht, dreist und schamlos sich in ihr Herz eingeschlichen hatte. Die Schuld war nicht zu theilen zwischen ihm und ihr. Aber rücklaufend an der Kette stiller Beobachtungen und ursprünglichen Empfindens, anknüpfend an die untrüglichen Merkmale der Sympathie, an alle die Beweise unverfälschter Unschuld und Herzensgüte, welche Alwinens sanfter Demuth ihr gegenüber zum raschen Siege verholfen, fühlte Ariana diese ungerechte Regung mit Widerstreben schwinden. Und mit raschem Aufwallen ihrer schönen Wahrheitsliebe versetzte sie sich in die Leiden Jener, welcher Rüdiger nicht minder als ihr den Himmel des Glücks geraubt. Und in der Sturmfluth ihres Zornes, ihrer jungfräulichen Scham, ihres tödtlich verletzten Stolzes, gedachte Ariana plötzlich der wortlosen Klage in Alwinens Blicken, der stillvergossenen Thränen, der Scene an ihrem Verlobungsabend, ihrer Weigerung, nach Bonsdorf zurückzukehren, des hingehauchten Wunsches: „Sage ihm, er möge glücklich sein!“

„O, unglücklich wie ich und Du!“ rief Ariana verzweiflungsvoll. „O könnte ich doch sterben! Ich habe nichts mehr zu erwarten und will nichts Anderes mehr!“

Sie haßte jetzt ihre blühende Gesundheit. Ein aufquellendes Sehnen erfaßte sie nach dem Tröster Aller, welcher allein sie vor der kommenden Stunde bewahren konnte.

Schritte ertönten den Korridor hinauf. Ariana kannte dieſen leichten, elaſtiſchen Gang, ſie fühlte ihn mit Hammerſchlägen in ihren Schläfen widerhallen. Dieſelben Schritte waren es, welche ſie noch heute in das heilige Reich der Liebe führen ſollten.

Eine betäubende Angſt breitete ſchwarze Schatten über ihr Haupt. Sie hörte das Pochen an ihrer Thür nicht mehr, hörte nicht, daß drunten auf der Rampe Wagen um Wagen vorfuhr, und der Strom der geladenen Gäſte, Ehrenzeugen dieſes häuslichen Freudentages, die feſtlich geſchmückte Halle füllten.

— — — — — — — — — — — —

Von einem Kuſſe auf ihre Stirn erwachte Ariana aus langer Ohnmacht.

Die Thür war gewaltſam geöffnet worden. Sie lag in den Armen ihrer Mutter und ihres Vaters. Alexander v. Rüdiger war nicht anweſend.

Mit dem glücklichen kurzen Vergeſſen des Erwachens blickte ſie um ſich.

„Alex iſt an Papas Stelle bei den Gäſten," ſagte Frau v. Ferchow, beruhigt von dieſem heiteren Blick, die Schläfen ihrer Tochter abermals mit Kölniſchem Waſſer netzend.

Ariana zuckte zuſammen. Aber ihr Vater beugte ſich gerade über ſie.

„Wird's beſſer, Arichen? Was haſt Du denn gemacht? Uns ſo zu erſchrecken!"

Sie preßte die Lippen aneinander und drückte ſie auf die väterliche Hand, den verzweifelten Angſtſchrei zu erſticken, welcher ihre Bruſt zu ſprengen drohte. Nein, ſo unheilbar durfte und konnte ſie ihn und die Mutter nicht verwunden, ihre hochgehaltene Familienehre nicht ſo bloßſtellen vor ſpottluſtigen Augen! Wenn denn Einer leiden mußte von ihnen Dreien, wollte ſie es ſein, die da litt, die der Täuſchung eines Unwürdigen zum Opfer fiel.

Ariana richtete sich langsam auf am Arm ihres Vaters. „Es ist schon vorüber," sagte sie, und ein eisiges Furchtgefühl vor dem Kommenden, Unausweichlichen durchschnitt ihr Herz.

„Der Geistliche ist bereits unten," sagte Herr v. Ferchow, ihre Schulter umschlingend. „Nur unsere kleine Braut fehlt! Geht's? Wahrhaftig! Aber der Schreck, den Du dem armen Alex eingejagt hast! Ich sage Dir, er kam mehr todt als lebendig heruntergestürzt. Nun, Gott sei Dank, es war nur ein kleiner Schreckschuß, den meine Ari zuguterletzt noch abzugeben beliebte!"

„Ja, gottlob!" wiederholte Frau v. Ferchow. „Aber ist Dir auch ganz wohl, Kind? Du siehst so blaß aus."

„Ganz wohl, Mama!" sagte sie leise. „Mir wird nie besser werden."

„So etwas kommt vor," tröstete Herr v. Ferchow. „Wenn man so glücklich ist wie Du, verschmerzt man solch' kleinen Unfall leicht."

Ihr Ohr fing all' diese Worte mechanisch auf, ihre Seele wußte nichts davon. Diese drängte vorwärts nach dem Augenblick, wo der Mann, dessen Nähe sie hätte fliehen mögen bis in den fernsten Winkel der Erde, seinen falschen Blick auf ihr ruhen ließ, den schmachvollen Betrug zu vollenden.

Nichts von ihrem hochgehaltenen Selbstgefühl regte sich in dem Augenblick, da ihr Fuß die Schwelle des Gemaches betrat, in welchem Rüdiger ihrer harrte. Sie war sich eine Fremde geworden, abtrünnig und entweiht. Ariana wandte sich um und sank ihrer Mutter an die Brust.

„Was hattest Du mir denn versprochen, mein geliebtes, tapferes Kind!" flüsterte Frau v. Ferchow erschreckt, aber in ihrer Mutterliebe von diesem schweren Abschied der Tochter zugleich angenehm berührt. „Denke doch an Papa und an das, was er aufgibt in Dir! Und hier ist ja

Alex, Dich zu trösten. Komm, Alex, Ariana ist so tief bewegt!"

„Lebe wohl, Vater!" sagte Ariana, ihre Arme um Herrn v. Ferchow's Nacken schlingend. „Und vergiß nicht, was wir uns gewesen sind!"

Er drückte sie an sich. „Wir werden Dich bald wieder haben! Komm, sie fangen ja schon mit dem Gesang an! Auf Wiedersehen also, meine kleine Frau v. Rüdiger!"

Sie legte hastig ihre Hand, ohne das Antlitz des betroffenen Bräutigams zu streifen, in dessen Arm, während Herr und Frau v. Ferchow ihnen voraus durch die Gemächer schritten bis zum runden Tanzsaal, woselbst der mit Blumen und Purpursammet geschmückte Altar sich im Lichterglanz erhob.

Ariana sah nichts von den fremden Gestalten, nichts von dem glänzenden Prunk der Gewänder, zwischen welchen sie an Rüdiger's Seite langsam dahinschritt. Das geheimnißvolle Rauschen ihrer Brautschleppe, das rieselnde Wallen ihres Schleiers, welcher eine Welt stillen Glückes in ihrer Brust verhüllen sollte, klangen umsonst zu den Ohren des jungen Weibes, welches der Kindesliebe das Opfer dieser Stunde brachte.

Rüdiger konnte sich Ariana's verändertes Wesen nur als einen unvorhergesehenen Ausbruch des Trennungswehes erklären, und fühlte Angesichts der Pflichten, welche er mit diesem Augenblick übernahm, die ganze Tiefe seiner Liebe für das schöne, blasse Weib an seiner Seite sich entfalten.

Er drückte leidenschaftlich Ariana's Arm an sich. Aber keine Gegenregung ward fühlbar. Ihr Hand ruhte starr und kalt wie ein Marmorgebilde in seinem Arm.

„Ariana," flüsterte er, „Du Glück meines Lebens — meine Wonne, mein Alles — die Stunde ist da, die Stunde der Erfüllung!"

Digitized by Google

Sie heftete die Augen ſtarr auf die leuchtenden Kerzen. Eine Art geiſtiger Betäubung kam mit dem erſten Wort des Geiſtlichen über ſie herab. Der innere Widerſtand war gebrochen. So lange ihr Bewußtſein ſie nicht verließ und mit ihm das Leben, ſo lange gab es kein Zurückweichen.

— — — — — — — — — — —

„Ariana, mein Weib!"

Sie ſchaute auf. Wo war ſie?

Der funkelnde Speiſeſaal mit ſeinem blühenden und glühenden Roſenſchmuck war verſchwunden, das ſummende Tafelgeräuſch verhallt, verſtummt die rauſchende Muſik. Stille ringsum und ein magiſches Dämmern. Wo war ſie? In einem fremden Gemach, welches ihr Fuß nie betreten und das ſie doch kannte, ahnungsvoll erſchaute, wie man eines ſchönen vergeſſenen Traumbildes ſich zuweilen erinnert in der Alltäglichkeit des Lebens. Es war ihr eigenes häusliches Heim, welches ſie Beide beherbergen ſollte bis zum folgenden Morgen, wo ſie die Reiſe nach den blauen Wellen des Genfer Sees antraten, die Fahrt in das Land des Glückes.

Aber zwiſchen dieſem Wechſel von Luſt und Schweigſamkeit, Glanz und Dämmerung lag noch eine ſeltſame Fahrt unter dem finſteren Nachthimmel, der ſeine Wolken ſo tief herniederſenkte, daß Nähe und Ferne darin verſchwammen. Nur zuweilen fiel das Licht der Laternen mit gebrochenem Strahl durch die geſchloſſenen Scheiben und glitt neugierig über das ſtille Paar hinweg. Während dieſer ganzen Fahrt hatte Ariana das Gefühl, als ſei ſie geſtorben und dem Leben entrückt, ſo daß ſie nichts mehr zu ſchaffen habe mit ſeiner Qual und ſeiner Freude, nichts mehr mit dem, was geweſen, noch was zukünftig war, nichts mit dem Manne, deſſen Händedruck ſie verſtändnißlos ertrug.

„Ariana, mein Weib!"

Sie fuhr zuſammen. Zum zweiten Male vernahm ſie dieſe Worte. Sie erkannte die Stimme wieder, welche ſie ausſprach, dieſelbe Stimme, die geſtern Abend ein Chaos von Hoffen und Sehnen in ihr entzündet, und mit einem gepreßten Angſtruf warf Ariana den unfreien Geiſteszuſtand von ſich ab. Mit einer Bewegung des tiefſten Schreckens zog ſie ihre Hand zurück.

„Rühre mich nicht an!"

Sie war todtenblaß. Ihre blauen Augen ſchienen ſchwarz gefärbt in der Qual der Erregung.

Alexander v. Rüdiger war ſo betroffen von dem harten Klang ihrer Stimme, mehr noch, als von dem Verbot ſelbſt, daß er zurücktrat.

„Ariana! So ſprichſt Du zu mir? Zu mir? Du zu mir?" Ein heißes Weh zuckte um ſeine Lippen. „Was habe ich Dir gethan? Wenn eine Stunde wie dieſe erſehnen, wenn ein unausſprechliches Dankgefühl Dich beleidigen heißt, ja, dann habe ich Dich beleidigt, mehr als Du es weißt, mehr als Du begreifſt, und ich wüßte nicht, wie ich Dich verſöhnen ſollte. Denn das, was Dich kränkt, kann ich nie von mir abthun, nie. Ich liebe Dich, Ariana, ich bete Dich an!"

Er war zu ihren Füßen niedergeſunken.

Sie trat mißächtlich zurück. „Laß das Komödienſpiel! Es iſt zu Ende. Ein neues habe ich begonnen, weder um meinethalben, noch für Dich —" ſie ſtockte flüchtig und ſtrich über ihre trockenen Augen, die zu ſchmerzen begannen. „Um meiner Eltern willen führte ich dieſe unwürdige Lüge zu Ende bis hierher. Gott iſt mein Zeuge — bis hierher und nicht weiter!"

Rüdiger war aufgeſtanden. Seine Rechte, welche er nach ihr ausſtreckte, bebte. „Du ſprichſt von mir und Dir? Lüge, ſagſt Du? Willſt Du damit ſagen, daß meine

Liebe zu Dir, dieſe unermeſſene Liebe, Lüge iſt und war? Ariana, wo findeſt Du den Muth, mir ſolche Dinge in's Geſicht zu ſagen, mir, dem Du noch geſtern Abend die heilige Hingabe dieſer Stunde ſo wonnenreich in's Herz lächelteſt? Träume ich denn? Iſt das meine Ariana," er faßte mit unwiderſtehlicher Kraft ihre Hand, „die an meinem Herzen ſich ſelber erkennen lernte — biſt Du's wirklich, Ariana, die mich von ſich ſtößt? Warum? Sage mir, warum?"

Das bittere Lächeln, welches als einzige Antwort um ihre Lippen ſpielte und deutlicher als alle Worte ſein Hoffen zerſtörte, erregte ſeinen Zorn.

„Ich will wiſſen, warum Du uns dieſe Stunde bereiteſt! Denn das weißt Du, ihr Echo klingt durch unſer ferneres Leben, ohne jemals ganz zu verhallen. Ariana, weißt Du, was Du thuſt? Sieh mich an! Nein, in's Auge ſieh mir! Ach, komm an meine Bruſt! Ich liebe Dich ja ſo unſäglich, Ariana! Was iſt mir das Leben ohne Dich! Mir willſt Du mißtrauen, dem Du Dich ſchenken wollteſt, ganz und für immer?"

„Schweig!" rief ſie, gegen ihren Willen von dieſen Rückerinnerungen heiß durchzittert. „Rühre nicht an dieſe Wunde, ich ertrage es nicht, es iſt zu viel! O, was haſt Du an mir geſündigt! Wozu haſt Du mich herabgewürdigt! O, wäreſt Du wahr geweſen, aufrichtig, wie Du es nicht warſt!"

Jetzt wußte er, um was es ſich handele. Die Erkenntniß zuckte ihm wie ein Blitzſtrahl durch die Seele. Er ſenkte den Blick.

„Du irrſt!" ſagte er tonlos. „Du irrſt dennoch! Es iſt der Haß, der ſich rächen wollte."

„Der Haß?" fragte ſie, die Hände faltend und gegen ihre Bruſt drückend, welche immer ſchwerer zu athmen begann. „Der Haß? Wer glaubſt Du, der Dich verrieth?

Ein elender Zufall, ein Nichts!" Sie schrie auf und stieß seine Hand zurück. „Und diesem Nichts fiel mein ganzes Leben zum Opfer. Deine Briefe —"

„Meine Briefe?" rief er heftig. „Meine Briefe?"

„An Alwine Hansen! Ich trage sie bei mir — hier sind sie!"

„Ich will sie nicht sehen," rief er zitternd vor Schmerz, Unwillen und Scham, „diese Zeugen einer unseligen Verirrung, deren Folgen ich mit Widerstreben, und seit ich Dich gesehen, mit Verzweiflung trug, diese Zeugen einer Schwäche, die an meiner besseren Ueberzeugung zehrte und mich doch nicht frei gab, diese Zeugen will ich nicht sehen. Sie bedeuten nichts. Ein Wort von all' den tausenden, die ich Dir zugeflüstert —"

„Und Alwine Hansen!" fiel Ariana bitter ein.

„Im ersten Rausch, sonst nie!" unterbrach er sie mit jähem Aufflammen des Zornes. „Dieses thörichte, unbedeutende Mädchen, das durch sein häusliches Unglück mich rührende Kind —"

„Dem Du das Herz brachst wie mir! Glaubst Du, ich hätte Dich nicht begriffen, wenn Du aufrichtig zu mir gewesen wärst?" fragte sie mit stolzer Hebung des Hauptes.

„Begriffen, aber nicht verziehen hättest Du, nicht geglaubt!" fiel er heftig ein. „Bei Deiner Unerfahrenheit —"

„Glaube ich jetzt? Und fragtest Du darnach?" rief das junge Weib mit anklagender Schärfe. „Was fragtest Du nach den Empfindungen Jener, die Dich liebte? Du bautest nicht auf Dein Pflichtgefühl — auf das demüthige Schweigen eines hilflosen Kindes bautest Du, als Du um mich warbst."

„Ein Zeichen, daß ich sie nicht fürchtete," erwiederte er bitter und mit Haß gegen die unschuldige Ursache dieser unerträglichen Demüthigung.

„Nein, Du fürchtetest sie nicht," rief Ariana, „so wenig,

daß Du Deine Braut den Glückwunsch Jener in Empfang nehmen ließest! Deine Briefe, welche sie in der Nacht nach unserer Verlobung verzweifelnd von sich schleuderte, diese Briefe fand ich als ich Dich erwartete zum letzten bräutlichen Gruß. Glaubst Du, daß ich Deine Hand noch in gläubigem Vertrauen berühren könnte? Deinen Kuß ertragen, der mir nicht gehört und dem die Thränen jenes armes Kindes beigemischt sind?"

„Da Du sie kennst, wirst Du begreifen, daß ihre Liebe mir nie genügen konnte. Ein Zufall war's, der sie an mein Herz warf, ein Irrthum, der mich verleitete, sie daran festzuhalten, nichts weiter! Aus dieser einen Stunde erwuchs das Unglück, welches Dein Unglaube über uns hereinstürzen läßt. Meine Neigung zu ihr war erloschen auch ohne Dein Dazwischentreten."

Sie lachte bitter auf. „Und der Brief vom 15. November? Mit Allem, was Deine Liebe ihr darin verheißt? Und ich, Thörin, glaubte ihr eine sündhafte Neigung verzeihen zu müssen, glaubte an Alwinens Liebe zu Hammer, während ihre Thränen um Dich flossen!"

„Ich liebe Dich, Dich allein, und habe allein Dich geliebt," stieß Rüdiger mit dumpfer Stimme hervor. „Die anderen Briefe — lies sie — sie sind traurige jammervolle Reste einer Stunde, da Alwine mir, nicht ich ihr, ihre Liebe eingestand."

„Meinst Du, daß ich an Deinem Gefühl für mich zweifle?" rief sie bebend vor Schmerz, ohne auf das letzte Bekenntniß zu achten. „O, nein, ich weiß sehr wohl, daß Du mich zu besitzen wünschtest! Du hast, als Du Alwine Hansen aufgabst, an — an die reiche Erbin von Bonsdorf gedacht, hast uns, hast Dich selbst so tief erniedrigt, daran zu denken!"

Er war fahl geworden im Antlitz, als habe er einen Schlag in's Gesicht erhalten, trat zurück, suchte eine Ant-

wort zu finden und fand ſie nicht. Endlich hob ſich ſein Haupt frei empor. „Ich gäbe die Schätze Deines Vaters — den Reichthum der Welt darum, könnte ich dieſe Stunde ungeſchehen machen, mehr noch, hätte ich nie Deine Hand begehrt.“

Ariana ſchwindelte. Sie fühlte es, daß aus dieſer Stimme der Klang verlangender Sehnſucht gewichen war. Und hätte ſie noch zweifeln können, Rüdiger's Haltung, der finſtere Glanz ſeines Auges gaben ihr Gewißheit.

„Du willſt Aufrichtigkeit,“ ſagte er, „Du ſollſt ſie haben. Ueber einen Mangel meiner Wahrheitsliebe wirſt Du Dich nie mehr zu beklagen haben. Dieſe Stunde, welche das Band der Liebe zwiſchen uns zerriß und die mich büßen läßt, was ich nie verbrach, hat Alles fortgeräumt, was mir die Zunge feſſeln könnte einem Weibe gegenüber, das ſeinen Werth zu hoch ſchätzt oder zu gering.“

„Sprich!“ ſagte ſie.

„Ich würde Dich geliebt haben, wäreſt Du arm geweſen. In die verfloſſenen Stunden des Glückes, in dieſe Stunden hätte Dein Geld kein verſchönerndes Licht werfen können. Daß ich dem Reichthum Deines Vaters, Deinem Erbe alſo, nicht gleichgiltig gegenüber ſtehe oder ſtand, werden Alle begreifen, welche mit den gegebenen Verhältniſſen zu rechnen verſtehen. Nur Romanhelden können ableugnen, daß die glänzende Mitgift einer geliebten Frau die Wonne ihres Beſitzes vermehrt, obwohl ſie mit ihrem eigenen Werth nichts zu ſchaffen hat! Es widerſtrebt meinem innerſten Gefühl, ein ſolches Bekenntniß ablegen zu müſſen, aber das Verhältniß, das Du zwiſchen uns geſchaffen haſt, verträgt jedwede Auseinanderſetzung. — Du fühlſt Dich leidend?“ unterbrach er ſich, den heftigen Wechſel ihrer Geſichtsfarbe verfolgend. „Sonſt ſpräche ich noch weiter über Dinge, die am beſten gleich heute abgethan werden — da wir doch einmal beim Aufräumen ſind.“

„Ich bin nie leidend, wenn es sich um mein Pflichtgefühl handelt," versetzte Ariana finster. „Ich habe heute vor dem Altar den Beweis geliefert."

„Ehrenwerther gegen mich und pflichtgemäßer wäre es gewesen, Du hättest diese unzeitige Stärke nicht besessen," sagte er schroff. „Es gibt ein Mittel, das Dich von mir befreien konnte und zugleich von allem kindlichen wie gesellschaftlichen Zwang. Nun ist mir die Anwendung verboten — um Deinetwillen!"

Sie griff nach einem Sessel, dabei knisterten die Briefe in ihrer Tasche. Dieses Geräusch richtete sie wieder auf.

„Bist Du zu Ende?"

„Nicht ganz! Ich wollte Dich nur darauf aufmerksam machen, daß ich nach unserer Rückkehr mich mit Deinen Eltern auseinander setzen werde, um eines Komödienspieles enthoben zu sein, welches auf uns Beide nur demüthigend wirken kann. Bis dahin müssen wir ertragen, was meine Schuld und Dein Racheeifer uns auferlegt. Ich nehme Deine Opferung für's Leben nicht an, und ebenso wenig opfere ich meine Manneswürde dem Zusammenleben mit einer Frau, deren Gegenwart nur einen steten Vorwurf für mich bedeuten kann. Gute Nacht!"

Er verließ rasch das dämmerige Gemach, in dessen fernste Ecken sich das bläuliche Ampellicht wie verschwiegener Mondglanz drängte und aus dessen verschwimmender Helle sich die schlanke Gestalt des jungen Weibes in traumhaftem Liebreiz erhob.

Sie regte nicht den Finger, wandte nicht das Haupt, ihr Auge starrte vor sich in das Trümmerchaos eines verfehlten Daseins, wo zwischen Scherben entwurzelt lag, was sie heute in voller Blüthe zu sehen gehofft. Nur als die Thür in's Schloß fiel, erzitterte sie. Aus der Tiefe ihres wunden Herzens, athemraubend schmerzhaft, rang sich endlich mühsam ein Tropfenpaar los und stieg langsam bis an

den Rand der dunklen Wimpern empor. Dort blieb es hängen, gläsern und wie vereist, eine Last, keine Erquickung.

Draußen blies der Wächter die zwölfte Stunde mit schrillem Pfiff ab. Ein scharfer Regenschauer schlug klirrend gegen die Scheiben.

Da fuhr Ariana aus ihrem qualvollen Brüten empor, warf sich auf das einsame Lager, drückte ihr Antlitz tief in seine duftigen Kissen und weinte laut.

19.

In der Frühe des Morgens, als Alwine ihr blasses Gesichtchen über die blühenden Blumentöpfe ihres Fensters neigte, auf welchen noch einzelne Regentropfen im warmen Sonnenschein blitzten, fuhr drunten auf der Straße die rappenbespannte Equipage donnernd vorüber, welche den Assessor v. Rüdiger und seine junge Frau nach dem Bahnhof brachte.

Sie kannte das Gefährt zu gut, als daß nicht plötzlich in die bunten Kelche ein heißer Thränenschauer niedergesunken wäre. Gebeugten Hauptes lauschte das junge Mädchen in die einsame Straße hinaus, bis der letzte Schall der rollenden Räder auf dem Pflaster verhallt war. Dann richtete sie sich tiefseufzend auf.

Nun war's geschehen und vorbei. Das Schwerste, das anscheinend Unerträgliche war vorüber, und sie war nicht darüber gestorben. Und die Blumen blühten heute so lieblich wie zuvor und die Sonne lachte hoffnungsreich über der Erde wie zuvor.

Nur in ihrem eigenen Herzen gab's kein Glück mehr. Es war, als ob ein Theil desselben mit in die Gruft des Knaben gesenkt worden sei, der ihr Bruder gewesen und den sie lieb gehabt, ohne es zu wissen.

Sie konnte es nicht begreifen, warum das Schicksal

gerade ihre unbedeutende Person in den Mittelpunkt seiner gewaltigen Fügungen gestellt. Und ein unverwischbares Grauen führte ihr immer von Neuem die Stunde vor Augen, wo ihr Oheim und der Präsident v. Taburowsky den Kampf um ihren Besitz ausfochten.

Nun war er todt, der Mann, welcher einst das Glück ihres Vaters vernichtet hatte, und dessen letztes Geschick ihr dennoch Thränen erpreßte. Indem ihre Hand Blumen auf die Gruft seines Sohnes streute, weilte ihr Auge in scheuer Trauer auf der Ruhestätte eines Mannes, der das Herbste an sich erfahren, was ein Menschenherz erfahren mag.

Und die Frau, welche er verlassen hatte! Ihre Mutter!

Alwine konnte es nicht ausdenken und wenn sie darüber nachsann vom Morgen bis zum Abend. Aus der nämlichen Tiefe, welche diese beiden Todten aufgenommen, stieg ihr unverhofft die lebende Mutter; denn ihre todt geglaubte Mutter lebte.

Und wundersame Kindererinnerungen und Kinderwünsche klangen wie zitterndes Saitenspiel in Alwinens Brust wieder. Das heilige Sehnen nach den Schlägen des Mutterherzens erwachte und wehte wie Frühlingswind stürmisch und linde durch ihre Seele.

Aber diese Mutter hatte sie einst aufgegeben!

Weit tiefer und schmerzlicher noch als Rüdiger's Verhalten senkte sich diese Thatsache in Alwinens Herz.

Die Todtenstille, welche Ignatius Hansen seither über diese Angelegenheit um sich breitete, sowie die Abgeschiedenheit, in welcher Alwine von Neuem an seiner Seite lebte, durchdrang keine Nachricht neuer Tagesereignisse, kaum ein Gerücht. Martha allein hatte davon sprechen hören, daß die hohen Spiegelscheiben der Präsidentenwohnung noch immer dicht verhangen seien, und daß die Präsidentin sich Tag und Nacht im Sterbezimmer ihres Gatten aufhalte.

Alwinens Vorstellungskraft erfaßte die Erscheinung dieser vereinsamten trauernden Frau, welche ihre Mutter nicht sein wollte, in ihrer ganzen stolzen Schönheit, wie sie derselben fremd und scheu gegenüber gestanden hatte.

Als Alwine sich vom Fenster zurückzog, kam Martha geräuschvoll herein.

„Wissen Sie schon, was ich eben gehört habe?"

„Nein!" sagte Alwine leise mit einem vergeblichen Versuch, ihr Gesicht diesen scharfen Augen zu entziehen.

„Der verstorbene Präsident soll Ihnen etwas vermacht haben in seinem Testament. Haben Sie darum gewußt?"

„Nein!" Sie war so erschreckt, daß sie abwehrend die Hand ausstreckte. „O nein! Wie käme er auch dazu!"

„Na, das ist seine Sache! Und wenn man nichts hat, ist eine Erbschaft nie zu verachten. Es würde gar nichts schaden, wenn Sie etwas mit in die Wirthschaft zahlen könnten, meine ich."

„Gewiß, Martha," sagte das junge Mädchen sanft und demüthig trotz dieser Anspielung. „Aber Sie irren sich."

„Na, dann irre ich mich eben," erwiederte sie grob und schlug die Thür zu.

Alwine blieb in lebhafter Unruhe zurück. Was würde ihr Oheim sagen, wenn dieses Gerücht zu seinen Ohren drang? Sie zitterte schon bei dem Gedanken, ihn den Namen des Präsidenten aussprechen zu hören. —

Gegen fünf Uhr Nachmittags trat der Professor nach seiner jetzigen Gewohnheit in Alwinens Gemach, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand.

„Willst Du mit mir spazieren gehen?"

Und dann waren sie Beide schweigsam zum Städtchen hinausgeschritten, sehr raschen Ganges, dorthin, wo Menschen nicht zu vermuthen waren.

Der Wind wehte warm von Süden her über das wogende Halmenmeer. Darüber sang in blauer Höhe die Lerche ihr

munteres Lied. Das alte Rebhuhn lockte seine Jungen. Die hochbewachsenen Wiesen, von den weißen Sternen unzähliger Kamillen übersäet, wiegten ihre duftigen Gräser im Abendwind.

Alwine dachte an das Glück der Neuvermählten, welches sie mit ihrem Herzblut erkauft hatte. Ein Hirt inmitten seiner weidenden Heerde spielte die Flöte. Anmuthig klang es über die Felder.

„Störend," sagte Ignatius Hansen stirnrunzelnd. Alwine drückte ihre Hände auf's Herz und senkte ihr Antlitz tief unter dem schirmenden Hut.

— — — — — — — — — — — —

Dieselbe sinkende Sonne warf ihre röthlichen Strahlen durch die verhangenen Fenster der Präsidentenwohnung, hinter welchen der Schatten einer Frauengestalt sich zuweilen regte.

Es war todtenstill in dem Gemach, selbst der Pendelschlag der längst abgelaufenen Uhr war verhallt. Inmitten dieser Einsamkeit, abgeschlossen von Licht und Welt, verbrachte Christiane v. Taburowsky die Stunden ihres Daseins. Wie sie Kenntniß von dem genommen, was der Tod ihr geraubt, wußte sie nicht. Sie hatte nur die Erinnerung an einen Aufschrei, der heute noch in ihrem Ohr nachzitterte und der den Boden, darauf sie hingestreckt lag, zu erschüttern schien. Und seit sie aus ihrer Ohnmacht, aus ihrer rasenden Verzweiflung zur Besinnung gekommen war, saß sie regungslos vor dem Schreibtisch ihres Gatten, Tag und Nacht, das Haupt in die Hände vergraben. Nur zuweilen scheu aufblickend auf die Bilder ihrer verstorbenen Lieben.

Das Testament ihres Gatten, sein letzter Brief an sie, lagen noch uneröffnet vor ihr. So oft sie die Hand darnach ausstreckte, hatte sie ein Gefühl, als reiße eine unsichtbare Macht mit Gewalt ihren Arm zurück. Und doch kam ein Moment, wo die Wuth ihres Schmerzes ihren Höhepunkt

erreichte. Da brach Chriſtiane mit zitternden Fingern das Siegel. Unfähig, zu denken und den Sinn der unſicher geſchriebenen Buchſtaben zu faſſen, irrten ihre Augen mechaniſch über das beſchriebene Blatt, dann las ſie:

„Ich habe Dich geliebt, wie ich nichts in der Welt geliebt. Und weil dies ſo war, konnte ich den Weg zu Dir nicht wieder zurück finden. Und weil ich ihn nicht fand, nenne ich dieſe Trennung ein letztes Glück. Deine Liebe gehört mir. Mit dieſem Bewußtſein ſterbe ich. Und Du wirſt mir einen letzten Wunſch erfüllen. Ich habe den Erben gefunden, welchen ich in meine und unſeres Sohnes Rechte einſetzen darf: Deine Tochter. Suche ſie auf, und Du wirſt Dich in ihr wiederfinden, und ſie wird Dich tröſten. Ich ernenne in meinem Teſtament Alwine Hanſen neben Dir zu gleichen Theilen als Erbin meines hinterlaſſenen Vermögens mit dem Wunſch, daß ihr dereinſt das Ganze werde, worüber ich verfügen kann. Du aber ſchenke ihr den ſchöneren Schatz Deiner Mutterliebe.“

Die Stunden verrannen. Es regte ſich nichts in dem Gemach. Chriſtiane ſaß nach wie vor am Schreibtiſch; ihre Stirn war auf die Holzplatte niedergeglitten. Ströme von Thränen ſtürzten aus ihren Augen über das Papier, welches die Schriftzüge ihres Gatten trug, und ſpülten das Eis von ihrem Herzen hinweg.

Das Abendeſſen an des Profeſſors Tafel ging vorüber. Mit kurzem Gruß zog er ſich in ſein Arbeitszimmer zurück.

Alwine ſuchte ihr Gemach auf. Kaum war ſie dort, ſo klopfte es, und Martha ſteckte ihr mürriſches Geſicht durch die Thür. „Man fragt nach Ihnen!“

Das junge Mädchen ſprang auf. „Wer?“

„Weiß ich nicht. Eine Frau iſt es!“

Alwine eilte zur Thür. Die halbe Oeffnung derſelben

war bereits ausgefüllt von einer tiefverſchleierten Geſtalt, die regungslos auf der Schwelle verharrte, das Haupt gegen den Thürpfoſten gelehnt, als mangele ihr die Kraft, ſich aufrecht zu halten.

„Bitte," ſagte Alwine verlegen, das beängſtigende Schweigen brechend. „Ich weiß leider nicht —" ſie verſtummte wieder.

Chriſtiane v. Taburowsky trat langſam näher. Sie fühlte ſich ſterbensmüde. „Du kennſt mich nicht?" murmelte ſie unverſtändlich und hob mit bebender Hand den ſchwarzen Schleier von ihrem Antlitz.

Auf dem Tiſche, nicht weit entfernt von Beiden, brannte eine Lampe hell genug, um mit ihren Strahlen jeden Gegenſtand des Zimmers zu beleuchten. Auch über die Geſtalt Chriſtianens, über das entſchleierte Antlitz glitt ihr heller Schein.

Alwine ſchaute darauf hin ohne Bewegung, fremd wie zuvor.

Die Präſidentin wußte nicht, was ſie bei dieſem beängſtigenden Schweigen durchrieſelte. Kam ſie aus einer anderen Welt? Oder was war mit ihr geſchehen? Sie blickte vor ſich hin in den Spiegel, wankte zurück und ſtieß einen Schrei aus.

„Bin ich's? Bin ich Chriſtiane v. Taburowsky? Oder bin ich's nicht?"

Alwine war bei Nennung dieſes Namens todtenblaß zur Seite gewichen. Sie zitterte, denn Alles, was ſich in ihr an Bitterkeit und Schmerz bisher geregt gegen dieſen Namen, ſtürmte jäh, blitzſchnell auf ſie ein. Sie ſchlug beide Hände vor ihr Antlitz, im tiefſten Innern erſchüttert. Da war nichts mehr von der ſtolzen Schönheit dieſer lebensfriſchen Züge. Ein gelbes, hageres Antlitz, aus dem die dunklen Augen, tief eingeſunken, müde blickten. Und das Haar, das glänzend braune Haar war erbleicht

unter dem Qualenübermaß der letzten Wochen. Die Gestalt gebeugt, kraftlos.

„O, Mutter — Mutter!“

Christiane empfand diese Worte wie einen Schwertstreich, der ihre Seele zerriß. Und als ob mit diesem Rufe, der Alles einschloß, was sie gesündigt und gebüßt, die große Wunde ihres Herzens von Neuem aufbräche, taumelte sie.

Alwine fing sie auf, hielt sie in ihren Armen. Und jetzt bei dieser Berührung, da sie den Körper Derjenigen umfing, die ihr das Leben gegeben, die sie im Grabe ruhend gewähnt und nach der sich ihr verlassenes Kinderherz so oft gesehnt, bei dieser Berührung löste sich die letzte Regung des Widerstrebens in einer warmen Thränenfluth auf, welche aus Alwinens Augen auf das schmerzzerwühlte Antlitz ihrer Mutter niedersank.

Christiane erwachte davon. Es war ihr, als ob ein Fluch von ihr genommen sei. Sie blickte auf und in das liebliche Gesicht, dessen Augen jetzt in Wahrheit wie Sonnen durch die Finsterniß ihrer Verzweiflung strahlten. Da sproß die Liebe auf, die hoffende, dankbare Mutterliebe der verlassenen Frau. Sie suchte nach Worten und fand keine. Plötzlich, einem Aufschrei gleich, glitt es bittend über ihre bleichen Lippen.

„Vergib — vergib mir! Vergib Deiner unglücklichen Mutter!“

Alwinens Brust athmete schneller. Wundersame Schauer glitten durch ihr frommes, demüthiges Herz. Und mit jugendlicher Begeisterung, nur ihrem Gefühl folgend, alles Vergangene hinter sich werfend, selbst unglücklich und rasch zum Trösten bereit, schlang sie beide Arme um Christianens Hals und drückte sich gegen ihre Brust.

„Ich will Dich lieb haben, Mutter. Nach dieser Stunde bin ich wieder Deine Tochter. Ich will Dich pflegen, so gut ich kann, Du arme, arme Mutter!“

Sie sprachen nicht mehr, sie hielten sich stumm umfangen, sie wußten, daß sie nun unlösbar zu einander gehörten. . . . .

Die Thür öffnete sich zögernd. Sie hörten es nicht. Ignatius Hansen trat ein.

Das Gerücht von einer Testamentsverfügung des verstorbenen Präsidenten zu Gunsten Alwinens war bereits zu des Professors Ohren gedrungen. Nach langen erwägenden Kämpfen führte ihn die Absicht noch in dieser Stunde zu seiner Nichte, ihr seine Willensmeinung kund zu geben. Diese konnte niemals anders lauten als: „Entweder Du bleibst bei mir oder Du nimmst das Geld an — und gehst."

„Onkel!" rief Alwine, sich aus Christianens Armen lösend.

Er sah unsicher auf die fremde Erscheinung. Aber die Vermuthung erwachte in ihm und verfinsterte seine Züge. Er richtete den Blick auf die Trauernde und ließ ihn an der Gestalt langsam zu Boden niedergleiten, verächtlich und mit anwachsendem Zorn.

Alwine war angstvoll an seine Seite getreten.

„Meine Mutter ist hier," flüsterte sie, die Hand des Professors ergreifend. „O, Onkel, es ist meine Mutter!"

„Deine Mutter?" erwiederte er, die zitternde Hand von sich abstreifend und dicht vor Christiane tretend. „Waren Sie Konrad's Weib?"

Sie nickte, und ein Zittern lief durch ihren Körper. „Ich war es. Ich bin Christiane v. Taburowsky."

„Was wollen Sie hier — von mir? Konrad Hansen ist mein Bruder," versetzte er finster.

„Aber nur Gott mein Richter. Bezähmen Sie Ihren Haß. Die Einzige, gegen die ich gefehlt habe, steht hier! Ich kam hierher zu Ihnen, um die Vergebung meines Kindes zu erflehen und dann zu sterben."

„Mutter," flüsterte Alwine, „Du darfst nicht mehr so sprechen, seit Du mich lieb gewonnen hast."

Der Professor zog sie mit demselben harten Griff an seine Seite, wie er sie damals der Berührung des Präsidenten entrissen hatte.

„Was wollen Sie von mir?" fragte er. „Zurücknehmen, was Sie bis dahin vergessen und mißachtet haben? Der Präsident v. Taburowsky —"

„Er ist todt," unterbrach sie ihn mit der Würde ihres unsäglichen Schmerzes.

Abermals schwieg er. Dann fuhr er rascher fort. „Sein Sohn, Ihr Sohn —"

„Er ist todt," wiederholte sie leiser, kaum noch verständlich.

„Und Sie selbst —"

„Sehen Sie mich an!" murmelte Christiane. „Genügt mein Elend Ihrem Rachedurste nicht?"

Er war entwaffnet.

„Sie kommen, um mir Alwine zu nehmen?" fragte er nach langer Pause.

„Es ist mein Kind."

Der Professor lachte rauh. „Meines Bruders Kind, nicht das des Herrn v. Taburowsky, dasselbe Kind, das ich soeben zum zweiten Male an der Thür auflas, wohin Ihre Herzlosigkeit es geworfen hat. Und jetzt wollen Sie Mutterrechte geltend machen!"

„Onkel!" rief Alwine beschwörend, da sie bemerkte, daß Christianens Kräfte sich erschöpften. Und sich losreißend umfing sie die Wankende mit beiden Armen. „O, laß es genug sein, Onkel! Du siehst ja, sie erträgt es nicht mehr. Ich habe Dich lieb, Mutter, und gehe mit Dir, wohin Du willst! Wir bleiben bei einander. Wir Beide gehören ja zu einander, unglücklich wie wir sind!"

Ignatius Hansen trat finster näher an Christiane heran.

„Weshalb wurden Sie meines Bruders Weib, wenn Sie ihn nicht lieben konnten?“

„Weshalb?“ wiederholte sie leise. „Weil ich ein Kind war, ein unerfahrenes Kind, das weder die Welt noch sein eigenes Herz kannte. Weil man mich überredete, zwang, und ich nicht wußte, was die Ehe bedeute.“

„Hat Konrad Hansen gegen Sie gefehlt?“

„Nicht aus bösem Willen. Aber wir paßten nicht zu einander, und ich konnte ihn nicht lieben. Ich war unglücklich bis zum Tode an seiner Seite — und seine wilde Leidenschaft flößte mir Grauen ein. Doch genug. Ich bereue nicht, daß ich meine Ketten brach, mir die Freiheit erkaufte, die mein Menschenrecht war. Ich beklage tief meinen unglücklichen ersten Gatten und habe mir nur die eine schwere Schuld vorzuwerfen, daß ich aus feiger Furcht vor der Welt mein Kind verleugnete. Diese Schuld zu sühnen, kam ich hierher. Mein Kind verzeiht mir. Vergessen auch Sie Ihren Groll vor dem Unglück, das mich getroffen und zerschmettert hat.“

Erschöpft, halb ohnmächtig sank sie in einen Sessel. Als sie wieder zur Besinnung kam, war das Zimmer leer.

Sie sah Ignatius Hansen nie wieder. —

Zwei Tage später, da die Stadt von wundersamen Gerüchten über ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen der Präsidentin v. Taburowsky und Professor Hansen's Nichte erfüllt war, verließen Mutter und Tochter die Stätte ihrer Leiden.

20.

Das angenehme kühle Frühlingswetter hatte das Fremdenleben an den herrlichen Ufern des Genfer Sees unvermindert lebhaft erhalten.

Clarens, die Stätte der Zurückgezogenheit im Gegensatz zu dem jahrmarktbunten Weltgetriebe des angrenzenden Montreux, ruhte unter dem blauen Himmel am Ufer des

Sees wie ein Reich des Glücks, von Glücklichen nur bewohnt.

Das Hotel Roy hatte seine Hallenthüren weit aufgethan, und von der Schwelle der steinernen Stufen, die in das blühende Gartenreich führten, eilte der Blick hinweg über das Gestade und die breite Wasserfläche hinüber nach dem düsteren savoyischen Ufer und bis zu den schneebedeckten Zackenkronen der Dent du Midi.

Die Halle war bereits angefüllt mit Gästen, welche das Zeichen zum Beginn des Abendessens erwarteten, und noch immer rauschten leichte Gewänder die teppichbelegten Stufen hinunter.

Unter den Herren, welche dem zauberischen Sonnenniedergang von der Halle aus zusahen, befand sich auch Alexander v. Rüdiger. Er war so versunken in das herrliche Schauspiel, daß er die lebendige Welt um sich her darüber vergaß.

Vierzehn Tage lagen bereits zwischen dem Heute und jener vernichtenden Hochzeitsabendstunde. Schon vierzehn Tage! Und er, der damals glaubte, von der Stätte seines geträumten Glückes hinweg aus dem Leben entfliehen zu müssen unter dem Uebermaß des Schmerzes und der Enttäuschung, er sah nun die Zeit verrinnen mit dem Wunsche, sie festhalten zu können.

In seinem unnatürlichen Verhältniß zu Ariana bedurfte er dieses heimathlosen Lebens, um neben Der ausharren zu können, welche mit keinem Blick verrieth, daß einst heiße Liebe zwischen ihnen gewaltet hatte. Es war, als hätte das junge Weib in den großartigen Wundern der Natur völliges Vergessen gefunden, als sei nie eine wonnig klingende Saite laut in ihrem Herzen ertönt, die nun erschlafft war und zersprungen.

Sie sahen sich und sahen sich doch nicht. Ihre Lippen sprachen zuweilen, ihre Hände fanden sich nie.

Er wußte, daß die Schönheit des Weibes, das seinen Namen trug, die allgemeine Bewunderung erregte, und das Schamgefühl, welches ihn Angesichts seiner zurückgewiesenen Rechte eben dieser fremden Bewunderung gegenüber überkam, vergiftete ihr Beisammensein vollends, so vollkommen, daß Rüdiger sich nur noch des einen Wunsches bewußt blieb: Ariana den Einblick in sein gequältes Herz zu verschließen, an ihr gleichmüthig vorüberzugehen, wie sie an ihm.

Das Läuten der Tischglocke erweckte Rüdiger aus seinen Gedanken und er trat in die Halle zurück. Auf der Treppe wurde eben Ariana's Gestalt sichtbar.

Sie trug ein schlichtes weißes Kleid ohne anderen Schmuck als den einer frischgepflückten Rose an der Brust, wie damals am Polterabend, wo sie ihn tief in das leidenschaftliche Sehnen ihres Herzens hatte schauen lassen.

Als sie ihren Gatten erblickte, wandte sie das Haupt zur Seite, die Schleppe besser zu raffen. So entging ihm das bewegte Zucken der Lippen, welches sein Anblick jäh kommen und schwinden ließ.

Er ging ihr etliche Schritte entgegen. „Du willst später ausgehen?" Und wies auf den Umschlag, den sie in der Hand trug.

Es war das erste Mal, daß sie nach dem Abendessen ausgehen wollte. In der Regel hielt sie sich eine halbe Stunde im Salon auf, um einige Zeitungen flüchtig zu durchblättern, und verbrachte den Rest des Abends in ihrem Zimmer.

Dieses Zimmer lag neben dem seinen, nur durch eine Thür getrennt. Und wenn es still im Hause geworden war, konnte Rüdiger bis tief in die Nacht hinein das leise Rauschen ihres Kleidersaums verfolgen, wenn Ariana rastlos in ihrem engen Gemach auf und nieder schritt.

Sie nickte. „Nicht lange!" Und sie ging neben ihm her, den Gang hinab zum Speisesaal.

Die lange Tafel war zur Hälfte bereits beſetzt. Die Lücken, welche noch ſichtbar geweſen waren, wurden raſch ergänzt von Vertretern aller Nationen.

Ariana, nicht minder als Rüdiger bemüht, keine Bekanntſchaften anzuknüpfen, hatte für die Perſönlichkeiten ihrer Nachbarn nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Sie mochten kommen oder gehen, wechſeln oder bleiben, was kümmerte es ſie!

Beim Niederſitzen bemerkte Ariana, als ihr Auge zufällig durch die gegenüber liegenden Fenſter in's Freie ſchweifte, daß der Platz ihr gegenüber leer geblieben war.

Rüdiger hatte ſich vorgebeugt. „Trinkſt Du Wein?"

„Ich danke!"

Er dachte an die Zeit, wo er die Stelle ſeines Glaſes geküßt, welche ihre Lippen ſcherzend berührt hatten, und ſchwieg.

Sie ſtreckte ihren Arm, deſſen vollendete Form der weiße Spitzenſchmuck kaum verhüllte, nach der Waſſerflaſche aus.

„Erlaube!" ſagte er raſch und goß ihr Glas voll.

„Ich danke!" Ariana legte die am Glaſe kühl gewordenen Fingerſpitzen gegen ihre Schläfe. „Es iſt heiß im Saal."

„Haſt Du Kopfweh?"

„Nein!" Sie leerte den Inhalt ihres Tellers, ohne vom Rande deſſelben aufzuſehen.

„Wenn Dir die Luft hier nicht bekommt, können wir nach Glion hinausfahren," ſagte er nach einer Pauſe.

„Ich bleibe lieber hier — am See."

Der Kellner reichte ihr die Fiſchſchüſſel. So konnte ſie antworten, ohne das Haupt zu erheben.

„Bitte, mein Herr, an der Fenſterſeite —"

Der Oberkellner war einem Eintretenden entgegen gegangen und ſchritt ihm nunmehr nach dem leeren Platz Ariana gegenüber voran.

Der verspätete Gast war von hoher, schlanker Gestalt, frisch gebräunt im Antlitz von der südlichen Sonne. Als er den Stuhl zurückschob, blickte Ariana unwillkürlich zu ihm hinüber, desgleichen Rüdiger — und ein leises Erröthen unliebsamer Ueberraschung färbte flüchtig Beider Wangen. Sie erwiederten den Gruß, welchen er förmlich hinübersandte, bevor er die Weinkarte zur Hand nehmen konnte.

Ariana fühlte ihr Herz schneller schlagen. Der beneidenswerthe Irrthum, welchem sie damals Alwinens Thränen beigemessen, trat ihr mit überwältigender Deutlichkeit von Neuem nahe: Alwinens Liebe zu Hammer. Abermals sah sie zu ihm hinüber. Wär's denn ein Wunder gewesen, das schüchterne Kind für diesen Mann entflammt zu sehen? Ach, warum war's nicht so? Sie lächelte bitter. Und wenn's so gewesen wäre, konnte dadurch das verlöscht werden, was zuvor geschehen?

„Es ist unerträglich schwül hier," sagte sie, ihre Serviette auf den Tisch legend und sich erhebend. „Ich verzichte auf das Dessert. Laß Dich nicht stören!"

Sie war schon am Ausgang des Saales, bevor Rüdiger die Orange, welche er zu schälen begonnen, aus der Hand legen konnte. Was hätte es auch für einen Zweck gehabt, sie zu begleiten, um an der Schwelle wie ein Ueberlästiger verabschiedet zu werden!

Hammer hatte dem Vorgang kein Interesse zugewandt. Rüdiger's Anblick, des einstigen Freundes Anblick, hatte nur widerwillige, kaum vergessene Empfindungen in ihm wachgerufen. Ja, wenn er ihm Wahrheit gegeben hätte, die Wahrheit, welche Alwine vor ihm verbarg!

Er sah Rüdiger nach, als dieser die Tafel verließ. Und es war ihm, als sei der lichtstrahlende Speisesaal nur eine Sinnestäuschung, als müsse er das Gemach auftauchen sehen, darinnen er Alwine nach jener brutalen

Mißhandlung Seitens seiner einstigen Gattin zum ersten und letzten Male am Herzen gehalten.

War sie noch in Bonsdorf? War sie glücklich, zufrieden wie damals in der Scheidestunde, als sie bereitwillig von ihm ging?

Er trat hinaus in die Halle, warf sich in einen Sessel und zündete sich eine Cigarre an, während an einem kleinen Tisch neben den Säulen zwei Italienerinnen, eine davon erblindet, ihre Instrumente, Geige und Mandoline, zu einem Abendkonzert zu stimmen begannen. . . .

Unterdessen wandelte Ariana in den rosenduftenden Gängen des Gartens bis dorthin, wo der dunkle See sanft plätschernd wie im Schlummer athmete. Aus den geöffneten Fenstern des Gasthofes strahlte das elektrische Licht über die regungslos träumende Nacht. Der letzte Dampfer fuhr nach Genf hinüber. Sein schlanker Rumpf verschwand im dämmernden Dunst, nur die bunte Reihe seiner Lichter schwamm wie ein phantastisches Traumbild durch die bläuliche Ferne.

Ariana glaubte zu sterben an ihrem inneren Weh. Sie war bis an das Geländer der Terrasse getreten, wo auf weißem Mauerrand üppig blühende Pflanzen aus steinernen Vasen sproßten.

Die Luft war warm, von tausend Wohlgerüchen erfüllt. Ariana hatte den Hut vom Kopfe genommen. Hammer's unvermutheter Anblick hatte ihr Blut fieberhaft erregt. Den Arm auf die Mauerbrüstung gestützt, blickte sie gedankenverloren in das geheimnißvolle Schweigen der Nacht.

Plötzlich fuhr sie zusammen und lauschte.

In der Richtung von Vevey her nahten Schritte. Männerstimmen sprachen laut durcheinander, lachende Stimmen.

Die junge Frau beugte sich schnell zurück. Bei dieser

raſchen Bewegung löste ſich die Roſe aus ihrem Gürtel und fiel auf die Straße hinab.

„Ah, danke ſehr!“ ſagte einer der Vorüberſchreitenden und ſchaute — freilich umſonſt — an der weißen Mauerwange empor. „Da hätten wir Glück gehabt!“

„Die Roſe gehört mir. Sie fiel auf meine Schulter.“

Ariana zuckte beim Klange dieſer Stimme abermals zuſammen. Aufmerkſam folgte ſie dem Geräuſch der ſich entfernenden Schritte. Ein unausſprechliches Angſtgefühl ließ ſie für den Augenblick alles Andere vergeſſen. Haſtig, als trage ſie eine Schuld auf der Seele, eilte ſie in die Halle zurück.

Das blinde Mädchen ſang noch immer zur Mandoline. Sie hielt die todten Augen ſtarr auf ihren Schoß geheftet, die ſilbernen Ketten an ihrem Mieder klapperten, und ihre Stimme zitterte wie in verhaltenem Weinen.

Hammer war verſchwunden.

Ariana blickte auf Rüdiger. Er ſaß leſend vor dem Eingang zum Salon und bemerkte ihren Eintritt nicht. Erſt als die andere Italienerin, nun das Lied zu Ende war, mit dem Teller ſammeln ging, ſchaute er auf und trat zu Ariana.

Ihre Bläſſe überraſchte ihn, aber er fragte nicht nach der Urſache.

„Willſt Du Dich ſchon zurückziehen?“

Sie ſchien etwas auf der Zunge zu haben. „Ich —“

„Wenn Du nicht etwa Gefallen an dieſem zweifelhaften Genuß findeſt, — ich für meinen Theil habe genug davon.“

Er geleitete ſie an dem blinden Mädchen vorüber nach der Mündung der Treppe. „Gute Nacht alſo!“

„Gute Nacht!“ ſagte ſie ruhig und ſchritt langſam hinauf, während Rüdiger ſeinen Hut vom Nagel hob, um den Gaſthof zu verlaſſen.

Als sie die Stufen zum oberen Stock emporstieg, kam Hammer zum Ausgehen angekleidet dieselben herab.

Als sie aneinander vorüberschritten, blieb er stehen. „Ich habe vorhin nicht Gelegenheit nehmen können, gnädige Frau, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, hoffe auch, daß es unnütz gewesen wäre Angesichts des schönen Zweckes Ihres Hierseins! Sie sind doch auf der Hochzeitsreise, gnädige Frau?"

„Ja!" sagte sie ruhig. Nur ihre Hand, welche den seidenen Umhang trug, zitterte.

„Ihr Herr Gemahl —"

„Mein Mann ist wohl. — Sie kamen erst an? Und bleiben hier?"

„Vorläufig, ja! Die Ursachen meines Umherwanderns sind Ihnen ja bekannt," sagte er nach kurzem Zögern.

Sie nickte. „Alsdann kehren Sie in Ihre Garnison zurück?"

„Ich hoffe, nein!" erwiederte er lebhaft. „Man wird für mich wohl noch ein anderes Städtchen ausfindig machen. Wie lange sind Sie hier?"

„Vierzehn Tage!"

„Und Bonsdorf?" Die Frage nach Alwine brannte ihm auf der Zungenspitze, aber er unterdrückte sie.

„Alles wohlauf!" Sie hielt ihre Augen auf den Fahrstuhl geheftet, als erwarte sie eine bestimmte Person dort ein- oder aussteigen zu sehen. „Alwine Hansen hat uns wieder verlassen, obwohl Sie dieselbe damals meinem Schutze anvertrauten."

Er schwieg überrascht. „Weshalb?" fragte er nach einer Pause, die eigenthümliche Kälte, welche über dem ganzen Wesen dieses schönen Weibes hingebreitet lag, nachdenklich beobachtend.

„Sie ist zu ihrem Oheim Hansen zurückgegangen."

„Ah! Vor Ihrer Hochzeit, gnädige Frau?"

„Ja!“ sagte sie kurz und wandte sich zum Gehen.

„Und ist jetzt —“

„Gute Nacht, Herr Hauptmann!“ kam sie einer weiteren Frage Hammer's zuvor.

„Gute Nacht, gnädige Frau!“

Welch' ein Unstern hatte diesen Zeugen der Vergangenheit gerade hierher geführt an die Stätte ihres armseligen, jammervollen Ehelebens! Zu stolz, um zu lügen und um Glück zu heucheln, konnte sie nichts thun, als seinen Muthmaßungen schweigend sich aussetzen. Dazu erfaßte sie eine folternde Ungewißheit, ob Hammer von ihres Gatten Verhältniß zu Alwine unterrichtet war oder nicht. Sein heutiges Verhalten bei Tisch wies darauf hin. Und bittere Schamröthe übergoß Ariana's Wangen bei dieser Vorstellung.

Allerdings, Hammer's Gedanken wichen von der Vorstellung nicht ab, daß der Mangel jeglichen herzlichen Verkehrs, welchen er zwischen den jungen Gatten beobachtet, die Folge einer Verstandesehe sei, welche Rüdiger mit seiner Cousine eingegangen, nachdem er Alwine geliebt. Und plötzlich fand er sich mitten hinein versetzt in die alten nagenden Zweifel, bis wieweit das junge Mädchen die Gefühle Rüdiger's getheilt, und welchem Beweggrund er ihr Erscheinen in seinem Hause damals verdankte.

Hammer hatte am andern Morgen den Gasthof gleich nach dem Frühstück verlassen und war den Weg nach Montreux hinabgegangen. Dann bog er nach dem See ab, dessen blaue Wellen ein sanfter Wind leicht kräuselte, und schaute über die weite Fläche nach den savoyischen Bergen hinüber. Nach einiger Zeit wandte er sich um und sah nach dem alten Kirchlein empor, welches von felsiger Anhöhe in's Thal hinunterwinkt. Plötzlich legte er die Hand vor die Augen, als blende ihn das Licht.

„Nicht möglich," murmelte er und ließ die Rechte ſinken, ging aber doch einige Schritte vorwärts. „Wenn das eine Täuſchung iſt —"

Eine ſchlanke Frauengeſtalt kam quer über den freien Platz neben der Landungsbrücke raſchen Schrittes einhergegangen und ſchlug die Richtung nach dem See ein, gerade dorthin, wo Hammer ſtand.

„Alwine —" flüſterte er und glaubte zu träumen.

Sie kam ſchnell näher. Ein helles Kleid ließ die zarten Formen ihres Körpers anmuthig hervortreten, ein breiter, weißer Strohhut mit wallender Feder zeigte die feine Rundung ihres Geſichtchens.

Er ſtarrte ſie an, und ein finſterer Gedanke traf ihn wie ein Schlag. Rüdiger hier, Alwine hier! Und Ariana glaubte ſie bei ihrem Oheim.

Sie beachtete ihn nicht. Nicht weit von ihm ſtand ſie ſtill, nahm ein Weißbrod aus der Taſche, zerbröckelte es und warf die Stückchen in das ſchillernde Waſſer. Mit lautem blitzendem Flügelſchlag und gellendem Geſchrei ſausten die Möven herbei und ſchaukelten ſich graziös auf den Wellen.

Hammer ſtand wie bezaubert neben dieſem Schauſpiel. Sein Herz ſchlug nicht minder erregt wie damals, als das Geſtändniß der Liebe auf ſeinen Lippen brannte.

Plötzlich wandte Alwine das Haupt zur Seite, ſah ihn und ſtieß einen Ruf ſchreckhafter Ueberraſchung aus.

Er trat zu ihr.

Unter dem Schirm ihres Federhutes ſah ſie tieferröthend, tief beſchämt zu ihm auf, durch ſeinen Anblick in die traurigſte Zeit ihres Lebens verſetzt.

„Sie hier?" flüſterte ſie.

„Weit eher könnte ich dieſe Frage an Sie richten," erwiederte er, ſeinen Hut in der Hand haltend, um die heiße Feuchte, welche ſeine Stirn bedeckte, in der friſchen

Morgenluft zu kühlen. „Denn daß ich auf Reisen gehen wollte, war meine eingestandene Absicht. Wie lange sind Sie hier?"

„Seit einigen Tagen."

„So! Und bleiben hier — wie lange?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie gehorchen wie immer," sagte er spöttisch. „Gehen, wohin man Sie ruft, und scheiden, wenn man es wünscht."

Sie verstand nichts von alledem und nickte.

„Und sind glücklich dabei?" fragte er, sich zu ihrem lieblichen Antlitz niederbeugend, das ihm verändert, veredelt vorkam und doch genau als dasselbe erschien, dessen leiseste Regung er mit wachsendem Entzücken verfolgt hatte. „Wirklich glücklich?"

„So glücklich wie nie!"

„Nun, das ist ehrlich geantwortet. Ich habe nichts hinzuzufügen. Denn eine Warnung würden Sie wohl kaum noch als berechtigt anerkennen."

„Sie sind böse auf mich," sagte sie, tief bewegt von einem Gefühl, das sie sich nicht zu deuten verstand und welches dem ungewohnten Klang seiner Stimme entsprang. „Und ich weiß nicht warum. Es ist so viel, so viel geschehen —"

„Womit Ihr Onkel Ignatius nicht einverstanden war?"

Sie nickte. „Wir sind abermals voneinander geschieden. Aber ich habe ihn doch lieb, weil er in der Stunde der Noth mir verziehen hat. — Bleiben Sie nun hier?" fragte sie rasch und mit aufleuchtenden Augen. „Sie sind so verändert. Ich — ich weiß gar nicht, was — es ist so wunderbar — wie ein Traum."

„Daß wir uns hier treffen?"

Sie nickte. „Und so vieles Andere," flüsterte sie. „Mir ist viel geschehen, so Wunderbares. Aber das

Wunderbarſte iſt doch, daß wir uns hier gegenüberſtehen. Ein Traum kann nicht wunderbarer ſein."

„Wiſſen Sie noch, wie ich Sie von der Bahn abholte?" Die Frage glitt ihm unwillkürlich über die Lippen, als er ihr dunkles Auge auf ſich gerichtet ſah. Wie war es möglich, daß ſo viel Anmuth trügen konnte? Er fühlte, daß ein Fieber ihn bei dieſer Vorſtellung packe. „Weshalb kamen Sie eigentlich damals zu mir?"

Sie erröthete über und über. „Wenn Sie mich noch ein klein wenig lieb haben," flüſterte ſie bittend, „ſo laſſen Sie das ruhen. Ich bitte Sie ſehr herzlich, ſehr herzlich darum. Ich will Ihnen alles Andere erzählen, gewiß — jetzt augenblicklich nicht, ich muß nun nach Hauſe. Ein anderes Mal, wenn wir uns wiederſehen. Auch das wird mir nicht leicht werden, gewiß nicht." Ihre Augen hingen mit ſchüchterner Offenheit an ihm. „Aber nur das Eine laſſen Sie ruhen — wollen Sie mir das verſprechen? Ich wäre dann ſo glücklich, Sie wiederzuſehen. Wüßten Sie, was ich gelitten habe —"

Er nahm ihre Hand in einer ihm unbegreiflichen Verwirrung ſeiner Urtheilskraft. „Ich will Sie ja nicht quälen."

„Aber wir ſehen uns wieder, nicht wahr? Wir ſehen uns wieder?" Ihre Wangen rötheten ſich lebhafter.

„Wenn es der Zufall will, ja!" Plötzlich blickte er ihr feſt in's Auge. „Der Aſſeſſor v. Rüdiger mit ſeiner jungen Frau iſt gleichfalls hier, wenn Sie es noch nicht wiſſen ſollten."

Sie ſtarrte ihn an, als begreife ſie ihn nicht. Dabei erloſch die blühende Farbe ihres Geſichts.

„Wußten Sie es nicht?" fragte er raſch.

„O Gott, nein!" rief ſie und eilte wie ein aufgeſcheuchtes Reh davon.

Hammer ſetzte ſeinen Weg nicht fort. Er folgte Alwine

über den Platz in die Hauptstraße zurück, entschlossen, ihren Aufenthaltsort zu entdecken. Im nächsten Restaurant ließ er sich das Fremdenblatt reichen. Aber unter den vielen Namen, die in bunter Reihenfolge auf dem Papier verzeichnet standen, suchte er vergebens den Namen Hansen. Alwine erschien von dem Strudel dieses internationalen Menschenstromes erfaßt und verschlungen. Wo sollte er ihre Spur wieder finden?

Vor dem Hotel Continental stieß er plötzlich auf Rüdiger.

Einen Moment standen sie im Gedränge einander hart gegenüber.

„Würden Sie mir eine Frage gestatten, wenn es Ihre Eile erlaubt, Herr Assessor?" sagte Hammer.

„Ich stehe zu Diensten," erwiederte dieser mit kalter Höflichkeit.

„Es handelt sich um die Adresse des Fräuleins Alwine Hansen. Könnte ich dieselbe von Ihnen erfahren?"

Er blickte Rüdiger dabei fest in's Auge, so daß ihm kein Zucken der Wimpern entgehen konnte.

Rüdiger war ersichtlich unangenehm überrascht. „Sie ist bei ihrem Oheim, Professor Hansen, so viel ich weiß," antwortete er.

„Verzeihen Sie," sagte Hammer mit scharfer Betonung und ohne den Blick sinken zu lassen, „dies ist freilich die nämliche Adresse, welche Ihre Frau Gemahlin bereits die Güte hatte, mir zu geben. Aber die Sache steht doch anders. Alwine Hansen ist hier, in Montreux, Herr Assessor!"

Er fuhr auf. „Hier? Nein, das ist ein Irrthum. Wie kommen Sie auf diese sonderbare Vermuthung?"

„Weil ich sie soeben erst gesehen habe."

„Dann bedauere ich, mit fernerer Auskunft nicht dienen zu können. Sie sehen mein Erstaunen!"

Rüdiger grüßte und ging eilig davon.

Sie hier! Von Neuem ihm in den Weg geſtellt! Wohin ſollte er noch fliehen, ohne ihrer Gegenwart ausgeſetzt zu ſein? Unruhig ſchritt er auf der Promenade auf und ab, grübelnd, nachdenkend.

Plötzlich ſchlug eine Stimme an ſein Ohr, weich und zärtlich wie die eines Kindes.

„Du mußt Dich feſter auf mich ſtützen, Mutter, ganz feſt!"

Er wandte ſich nicht um, er ſtarrte wie gebannt auf den See hinaus.

Ein langes Kleid rauſchte hinter ihm vorüber. Erſt als er das nicht mehr hörte, ſah er den beiden Damen nach. Die Aeltere kannte er nicht, er ſah ſie nur, ſorgſam unterſtützt, mühevoll den Fahrdamm überſchreiten, aber Alwinens Antlitz unter den nickenden Federn erkannte er. . . .

Bei Tiſche, als er neben Ariana Platz nahm, fragte er: „Wo warſt Du?"

„Im Walde. Es war ſo ſchön draußen. Die Natur war von jeher meine beſte Freundin."

„Wie haſt Du über Deinen Nachmittag beſtimmt? Ich beabſichtige, nach Chillon zu fahren; doch ſtände ich zunächſt natürlich zu Deiner Verfügung."

„Ich wollte in's Konzert gehen."

Er bog ſich etwas tiefer zu ihr hinüber, ſo daß der Duft des friſchen Roſenſtraußes, welchen ſie an der Bruſt trug, ſchmeichelnd zu ihm aufſtieg.

„Eine überraſchende Nachricht iſt mir durch Hauptmann Hammer mitgetheilt worden. Ich habe keine Urſache, ſie Dir zu verſchweigen — Alwine Hanſen iſt hier!"

„Hier?" Sie fragte nichts weiter.

„Ich habe ſie geſehen," fuhr er ruhig fort. „Würdeſt Du jetzt nicht vorziehen, daß wir nach Glion überſiedelten?"

„Nein!“ ſagte ſie und mit ſprechendem Erheben ihrer zuvor geſenkten Stirn.

„Du nimmſt alſo nicht an, daß ich ſie hierher beſtellt habe?“ fragte er mit bitterem Spott, den zu unterdrücken ihm plötzlich unmöglich war. „Sie iſt Geſellſchafterin einer alten Dame, wie es ſcheint,“ ſetzte er gefaßter hinzu.

Sie nickte. Ihr war elend zu Muth in dem Wuſt von Unwahrheit, Verdächtigung und Mißtrauen, den dieſes unnatürliche Verhältniß auf die Lauterkeit ihrer Seele häufte. Sie kam ſich inmitten der ſie umgebenden Menſchenmenge ſo vereinſamt vor, daß ein tiefer Seufzer über ihre Lippen drang.

Rüdiger erhob ſich. Sie folgte ihm. Er geleitete ſie bis zur Thür des Konzertſaales und verabſchiedete ſich dann von ihr.

Die Logenplätze waren ſchon beſetzt, als Ariana eintrat, ſo ging ſie den Mittelgang hinauf nach den vorderen Stühlen. Ein Herr, an deſſen Seite ſie ſich niederließ, blickte von dem Programm, welches er in Händen hielt, flüchtig empor. Ein blaſſes Antlitz mit einem melancholiſchen Zug um die Mundwinkel.

„Graf Thun!“ ſagte ſie unwillkürlich halblaut.

Er erhob ſich. Nur ein ſehr aufmerkſamer Beobachter konnte bemerken, daß ſich im Ausdruck ſeines Auges ein raſcher Wechſel vollzog.

„Ein unverhofftes Glück!“ verſetzte er, das Antlitz der jungen Frau ſo lange betrachtend, als der Anſtand es erlaubte. „Frau v. Rüdiger?“ ſetzte er leiſe hinzu.

Sie nickte. „Gewiß, Frau v. Rüdiger! Wußten Sie das nicht?“

„Daß Ihre Hochzeit geweſen war? Nein — doch ja, ich habe es gehört.“ Er war augenſcheinlich verwirrt.

„Nun alſo!“ ſagte ſie lächelnd. Sie fühlte mit Beſchämung, daß das Komödienſpiel ihrer Ehe dem Voll-

bewußtsein ihres inneren Werthes bereits Abbruch gethan hatte. Sie fand die altgewohnte Sicherheit der Haltung nicht mehr.

„Sie betrachten mich hoffentlich nicht als Ihren Feind, gnädige Frau," fuhr er fort.

„Nein!" sagte sie ruhig. „Weshalb sind Sie hier? Sind Sie leidend?"

„Sehe ich schwindsüchtig aus?"

„Nicht im Geringsten. Also zum Vergnügen?"

„Vielleicht mehr zum Vergnügen meiner Bekannten, als zu meinem eigenen. Ich dachte, der Anstand erfordere es, sich hier auch einmal umgesehen zu haben. Man verbauert allmälig in unseren Burgen daheim."

„Ich war glücklich in unserer Bousdorfer Burg," sagte sie mit tiefer Empfindung. „Sie hielt ihre Mauern um mich gebreitet wie ein treuer Freund. Wollen Sie mir glauben, daß ich diese ganze Herrlichkeit hier mit all' ihrer Anmuth und Großartigkeit für die weiße Fliederlaube unseres Gartens hingebe, wo ich mein erstes Märchen träumte?"

Sie war wunderbar schön in dem umschleierten Glanz ihrer sonst so strahlenden Augen.

„Wirklich? Und dieses Märchen — auf was nahm es Bezug? Auf einen Prinzen aus dem Fabellande der Phantasie?"

„Vielleicht!"

„Ich habe auch ein Märchen geträumt," sagte er traurig. „Aber die gütigen Feen sind selten geworden, und ohne eine solche klingt das schönste Märchen unharmonisch aus — ebenso unharmonisch wie das Stimmen dieser Instrumente. Gehören Sie auch zu denen, gnädige Frau, die kein Melodrama vertragen, das heißt, kein gesprochenes Wort während der Musik?"

„Ganz gewiß, Graf," sagte sie, den Beginn des Konzertes herbeisehnend.

Er ſchwieg. . . .

Als der letzte Geigenſtrich verhallt war, erhob ſie ſich ſchnell.

„Wollen Sie ſich nicht das Vergnügen machen, einmal in das Reſtaurant hinabzuſehen? Das Gedränge dort iſt lebensgefährlich in den nächſten Minuten.“

Er führte ſie nach der ſchmalen Gallerie an das Geländer, ohne von ihrer Seite zu weichen.

Drunten ſaß Kopf an Kopf, und ein Summen erfüllte die Luft wie von einem ausſchwärmenden Bienenvolk. Die Kellner führten wahre Kunſtſtücke mit ihren überladenen Tabletten aus.

„Drollig, wie?“ Dabei ſah Graf Thun an dem Schauſpiel vorbei in's Leere.

„Sehr!“ Ariana's Augen ſahen nichts davon.

„Waren Sie ſchon in Chillon?“

„Nein!“

„Das ſollten Sie nicht verſäumen, ſchon wegen der ſchauerlichen Erinnerungen, die daran haften, und wegen des ſchönen Epheus. Aber freilich, Sie träumen nicht mehr. Mit mir iſt das etwas Anderes, ich habe ſogar die Verpflichtung dazu. Es könnte doch ſein, daß meine zukünftige Frau einen poetiſchen Hauch an mir zu entdecken wünſcht — nicht wahr?“

Sie lächelte, ohne aufmerkſam geweſen zu ſein. Ihr war beengt zu Muth, elend. „Was haben Sie zunächſt vor?“

„Zu heirathen!“ erwiederte er raſch und mit dem gewohnten ſchwermüthigen Lächeln.

Ariana ſchaute auf.

„Nun ja! Ich tauge ja ſonſt zu nichts Anderem. Mein Vater hat das Aeußerſte mit mir verſucht. Regierungsaſſeſſor — war nichts. Ich würde den Staat an den Rand des Verderbens geführt haben. Alſo Landwirth!

Wieder dieselbe Schicksalstücke. Hätte mein Vater eine Hütte mit Hühnerhof und Garten — kein besserer Bauer als ich. Aber fünf Güter in großem Styl, mit Hochkultur und allen tausend Chikanen — gar nicht zu gebrauchen. Also muß ich es als Ehemann versuchen, vielleicht glückt das besser!"

Ariana bewegte die dunklen Wimpern. In der Enttäuschung ihres eigenen Herzens fand sie plötzlich ein nie gekanntes Mitgefühl für die Enttäuschung, welche sie ihm, ihrem einstigen Verehrer, bereitet hatte.

„Mögen Sie glücklich werden!" sagte sie warm und und reichte ihm die Hand.

Er nahm diese schönen Finger und heftete sein Auge darauf, bevor er sich tief über dieselben neigte.

„Im großen Styl, worin ich zu verunglücken pflege?" fragte er mit launigem Spott. „Oder in dem von mir noch nicht versuchten kleinen Styl?"

„Gleichviel, wenn Sie nur das finden, was Sie suchen. Wer ist Ihre Erwählte? Kenne ich sie?" Sie hatte sich jetzt mit dem Rücken gegen das Geländer gelehnt, so daß sie ihm gegenüber stand. Ohne es zu wollen, gab sie sich dem Reiz jener Zeiten hin, wo sie das Glück in sich selber fand.

„Nein, ich kenne sie selber noch nicht. Es ist eine Cousine, die den Muth hat, es mit einem verunglückten Assessor und fünf Gütern in Hochkultur aufzunehmen."

„Ein armes Mädchen also?"

„O nein! Sie hat genug ohne mich!" lachte er. „Sogar noch etwas mehr. Hübsch ist sie auch und jung sogar!"

„Und Sie lieben sie nicht?"

„Ich halte es ja mit dem kleinen Styl, gnädige Frau."

„Lieber Graf —" versetzte sie und schwieg dann.

„Sie wollen mich warnen?"

„Das will ich! Laſſen Sie das Spiel mit Ihrem Herzen, und das mit dem Herzen Ihrer Frau. Wenn dieſe eines Tages Ihre Rechnung durchſtriche und Liebe für Sie empfände, die Sie nicht würdig ſind zu empfangen oder zu erwiedern oder nicht fähig —"

„Was wäre dann?" fragte er langſam.

„Ein unglückliches Weib mehr auf dieſer Erde."

„Sie haben Recht," ſagte er leiſe. „Es iſt ein elendes Gefühl."

Sie war erregt bis in die tiefſte Tiefe der Seele.

„Kann man denn zweimal daſſelbe hoffen?" fragte er, ohne aufzuſehen.

„Nein!" verſetzte ſie leidenſchaftlich ſchnell. „Und wenn man es könnte, wäre das, was wir Glück nennen, eine einzige große Lüge. Es gibt nur ein Glück und eine Liebe, wie es nur einen Gott und eine Seligkeit gibt, die zweite wäre eine Entwerthung der erſten."

Sie war an ihm vorübergeeilt nach dem Ausgang, ohne daß er ihr zu folgen wagte. Draußen fuhr ein leerer Wagen vorüber. Sie rief ihn an, ſtieg ein und ließ ſich in den Gaſthof zurückfahren.

Das Haus lag menſchenleer zu dieſer Stunde, wo Alles im Freien umherſchwärmte, bis die Tiſchglocke ertönte. Nur der Portier ſah die junge Frau die Treppe hinaufeilen.

Sie verſchloß ſich in ihr Zimmer und eilte wie im Fieber nach dem Schreibtiſch, Rüdiger's Briefe an Alwine aus der Mappe herauszunehmen. Bis dahin hatte ſie es nicht vermocht, dieſe Blätter noch einmal zu entfalten. Heute vermochte ſie es. Aber ſie ſah doch nur nach Datum und Ueberſchrift. Wollte ſie ihren Gatten noch ſchuldiger finden, oder unſchuldiger?

Ariana durchlief in Gedanken die ganze Zeit der Werbung ihres Gatten um ſie. Damals, am erſten Weih-

nachtstag auf dem Kirchgang durch das schneebedeckte Gefilde, als seine Eifersucht gegen den Grafen Thun zum ersten Male sich ihr in Worten verrieth, empfing Rüdiger einen Brief, den er betroffen an sich nahm und uneröffnet verbarg — ein Brief Alwinens also.

Warum war er da nicht ehrlich gewesen? Warum?

„Ich verliere den Verstand über diesem abscheulichen Räthsel," murmelte sie. „Könnte ich sie hassen und verachten, mir wäre wohler, aber ich muß sie beklagen wie mich."

Die Glocke läutete. Ihr Gatte betrat sein Zimmer. Ariana hörte seinen Fuß, durch den Teppich gedämpft, hin und her schreiten. Er vollendete seine Toilette. Um sich nicht zu verrathen, hielt sie den Athem an. Jetzt ging er hinunter.

Sie dachte an die Zeit, wo sie ihre Brust zu eng wähnte, das Glück seines Besitzes zu erfassen. Jetzt zitterte sie bei dieser Vorstellung wie auf schuldiger That überrascht.

Rüdiger wartete inzwischen in der Halle. Neben den Säulen unterhielten sich zwei Herren. Ob gern oder ungern, er mußte auf ihre Worte achten.

„Das Beste ist, daß man sich hier unverhofft wiederfindet."

„Haben Sie Bekannte angetroffen? Ich nicht!"

„Doch! Den Herrn, mit dem wir morgen nach Chillon uns verabredet haben."

„Ah, der! Muß polnisches Blut in den Adern haben!"

„Jawohl! Die Mutter war Polin. Die Grafen Thun sind österreichischen Ursprungs. Er will mich nachher hier aufsuchen. Kellner, stellen Sie nach dem Essen ein paar Flaschen meiner Sorte kalt und arrangiren Sie uns draußen einen Tisch!"

„Sie sagten, er sei eine Art Krösus?"

„Und ob! Den schlägt keine Evastochter aus, dafür stehe ich gut!"

„Auch sonst eine sehr sympathische Erscheinung!"

Das Gespräch verstummte.

Rüdiger trat hastig auf die Steintreppe und blickte in die sonnenglühende Ferne. Die Luft war draußen erstickend schwül geworden, als ob ein Gewitter im Anzug stehe. Alles flimmerte und glitzerte unter der wolkenlosen Beleuchtung. Kein Blättchen regte sich, nur die Blumen strömten ihre Düfte stärker aus denn zuvor.

Ein Mädchen gab es, das allen Verlockungen dieser Schätze hochherzig widerstanden hatte, und dieses Mädchen war — sein Weib. Weil sie ihn liebte, fragte sie nichts nach Grafenkrone und Millionen. Und jetzt?

Rüdiger ballte die Hand. Es erschien ihm in diesem Augenblick wie eine Erlösung, sich eine Kugel durch die Schläfe zu jagen, um den höhnenden Erinnerungen an seine moralische Schwäche aus dem Wege zu gehen. Seine künstlich aufgebaute Ruhe war plötzlich verschwunden, der Name Thun hatte sie zerstört. Er kannte ihn nicht. Sein Erscheinen im Hotel Roy konnte ihm gleichgiltig sein, und dennoch zwang ihn sein Gefühl, sich diesem Erscheinen zu widersetzen. Mit unsäglicher Erleichterung gedachte er der lauteren Charaktergröße Ariana's. Aber ihr Herz war leer, und diese Leere eines einst reichgefüllten Herzens war ihre Gefahr. Darüber gab es keine Täuschung.

Rüdiger fühlte die gewitterschwüle Atmosphäre bleischwer auf seinem Herzen lasten. Eine unermeßliche Sehnsucht erfaßte ihn, Ariana's Antlitz zu sehen. Er konnte den Moment ihres Erscheinens kaum noch erwarten. Da trat der Portier zu ihm mit der Mittheilung, Frau v. Rüdiger habe befohlen, das Essen auf ihr Zimmer zu bringen, da sie angegriffen aus dem Konzert zurückgekehrt sei.

Der heftigste körperliche Schmerz würde ihm in diesem Augenblick willkommener gewesen sein als diese Nachricht. Er nickte und ging in den Speisesaal.

Hammer saß ihm gegenüber. Rüdiger grüßte und begann das Gespräch. „Haben Sie die Wohnung Fräulein Hansen's gefunden?"

„Noch nicht!"

„Ich könnte Ihnen vielleicht einen Fingerzeig geben. Mir scheint, daß Fräulein Hansen sich als Gesellschafterin hier aufhält, wenigstens begleitete sie heute Morgen eine alte Dame auf der Promenade."

Hammer schaute lebhaft von seinem Teller auf.

„Das könnte stimmen. Ich begegnete heute Nachmittag einer Equipage, in welcher Fräulein Hansen und jene Dame sich befanden, eine Dame, die mich an eine Aehnlichkeit gemahnt — ich vermag sie nur nicht unterzubringen."

„Ich habe die Dame nur von hinten gesehen," sagte Rüdiger.

Ein tiefes Donnerrollen, das durch den erleuchteten Saal tönte und ein plötzliches Schweigen hervorrief, brach die Unterredung ab.

Rüdiger empfand es mit Befriedigung, daß Graf Thun bei dem ausbrechenden Gewitter nicht würde erscheinen können. Nach dem Essen schob er schnell seinen Stuhl zurück und ging aus dem Saale, die Treppe hinauf.

„Heute Abend wird ein Zauberkünstler hier Vorstellung geben!" rief ihm der Wirth im Vorbeigehen zu.

Einen Moment blieb er vor Ariana's Thür stehen. Es war Niemand auf dem Gange. Er faßte auf den Drücker, die Thür war verschlossen. Also klopfte er, klopfte zweimal und dreimal, ohne Antwort zu erhalten. Endlich rief er ihren Namen. Da war es ihm, als erhebe sich Jemand und nähere sich der Thür.

„Ich bitte Dich, Ariana," sagte er gepreßt, zwischen

Scham und Zorn schwankend über die demüthigende Lage, in welcher er sich befand, „öffne!"

Er wußte, daß es seine überreizten Gehörnerven waren, welche ihm die Bewegung eines Kleides neben der Thür vorgaukelten, doch lauschte er diesem Geräusch. Eine wühlende Bitterkeit, die leidenschaftlich in ihm aufwallte, riß seine Hand vom Thürgriff zurück.

„So bleibe und thue, was Du willst!" quoll es ihm über die Lippen. Er stieg die Treppe wieder hinab.

Unten war Alles in Bewegung, Alles in den Räumen festgehalten durch den rauschend niederstürzenden Platzregen.

Rüdiger's Entschluß war gefaßt. Morgen in der Frühe verließ er das Hotel zu einem längeren Ausflug. Nur fort aus dem Bannkreis dieses unerträglichen Beisammenseins! Er warf sich in einen Sessel und begann in seinem Reisebuch zu blättern. Ihm gegenüber setzten sich drei Herren um den Tisch, welchen der Kellner statt im Garten in der Halle aufgestellt hatte.

Plötzlich öffnete sich rasch die hintere Eingangsthür. Der Portier nahm dem Eintretenden Mantel, Hut und Schirm ab.

„Ah, wahrhaftig, da sind Sie! Guten Abend, Graf! Wie Sie sehen, sind wir schon bei der Arbeit. Kellner, noch ein Glas!"

Rüdiger sah auf. Thun war also doch gekommen! Der innere Zwiespalt begann von Neuem. Er mußte den Gegner in's Auge fassen, wie sehr es ihn auch antrieb, die Halle zu verlassen.

„Gestatten mir die Herren, daß ich Ihre Bemühungen nach Kräften unterstütze," sagte der Graf, nach dem Tisch schreitend. „Sie sehen, selbst dieser anständige Guß hat meinen Eifer nicht abzukühlen vermocht. Auf Ihr Wohl, meine Herren!"

Der Taſchenſpieler erſchien mit ſeinem Gehilfen und einer orientaliſch gekleideten Dame.

„Ich könnte dieſe Scherze entbehren," ſagte der Graf. Er ſaß mit dem Rücken gegen die regennaſſen Scheiben, ſo daß er die Apparate und Künſtler zwiſchen den Säulen im Auge behalten mußte, ebenſo die Treppenmündung, wo der Fahrſtuhl lag. „Der Burſche in dem rothen Frack ſieht aus wie ein Affe!"

„Sie huldigen ernſteren Genüſſen, Graf," ſcherzte der Gaſtgeber. „Machen der heiligen Cäcilia den Hof, wie ich höre!"

„Stimmt! Ich war heute Nachmittag im Konzert."

Rüdiger war bei dieſen Worten zuſammengezuckt. Ein finſteres Band ſchlang ſich plötzlich ſchnell und mit unauflöslicher Enge um dieſe Worte und Ariana's Unſichtbarbleiben. Auch ſie war im Konzert geweſen. Daß ſie Thun dort geſehen und geſprochen, war kaum einem Zweifel unterworfen. Rüdiger wurde es dunkel vor den Augen. Trotzdem rang er dieſen Schwindel nieder, um in das feine, blaſſe Antlitz deſſen zu ſehen, welcher Ariana zum Weibe begehrt, und welcher, als er ihr ſeine Hand bot, keine Kette einer irrthümlichen Neigung nachſchleppte.

„Waren Sie mit den Muſikleiſtungen zufrieden, Herr Graf?"

„Sehr! Es war ein wunderbares Konzert." Und er ſang eine Melodie leiſe, träumend vor ſich hin.

Dieſer Ausdruck verlieh ſeinen Zügen etwas außergewöhnlich Feſſelndes. Rüdiger ſah es mit ingrimmiger Eiferſucht.

(Fortſetzung folgt.)

Der Glückseſel.

Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben. Von **Harry Scheff.**

Mit Illuſtrationen von Alb. Richter.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Wie reich auch Nordamerika an herrlichen, durch hohe Naturſchönheiten ausgezeichneten Gegenden ſein mag, von Entzücken und Grauen wie nirgend anderswo wird der Reiſende erfüllt werden, dem es vergönnt iſt, die wild-romantiſche Gegend des Coeur d'Alène-Gebirges im nördlichen Winkel des Staates Idaho zu durchſtreifen.

Schon lange, ehe die erſten Metallſucher dorthin gelangten, um dem felſigen Boden die geheimnißvoll ſchlummernden Goldſchätze abzuringen, lockte die Schönheit dieſer Region den alten Indianerhäuptling Salteſe und ſeine Stammesgenoſſen an; die Wilden glaubten, daß in den dortigen Hügeln die Manitus wohnten, und ſie weihten die Stätte. Bald aber tauchten in den Schluchten und Pfaden des Gebirges andere Geſtalten auf, verwegene weiße Männer, die das heiße Verlangen hingeführt hatte, reich zu werden — millionenreich! Die Meiſten jener ruheloſen Goldſucher gingen zu Grunde; Entbehrung, Fieber, Kampf mit den Indianern und den in den dunkeln Gebirgsſchluchten lauernden Raubthieren ließen ſie niederſinken in den Staub, noch ehe die Unglücklichen die brennende Begier nach einem

Goldfund auch nur ein einziges Mal hatten befriedigen können; einigen Wenigen aber lächelte das Glück, der Zufall führte sie an die Stätte, wo das gelbe Metall noch unentdeckt und ungehoben in großen Mengen vorhanden war.

Heute befinden sich im Coeur d'Alène-Gebirge eine Anzahl berühmter Bergwerke, welche größtentheils von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet werden. Unter den vorhandenen Goldminen aber ist die Sullivanmine die werthvollste und bedeutendste!

— — — — — — — — — — — —

Es war vor etwa fünfzehn Jahren an einem glühend heißen Augusttage, als eine seltsame, aus wenigen Mitgliedern bestehende Karawane am Fuße der herrlichen Kortenaihügel, die den Abschluß des Coeur d'Alène-Gebirges nach Norden bilden, dahinzog. Es waren drei Männer und ein Maulesel, die in trauter Gemeinschaft langsam und matt dahinschlichen unter den glühenden Sonnenstrahlen, welche ausdörrend auf ihr Hirn niederbrannten und ihnen Kraft und Muth raubten.

Kaum waren sie in einen von zerklüfteten Felsen gebildeten Hohlweg gelangt und hatten einigermaßen Schutz vor der Sonnengluth gefunden, als einer der Männer, ein hochgewachsener rothbärtiger Ire, sich zu Boden warf und ausrief: „Da laßt mich liegen und trollt euch eurer Wege, wenn's euch beliebt. Ich meinerseits ziehe vor, hier dieses Hundeleben zu beenden und will beim Teufel lieber von einer gesprenkelten Katze aufgefressen werden, als daß ich mich länger narren ließe. He, Sullivan, was ist Deine Meinung?"

Der Angeredete entzündete gelassen ein Streichholz an seiner Stiefelsohle und setzte damit seine kurze Pfeife in Brand.

„Was meine Meinung ist?" versetzte er. „Daß Du ein Schafskopf bist, Tim, und daß ich mir einen anderen

Genoſſen geſucht hätte, wenn ich Deinen Kleinmuth auch nur im Entfernteſten hätte ahnen können."

Tim O'Rourke lachte höhniſch auf. „Kleinmuth nennſt Du das? Nun, ich möchte Dich nach drei Tagen ſprechen, ob Du auch dann noch Deinen guten Muth bewahren wirſt."

„Freilich, mein Junge, ich werde nicht umſonſt im Lande der ‚luſtige Mike' genannt."

Tim faßte die Hand ſeines Freundes Sullivan, der ſich neben ihm auf dem üppigen Grasteppich niedergelaſſen hatte. „Halte mich nicht für einen Feigling, Michael, Du weißt, ich habe bisher in jeder Gefahr meinen Mann geſtellt, aber wir ſind auf einem faulen Pfade, mein Junge! Seit zwei Monaten irren wir in dieſer Wildniß umher und durchwühlen den Boden nach Gold, aber nicht ein Korn iſt uns bis jetzt in die Hände gefallen. In drei Tagen iſt unſer Mundvorrath zu Ende, wir werden alsdann kein Mehl, keinen Speck, Kaffee oder Whisky mehr haben — na und was dann?"

„In drei Tagen können wir die reichſte Mine im ganzen Gebirge entdeckt haben," antwortete Sullivan in größter Seelenruhe, „und dann werden wir uns Whisky genug kaufen können."

Bei dem Gedanken an die ungeheuern, gar nicht auszudenkenden Mengen Whisky, die er ſich mittelſt einer halbwegs ertragreichen Goldmine verſchaffen könne, verklärte ſich in der That Sullivan's Geſicht, und der luſtige Mike begann zu ſingen.

„Uebrigens können wir uns den Hungertod noch eine ganze Weile vom Leibe halten," nahm er nach einigen Minuten die Unterhaltung wieder auf. „Haſt Du denn ganz den Eſel unſeres Freundes Charley vergeſſen? Der hat zwar nicht mehr viel Fleiſch auf dem Leibe — ich meine nämlich den Eſel und nicht unſeren deutſchen Freund Charley — aber gebraten wird er ſich noch verſpeiſen laſſen."

Kaum hatte der Goldſucher dieſe Worte, mit welchen Tim recht einverſtanden zu ſein ſchien, von ſich gegeben, als ſich hinter ſeinem Rücken eine kräftige Stimme in deutſcher Sprache alſo vernehmen ließ: „Unterſteht euch nur, ihr Halunken, meinen Eſel anzurühren! Ich ſchlage euch alle Knochen im Leibe zuſammen, wenn ihr meinem armen Grauſchimmel zu nahe kommt. — Schlachten wollt ihr das arme Thier — braten? Eher röſte ich euch ſelbſt über langſamem Feuer, euch iriſches Lumpengeſindel, Tagediebe, mit denen mich mein Unglücksſtern zuſammengeführt hat.“

Michael Sullivan winkte den Scheltenden zu ſich heran. „Well, mein Junge,“ ſagte er beruhigend, „ich verſtehe zwar nur den zehnten Theil von Deinem Lärm, aber mir ſcheint, Du biſt nicht ſonderlich einverſtanden damit, daß wir Deinen Eſel auffreſſen. Iſt auch nicht nöthig, Charley, und ſoll nicht geſchehen, ſo lange noch ein einziges wildes Kaninchen zu ſchießen iſt.“

Das beruhigte den Beſitzer des Mauleſels, und er ging gehorſam daran, Holz zu einem Feuer zu ſammeln, an welchem die Goldſucher ſich ihre Mahlzeit bereiten wollten. Bald loderte auch die Flamme empor, in einem Blechgefäß wurde der Kaffee gekocht, Tim richtete Speck her, während Sullivan aus Maismehl ein kuchenartiges Gebäck bereitete, und die Wanderer gaben ſich mit Behagen dem Genuß eines für die Verhältniſſe ganz vortrefflichen Frühſtücks hin.

Der Grauſchimmel ſuchte ſich indeſſen die zarteſten Grashalme aus und frühſtückte ebenfalls.

2.

Karl Schmidt, der Deutſche, den wir in der fragwürdigen Geſellſchaft der amerikaniſchen Goldſucher kennen lernen, war ein noch junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er war Schleſier von Geburt, und ſein

Vater hatte in der Nähe von Liegnitz einen ansehnlichen Bauernhof besessen. Da der alte Schmidt aber neun Sprößlinge besaß, so erwischte Jedes von ihnen nur einen kleinen Theil des Erbes. Besonders Karl, als der Jüngste, kam am schlechtesten weg, denn als er das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht hatte, starb der Vater, und mit einem recht schmalen Erbe stand er allein in der Welt. Man gab ihn zu einem Bäcker in die Lehre. Hier hielt er auch treulich seine Zeit aus, aber kaum hatte er in Gestalt eines Riesenbrodes und einer kunstvoll verschlungenen Bretzel sein Gesellenstück geliefert, da litt es ihn nicht mehr in der düsteren Backstube, er raffte sein Geld zusammen und ging über's Meer — in's gelobte Land Amerika!

Hier wollte es ihm jedoch ganz und gar nicht glücken. Vertrauensselig, wie er war, verlor er schon in den ersten Wochen sein Geld an „gute Freunde", und dann ging es an die harte Arbeit. Schließlich kam er auf den unglückseligen Einfall, Goldsucher zu werden. Er grub und schaufelte wacker darauf los, doch er fand nichts, und so stand er eines Tages in der Wildniß da, ohne Mittel, ohne Mundvorrath, ohne Aussichten. Nur sein Maulesel, der bis dahin seinen Proviant getragen hatte, war ihm geblieben.

In dieser schlimmen Lage lernte er Sullivan und O'Rourke kennen. Sie begannen damals gerade ihren Zug in die Berge und hatten frischen Vorrath an Lebensmitteln, Pulver und Blei, nur der Maulesel, der ihn tragen sollte, fehlte ihnen. Aus diesem Gesichtspunkt kam ein Vertrag zu Stande zwischen den beiden Goldsuchern und Schmidt mit dem Esel, und nachdem der junge Deutsche das feierliche Versprechen erhalten, daß der zehnte Theil von Allem, was gefunden werde, ihm gehören solle, belud er seinen Grauschimmel mit dem Eigenthum seiner neuen Freunde, und hinein ging's in die Einsamkeit der Gebirgsschluchten von Idaho.

Charley — wie die Amerikaner ihn nannten — mußte bald merken, daß er ſich auf ein ſehr zweifelhaftes Geſchäft eingelaſſen hatte. Sein geliebter Eſel magerte von Tag zu Tag mehr ab, und durch den ihm garantirten „Zehnten" wurde er auch nicht ſonderlich entſchädigt, da der zehnte Theil von Nichts unwiderruflich Nichts ergab. An dieſer arithmetiſchen Thatſache ließ ſich nicht das Geringſte ändern!

Darüber ſann er auch jetzt nach, während alle Drei ihr frugales Mahl einnahmen. Michael Sullivan war ſichtlich beſtrebt, durch humoriſtiſche Erzählungen und Späße den Muth ſeiner Genoſſen zu beleben. Da wußte er von manchen Beiſpielen zu berichten, welche zeigten, wie der launenhafte Zufall oft in letzter Stunde den Goldſuchern zu Hilfe gekommen ſei; er tröſtete den mißmuthigen O'Rourke auch damit, daß er meinte, man könne von der nächſten Stadt nur ſechzig engliſche Meilen etwa entfernt ſein, und ſomit würde ein Marſch von kaum zwei Tagen genügen, friſche Vorräthe einzukaufen.

„Aber wir beſitzen keinen rothen Cent mehr," brummte der Irländer. „Da wird es uns ſchwer werden, auch nur das Nöthigſte heranzuſchaffen."

„Ja, wenn wir mit einer ſolchen Todtengräbermiene vor die Leute hintreten," antwortete Sullivan, „wie Du ſie da eben aufgeſteckt haſt, da würde man uns nicht ein Pfund Speck pumpen, aber ich müßte nicht der luſtige Mike heißen und Freunde überall beſitzen, wenn ich nicht noch einmal die Sache in Ordnung bringen könnte."

„Um ſo beſſer," brummte O'Rourke und ſtreckte ſich zu einem Schläfchen aus. Sullivan und Schmidt unterzogen indeſſen den Boden des Hohlwegs einer flüchtigen Unterſuchung. Zwiſchen dem Felsgeſtein, das zu beiden Seiten den Weg einſchloß, wucherte üppig das Gras, und die Blumen der Wildniß breiteten ſich auf der fetten ſchweren Erde aus.

Sullivan ſchüttelte den Kopf. Das war nicht die Art der Bodenbeſchaffenheit, die ein gutes Reſultat erhoffen ließ.

„Wir müſſen ſchnell weiter," ſagte er, „kalkulire, daß wir jenſeits der Felſen ein Thal vorfinden werden, das für uns günſtiger iſt."

„Aber das Gewitter kann jeden Augenblick losbrechen," wandte Schmidt ein.

„Wahrhaftig!" rief Sullivan, das Haupt emporhebend und zum Himmel aufſchauend, „der Deutſche hat Recht. Da gerade über uns ſteht ein Wetter, ſo ſchwarz und drohend, wie man es ſich in dieſer Gebirgshölle nur wünſchen kann. Da können wir uns auf ein paar tauſend Gallonen Waſſer gefaßt machen, wenn das über uns kommt."

Und das Unwetter ließ nicht lange auf ſich warten. Heulender Sturm raste durch die Schluchten und brach ſich mit donnerndem Echo an den felſigen Wänden, dann zuckten Blitze, züngelnden Schlangen gleich, auf die Wanderer hernieder, die ſich minutenlang in einem wahren Feuerregen befanden, der Donner brüllte und eine Regenfluth ohne Gleichen ſtrömte aus dem finſteren Gewölke zur Erde. Der Hohlweg verwandelte ſich in wenigen Minuten in das Bett eines reißenden Fluſſes. Die Goldſucher hatten Mühe, ſich auf einen höheren Punkt zu retten. O'Rourke fluchte, Sullivan murrte, daß ſo viel Waſſer „ungebrannt" auf ihn niederkäme, und Schmidt hatte genug zu thun, ſeinen Mauleſel zu beruhigen, welcher der Wuth der Elemente ſeine eigene entgegenſetzte und einen wilden Tanz aufführte, wobei er mit ſeinen Hufen große Stücke des aufgeweichten Erdreichs um ſich warf.

Endlich ließ das Sturmeswüthen nach, über dem Felspaß ſchimmerte es wieder licht und blau, und auch das Waſſer verlief ſich ſchnell. Die Goldſucher hatten jedoch alle Luſt zu weiterem Verbleiben verloren, ſie rüſteten ſich eiligſt zur Fortſetzung ihres Marſches und packten alle

ihre Habſeligkeiten dem Mauleſel auf. Dann machten ſich Sullivan und Schmidt daran, die Hufe des Thieres zu

unterſuchen, wie ſie es immer thaten, bevor eine Kletterparthie über die Berge angetreten wurde. Kaum aber hatte Sullivan das linke Hinterbein des Thieres emporgehoben und den Huf vom Schmutz befreit, als er plötzlich

mit einem Jubelschrei emporsprang und wie ein Wahnsinniger um den Esel herumtanzte.

„Wahrhaftig, er hat den Verstand verloren," rief Schmidt. „Er hält meinen Esel für das goldene Kalb und betet ihn an."

„Kein goldenes Kalb, aber ein goldener Esel ist es," schrie Sullivan. „Und ich bete es an, dieses göttliche Thier. O'Rourke, Schmidt — kommt her, meine Burschen — da — da — seht her, verliert nicht euern armen Verstand — am Huf' unseres Esels — sagt mir, daß ich nicht verrückt geworden bin — das ist Gold — Gold — Gold! Wir stehen auf unserer Mine!"

Und es war Gold, es war eine Mine!

In fieberhafter Hast wurden die Schaufeln angesetzt, ohne ein Wort zu sprechen, gruben die Drei, doch sie brauchten nicht tief zu gehen; bald glänzte es ihnen entgegen, das gleißende Metall, gelb und in reicher Fülle. Es war die „Mine eines armen Mannes", welche sie entdeckt hatten, denn so wird derjenige Erzfund genannt, der nicht kostspieligen Bergbau und theure maschinelle Einrichtungen für seine Hebung beansprucht.

Sie grenzten ihren Anspruch nach allen Vorschriften des Gesetzes ab, umpfählten die Grube in weitem Umkreis, auch ein Stück Pappe wurde aufgesteckt, auf welches Sullivan mit vor Erregung zitternder Hand und mit Hilfe einer Kohle ihres Lagerfeuers die Worte schrieb:

„Michael Sullivangrube.
Besitzer: Sullivan & O'Rourke."

Nachdem diese ersten Sicherungen des Besitzes erfolgt waren, zog Sullivan seinen Freund Tim bei Seite und setzte ihm auseinander, daß sie jetzt so schnell als möglich nach Malad, der vermuthlich nächsten Stadt, aufbrechen müßten, um sich einen gesetzlich giltigen Besitztitel ausfertigen zu lassen und Arbeiter zur Hebung ihres Schatzes

275435A

anzuwerben. Maſchinen und Werkzeuge zu erhalten, werde jetzt ein Leichtes ſein.

Nachdem ſie einige Minuten eifrig miteinander geflüſtert hatten, traten ſie zu Schmidt hin. Sullivan legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und ſagte ſchmunzelnd: „Nun, mein Junge, ſollſt Du Dir auch Deinen Antheil verdienen. Wir haben einen wichtigen Auftrag für Dich.“

Schmidt meinte zwar, ſein Antheil ſei ſchon redlich laut Verabredung verdient, und überdies ſei es ja ſein Eſel geweſen, der die Goldgrube verrathen habe. Aber Sullivan fuhr fort: „Mein Genoſſe und ich brechen jetzt nach Malad auf, Dir vertrauen wir die Bewachung und Vertheidigung unſeres werthvollen Beſitzes an, Du magſt daraus ſchließen, daß wir Dich für einen verwünſcht ehrlichen Geſellen halten.“

Schmidt dankte für die vortreffliche Meinung, welche die Herren von ſeinem Charakter hätten, aber es ſchien ihm doch recht bedenklich, mutterſeelenallein in der Wildniß zurückzubleiben. Seine Einwendungen halfen jedoch nichts. Die beiden glücklichen Goldſucher verſprachen ihm noch eine reiche Belohnung für getreulichen Wachdienſt, verſahen ihn mit einer Büchſe, Patronen und etwas Mundvorrath und ließen ihm zur Geſellſchaft ſeinen Eſel. Dieſer letzte Umſtand beruhigte Schmidt einigermaßen.

Er verſprach und ſchwur, die Sullivangrube bis zur Rückkehr ihrer rechtmäßigen Beſitzer gegen jeden fremden Eingriff zu bewahren und zu vertheidigen, und nachdem er von Sullivan und O'Rourke mit kräftigem Händedruck Abſchied genommen, ſah er ſie hinter den Felſen verſchwinden und war allein, allein in der ſchauerlichen, an Gefahren reichen Wildniß, auf viele Meilen im Umkreis ſicherlich das einzige menſchliche Weſen, allein mit dem blitzenden Edelmetall zu ſeinen Füßen und dem geduldig dareinſchauenden Eſel an ſeiner Seite.

3.

Schmidt gehörte zu jenen beneidenswerthen Menschen, welche Nerven nur vom Hörensagen kennen. Sonst hätte ihn das Gefühl der Verlassenheit, der Hilflosigkeit den ihm drohenden Gefahren gegenüber sicherlich beunruhigt.

Er wußte zwar recht gut, daß er keinen Augenblick vor den Angriffen blutdürstiger Rothhäute sicher sei, er hörte bei Nacht das langgezogene Heulen der in der Nähe umherstreifenden Raubthiere, aber er sagte sich, daß des Schicksals Hand ihn überall erreichen könne und daß, wenn es ihm bestimmt sei, in so jungen Jahren zu sterben, der Tod ihn im elegantesten Gasthofe von New-York ebenso sicher fassen werde, als hier im schauerlich einsamen Felsengebirge. Er vertrieb sich die Zeit, so gut es eben gehen wollte, seine liebste Beschäftigung aber bestand im Erbauen heiterer Luftschlösser. Wie prächtig malte er sich die Zukunft aus! Sein Antheil an dem Ertrag der Goldmine mußte ihm zweifellos ein großes Stück Geld in den Schoß werfen. Er hoffte ja nicht auf Hunderttausende — so hoch verstiegen sich seine bescheidenen Wünsche nicht, aber er meinte, zehn- bis zwanzigtausend Dollars würden sicherlich für ihn abfallen.

O, er wußte schon ganz genau, was er mit seinem Reichthum beginnen würde! Nicht eine Stunde länger als nöthig wollte er in Amerika bleiben — ihn zog es schon lange nach der deutschen Heimath zurück. Und wenn er Geld, viel Geld mitbrachte, wie gern würde man ihn willkommen heißen. Die Brüder und Schwestern sollten nicht leer ausgehen; Jedes von ihnen sollte ein hübsches Sümmchen erhalten. Und mit dem Rest des Geldes wollte er sich selbstständig machen und heirathen. Blaue Augen, blonde Flechten und ein Kirschenmund tauchten vor ihm auf, und es war ihm, als sähe er Grethchen, seines

Meisters Töchterlein, vor sich stehen, und er bildete sich für einige Augenblicke ein, ihre Stimme zu hören, mit der sie so herzlich und liebevoll zu ihm spräche: „Komm heim, Karl! Ich habe gehalten, was ich Dir beim Abschied versprach, ich bin Dir treu geblieben. Nun laß mich nicht länger warten."

Und wenn Schmidt aus solchen Träumen erwachte und sich der rauhen Wirklichkeit gegenüber sah, so lachte er vergnügt vor sich hin und sagte zu sich selbst: „Du bist doch ein Glückspilz, Karl Schmidt!" ...

So vergingen zwei Tage und zwei Nächte, die Frist, welche man für die Wiederkehr der Goldsucher verabredet hatte, war verstrichen, aber von Sullivan und O'Rourke zeigte sich keine Spur. Als auch der dritte Tag vorüber war, wurde der Deutsche doch ein wenig bedenklich über das lange Ausbleiben seiner Freunde. Er streckte sich am Abend an seinem Lagerfeuer aus mit dem Gedanken, daß den Beiden ein Unfall zugestoßen sein müsse.

Er wurde vom Geräusch galopirender Pferde aufgeschreckt. Einen Moment rieb er sich die Augen, dann sprang er freudig bewegt auf. Es war Morgen, Reiter nahten dem Hohlweg — das mußten die Freunde sein.

Doch wie groß war seine Bestürzung, als er sich einem wildfremden und keineswegs anheimelnden Menschen gegenüber sah. Es war ein hochgewachsener, sonnengebräunter Mann, der den Desperado durch sein Aussehen und Wesen sofort verrieth. Seine Kleidung war zerrissen und staubbedeckt, den Hut schien er bei dem anstrengenden Ritt verloren zu haben, die Haare fielen ihm ungeordnet und wirr in Stirn und Nacken. Dagegen war er mit Waffen wohl versehen. Außer einer Doppelflinte besaß er zwei Revolver und ein langes Messer, dessen Griff aus einer seiner ledernen Gamaschen hervorschaute. Der Mann ritt ein hohes starkknochiges Pferd und trieb drei andere

Thiere, die ebenſo werthvoll waren, an einer Leine vor ſich her.

„Jetzt gilt es!“ dachte Schmidt und beſchloß, die Goldmine mit aller Kraft zu vertheidigen.

Als der Reiter ſich der Umpfählung auf etwa zwanzig Schritt genähert hatte, legte der Deutſche ſeine Büchſe an und rief: „Nicht weiter, mein Freund, oder es gibt eine blaue Bohne.“

„Die hätte ich Dir längſt in den Schädel jagen können,“ antwortete der Fremde, „da meine Büchſe auf viel weitere Entfernungen ſchießt, als die Deinige, aber ich habe keine Zeit zu dergleichen Späßen. Haſt Du einen Schluck Whisky und einen Biſſen Brod?“

„Wenn Du Deine Waffen zehn Schritt von Dir entfernt in's Gras wirfſt, ſollſt Du Alles haben.“

„Well, das ſoll gelten.“

Der Fremde ſprang aus dem Sattel, entledigte ſich ſeiner Büchſe und der Revolver und führte dann ſeine Pferde zu einer Waſſerlache, die ſich in der Nähe befand; hier ließ er ſie trinken und ſich dann an dem ſaftigen Graſe gütlich thun. Bei all' dieſen Verrichtungen verrieth er große Unruhe und ſchaute oft hinter ſich den Felsweg hinauf, den Eingang deſſelben ſcharf überwachend.

Als Schmidt ihm das Frühſtück reichte, ſchlang er es gierig hinunter, er hatte offenbar lange nichts gegeſſen.

„Habt da wohl eine reiche Grube entdeckt?“ ſagte er, den Blick auf den angebrachten Zettel richtend, „braucht vor mir keine Furcht zu haben, ich will Euch Euern Beſitz nicht ſtreitig machen, habe durchaus keine Zeit dazu.“

„Ihr ſcheint es recht eilig zu haben,“ antwortete Schmidt, „wo wollt Ihr denn mit den Pferden hin? Schöne, kräftige Thiere das.“

„Reite nach Malad,“ lautete die Antwort des Fremden, „hoffe ein hübſches Stück Geld für meine Pferde zu bekommen. — Halloh, wir Beide könnten auch ein Geſchäft miteinander machen.“

„Nur zu, wenn 'was dabei zu verdienen iſt, bin ich bereit.“

Der gute arglose Schmidt bemerkte nicht das boshafte Lächeln, welches in diesem Augenblick über das Gesicht des Mannes glitt.

„Well, ich sehe, Ihr habt da einen Esel, etwas mager zwar und gewiß schon alt, aber mir fehlt auf meiner Farm so ein Thier. Wie wär's, wenn ich Euch vorschlüge, ein Vollblutpferd für Euern Esel einzutauschen?"

Der Deutsche wollte anfangs nicht auf den ihm gemachten Vorschlag eingehen, sein Grauschimmel war ihm an's Herz gewachsen, und überdies war er ihm ja zu Dankbarkeit verpflichtet, da der Esel der Entdecker der Mine war. Doch schließlich überwog bei ihm der lang gehegte Wunsch, ein stattliches Roß zu besitzen.

„Ueberlegt nicht lange," drängte der angebliche Farmer, „ich muß weiter, jede Minute ist kostbar für mich. Ihr könnt Euch auch das beste meiner Thiere aussuchen — nur schnell!"

Der Handel wurde geschlossen. In schnöder Undankbarkeit vertauschte Schmidt seinen langohrigen Freund gegen einen feurigen Rappen. Der Fremde aber bestieg wieder seinen Renner, koppelte den Esel mit seinen beiden Pferden zusammen und rief fortreitend dem Deutschen noch zu: „Werdet Euch bald überzeugen, daß Ihr einen guten Kauf gemacht habt."

Und fort war er. Schmidt hörte noch eine ganze Weile den Hufschlag der Rosse und das eigenthümliche Lachen des Mannes, mit welchem Jener seine letzten Worte begleitet hatte.

Und jetzt beschlich Schmidt das Gefühl, als habe er ein großes Unrecht begangen. Am liebsten wäre er dem Farmer nachgelaufen oder auf seinem Rappen nachgesprengt, um das Geschäft wieder rückgängig zu machen, doch er durfte ja seinen Posten nicht verlassen und dann hätte er den flinken Reiter auch nicht mehr eingeholt. Es blieb

ihm alſo nichts Anderes übrig, als ſich mit ſeinem in der That werthvollen Pferde zu tröſten.

Schmidt klopfte dem jungen ſtolzen Thiere liebkoſend den Hals, brachte ihm Futter und wuſch es mit kühlendem Waſſer, denn es war mit Staub und Schweiß bedeckt. Der Farmer ſchien ſeine Pferde erbarmungslos abgehetzt zu haben.

Doch Schmidt ſollte ſich nicht lange einer ungeſtörten Freude über ſeinen neuen Erwerb hingeben. Eine halbe Stunde etwa war verſtrichen, ſeit er von ſeinem Eſel Abſchied genommen hatte, als in einiger Entfernung von ihm eine Anzahl Reiter auftauchten. Er zählte deren acht. Mit Windeseile kamen ſie näher, und kaum waren ſie ſeiner und ſeines Rappens anſichtig geworden, als ſie ein lautes Wuthgeſchrei vernehmen ließen und, die Umzäunung niederreitend, ihn von allen Seiten einſchloſſen.

Der junge Deutſche machte nicht den geringſten Verſuch, zu entfliehen, — aber er ſetzte ſich auch nicht zur Wehr, was ja bei der Ueberzahl ſeiner Angreifer völlig nutzlos geweſen wäre.

Ehe er ſich noch irgendwie Rechenſchaft über den ganzen Vorgang geben konnte, hatte man ihn zu Boden geworfen und an Händen und Füßen mit Stricken gefeſſelt.

Blicke der Wuth, des Haſſes und der Verachtung trafen ihn.

„Elender, erbärmlicher Pferdedieb!“ rief ihm einer der Männer zu, „iſt es uns endlich gelungen, Dich einzufangen? Jetzt iſt Dir der Strick ſicher.“

„Ach was — wozu noch einen Strick verſchwenden,“ ſchrie ein Anderer. „Gebt Raum, ich werde dem Halunken, der uns ſeit Monaten beraubt hat, mit meiner Büchſe das Lebenslicht ausblaſen.“

Und der Mann hätte ſeine Drohung wahr gemacht, wenn nicht ein weißhaariger Anſiedler ihm in den Arm gefallen wäre.

„Bezwingt eure Wuth, Männer," rief der Alte, „dieſer Pferdedieb ſoll ſeiner Strafe nicht entgehen, aber laßt uns verfahren, wie es bei Richter Lynch Brauch iſt in Idaho."

Dem armen Burſchen perlte der Angſtſchweiß auf der Stirn, als er von „Pferdedieb" und „Lynchen" hörte.

„Leugnen kannſt Du nicht, Halunke," wandte ſich der Alte an ihn. „Da ſteht mein eigenes Pferd — der Beſitz dieſes Thieres allein iſt Beweis genug."

Schmidt war in ſeinem Leben kein großer Redner geweſen, und jetzt ſchnürte ihm die Todesangſt vollends die Kehle zu, ſo daß er die Geſchichte von dem Tauſch ſeines Eſels gegen den Rappen recht jammervoll und unglaubwürdig hervorbrachte. Als er geendet hatte, fragte man ihn, ob er ſonſt nichts zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen habe.

Schmidt ſchüttelte den Kopf. Was hätte er auch noch ſagen ſollen?

Die Farmer traten zuſammen und flüſterten. Das Reſultat ihrer Unterredung zeigte ſich darin, daß an einer Fichte, die am Abhang eines Felſens wuchs, ein Strick befeſtigt wurde, den man vorher mit einer Schlinge verſehen hatte.

„Man hat Dich ſchuldig gefunden — Du mußt ſterben!" ſagte der Alte ernſt zu ihm. „Verrichte ein kurzes Gebet und dann — in Gottes Namen!"

Der unglückliche junge Mann ſchaute mit Thränen in den Augen um ſich. War denn das kein Traum? — Sterben ſollte er, gehängt werden als Pferdedieb, obwohl er völlig unſchuldig war? Das war ein herrliches Ende ſeiner ſo verheißungsvollen Goldgräberlaufbahn.

„Bete — oder Du fährſt in Deinen Sünden zur Hölle!" ſchrie nun der Farmer.

Schmidt kniete nieder und ſprach das Vaterunſer.

Still war's um ihn, die Männer hatten die Häupter entblößt, tiefes feierliches Schweigen lag über der gewaltigen ſteinernen Einöde.*)

Oben auf dem Felſen winkte der Galgen.

„Denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! — Amen."

Von Thränen faſt erſtickt rangen ſich die Worte von den blaſſen Lippen des Opfers einer unſeligen Täuſchung.

„Amen," wiederholte Schmidt noch einmal, und ihm war es, als hätte er damit ein Lebewohl gerufen, das weit über das große Meer geflogen wäre — zu ihr, die er ſo lieb hatte.

Aber noch war das zweite „Amen" nicht verhallt, da ſtürmten drei Reiter heran. Sullivan und O'Rourke waren es, und zwiſchen Beiden ritt mit gebundenen Händen der, der das Unglück über Schmidt gebracht hatte. Auch der verhängnißvolle Eſel trabte hinterdrein.

Sullivan überſchaute mit einem ſchnellen Blick die Sachlage. „Oho, nicht ſo ſchnell, Leute!" rief er. „Diesmal hätte Richter Lynch beinahe eine ungeheure Dummheit begangen. Wir bringen den richtigen Pferdedieb. Ich kenne den Halunken ſchon lange und, als wir ihn unterwegs mit dem Eſel unſeres Freundes und dieſen prachtvollen Pferden trafen, da wußten wir, daß er eine Teufelei angerichtet habe und nahmen ihn feſt." —

Der Desperado, welcher einſah, daß es hier kein Entrinnen mehr gäbe, war geſtändig, er erzählte auch, daß er nur deshalb das Pferd gegen den Eſel vertauſcht habe, weil er durch den Beſitz des Rappens Schmidt als den Thäter erſcheinen laſſen und ſo ſeine Verfolger loswerden wollte. Er bat nur um die Gunſt, noch eine Cigarette rauchen zu dürfen, und ließ ſich, nachdem ihm dieſe ge-

*) Siehe das Titelbild.

währt worden war, mit ſtoiſcher Ruhe hängen. Die beiden Goldſucher drückten Schmidt die Hände und dankten ihm für ſeine treue Pflichterfüllung, ſie hatten ſich bei Ab-

wickelung ihrer Geſchäfte in der Stadt verſpätet, doch war Alles erledigt, und Arbeiter und Maſchinen ſchon unterwegs.

— — — — — — — — — — — — —

Die „Sullivangrube" hat thatſächlich viele Millionen des edeln Metalles geliefert, und Sullivan und O'Rourke wurden reiche Leute. Leider erfreuten ſie ſich ihrer Herr-

lichkeit nicht lange. Sullivan ſah tiefer in's Glas als irgend ein anderer Mann im Weſten und ging am Whisky zu Grunde, und ſein Freund O'Rourke verlor faſt ſein ganzes Vermögen im Pharaoſpiel.

Karl Schmidt war der Einzige, dem die Grube wirklich Glück brachte. Er ließ ſich zwar von den Amerikanern mit der runden Summe von hunderttauſend Dollars, etwa dem Zehnten ſeines Zehnten, abfinden, aber er hielt wenigſtens ſein Geld feſt, kehrte nach Deutſchland zurück, heirathete ſein Grethchen und wurde ein wohlhabender und angeſehener Bauer.

Der Glückseſel aber wurde das vornehmſte Langohr in den ganzen Vereinigten Staaten. Sullivan behielt ihn und ließ ihn in einem ſeiner Paläſte wie ein fürſtliches Marſtallpferd verpflegen. Ein namhafter Maler, Namens Remington, hat ſpäter ein Bild dieſes vierbeinigen Minenentdeckers gemalt, und noch heute befindet ſich auf jedem Sack Erz, welcher aus der Sullivangrube kommt, das eingeſtempelte Bild eines Mauleſels.

Fräulein Karoline.

Novelle von **Emma Merk.**

---

1. (Nachdruck verboten.)

Es war zuletzt recht heiß geworden auf der nur von Weidengebüsch umwachsenen Landstraße, die sich am Flusse hinzog, und Walter Lange hatte schon einen tüchtigen Morgenmarsch hinter sich. Aber nun hatte er ja vorläufig sein Ziel erreicht. Da lagen im hellen Sonnenschein die stattlichen Baulichkeiten des Schloßgutes, das er, da ihn seine Fußwanderung vorüber führte, besichtigen wollte, wenn die Empfehlung an den Verwalter, welche ihm ein Freund mitgegeben hatte, ihm wirklich Einlaß verschaffte. Im Moment lockte ihn freilich der frischgemähte Wiesenfleck unter einem prächtigen Ahorn viel mehr, als die berühmte Musterwirthschaft Hohenstein, die der grünumwachsene Zaun umschloß.

Das Ränzel abwerfen, sich im Gras ausstrecken — war das köstlich! Ruhe — Schatten — eine Cigarre!

Durch die weitverzweigten Aeste schimmerte der blaue Himmel herein; hier und da kam ein Wölkchen Duft von Rosen und Reseden.

Vor lauter Behagen wollten ihm fast die Augen zufallen. Aber ein jubelndes Kinderstimmchen unterbrach

die lautloſe Landſtille, und gleich darauf hörte er ein Lachen, ein ſo friſches, herzliches, anſteckendes Mädchenlachen, daß ihm im Nu alle Müdigkeit verflogen war und er mit dem vergnügteſten Geſicht aufſprang, um zu ſehen, wo dieſes luſtige Perſönchen ſteckte.

Er hatte ſich aber kaum dem Zaun genähert und neugierig durch die Lücken geſpäht, als er mit einem ſehr verdutzten „Oho!“ zurückprallte.

Von einem wuchtigen Schlag auf Naſe und Augen halb betäubt, wußte er im erſten Moment kaum, was ihm da mitten in's Geſicht geflogen war. Aber auch als er das unerwartete Wurfgeſchoß als einen großen Ball erkannte, murmelte er ein paar ärgerliche Kraftworte, die auch dem Höflichſten in einer ähnlichen Lage entſchlüpfen. Es war ihm nämlich ſein Zwicker herabgeſchlagen worden, und er war überzeugt, daß er in ſeiner kurzſichtigen Hilfloſigkeit eine ſehr dumme Figur mache, und daß das junge Mädchen hinter der Hecke über ihn lachen werde.

Zu hören war allerdings nichts; nur ein kurzer, erſchreckter Aufſchrei, das Raſcheln eines Frauenrockes; und dann, als er aufathmend die Hand nach ſeinem zum Glück unverſehrt im Graſe liegenden Glaſe ausſtreckte, ein Geflüſter: „Du mußt um Entſchuldigung bitten, Annele! Komm, ſei ein braves Kind! Was ſagt man, wenn man ungeſchickt war?“

Ein ſchüchternes Stimmchen erhob ſich nach einer Weile, offenbar das eines kleinen Bauernmädchens, und ſagte: „Verzeihen S', ich hab's nicht gern 'than!“ Dann ein erſticktes Verlegenheitslachen.

Walter war wieder im Beſitz ſeines Zwickers und ſeiner fünf Sinne. Er erhob ſich auf den Zehenſpitzen, um über den Zaun zu blicken, und da begegnete er einem jungen Geſicht, das er mit unverhohlenem Wohlgefallen anſah. Gerade ſo friſch und herzerfreuend wie das Lachen, das

ihn herbeigelockt hatte, war der rothe Mund und die weiche Rundung des Kinns und der Wangen. Gerade so lieb und gutmüthig wie das Geplauder mit der Kleinen geklungen hatte, schauten die grauen lustigen Augen in die Welt. Sie hatte die dicken, hellbraunen Zöpfe über einem schwarzen Sammetbande wie ein Kränzlein aufgesteckt und die abstehenden Haare bildeten in dem Sonnenlicht einen heiteren Goldschein um das blühende Köpfchen. Um zu zu sehen, wer draußen stand, hatte sie sich auf einen Schemel gestellt und war im ersten Augenblick sehr verblüfft, sich dem Fremden so nahe gegenüber zu befinden. Eine warme Röthe überzog ihre Wangen unter seinen bewundernden Blicken, und sie sagte, halb verlegen, halb trotzig: „Es thut mir leid, daß die Kleine Sie traf. Aber wir konnten nicht wissen, daß Jemand in der Nähe sei."

„Bitte sehr, bitte sehr!" erwiederte er höflich. „Der kleine Nasenstüber schadet gar nichts! Eine Strafe für die Neugier, mit der ich zu Ihnen hereinguckte. — Gib 'mal Acht, Annele," wandte er sich an das Kind, das, mit den Fingern im Mund, betrübt auf das verschleuderte Spielzeug hinausschielte. „Eins, zwei, drei!"

Der Ball war so gut gezielt, das Kind fing ihn so geschickt mit den rothen Händchen auf, daß es laut aufjubelnd rief: „Noch einmal! Noch einmal!"

So flog der Ball denn noch etliche Male über den Zaun hin und her, und Walter wäre des Spiels nicht so schnell müde geworden, aber eine Männerstimme rief durch den Garten: „Lisbeth, wo steckst Du denn? Die Köchin sucht nach Dir!"

„Gleich, gleich, Vater!"

„Guten Morgen!" klang es freundlich heraus.

„Guten Morgen!" erwiederte Walter.

Dann war es ganz still in der Gartenecke. Er schaute dem jungen Mädchen nach, das auf dem weißen Kieswege

einem im Garten ſtehenden Hauſe zulief, während das Kind im Gras herumkugelte.

Mit einem Male ſpürte er den Hunger gar nicht mehr, der ſich ſchon vor einer Stunde leiſe bei ihm geregt hatte, mit ſolcher Ungeduld brannte er nun darauf, das umfriedete Beſitzthum zu betreten, in dem die reizende Geſtalt entſchwunden war. Dagegen plagte ihn eine peinliche Unzufriedenheit mit ſeiner Erſcheinung. Aber daran war nichts zu ändern. Ein anderer Rock ließ ſich nicht aus dem Ränzel herauszaubern. Nur mit einem friſchen Hemdkragen und weißen Manſchetten konnte er ſeinem Reiſeanzug ein wenig aufhelfen. Im Schutze des Ahorns bürſtete und glättete er an ſich herum, ſo gut es ging, rieb die ſtaubigen Schuhe im Graſe und lachte dabei ſelbſt über dieſen ungewohnten Eitelkeitsanfall. Es geſchah ihm oft, daß er tagelang kaum in den Spiegel blickte, während er ſein dichtes braunes Haar und ſeinen Vollbart bürſtete. Nun fehlte es ihm, daß er ſich nicht einmal überzeugen konnte, ob er nicht etwa wie ein Wildling ausſehe.

Dem Verwalter, Herrn Ettenhauſer, ſchien er jedenfalls einen vertrauenerweckenden Eindruck zu machen. Der ruhige, ſtattliche Mann, den man ſeiner vornehmen Haltung nach recht wohl für den Schloßherrn hätte halten können, nahm Walter ſehr liebenswürdig auf und lud ihn, nachdem er die empfehlende Karte ſeines Freundes geleſen, auf das Freundlichſte ein, wenigſtens für den einen Tag ſein Gaſt zu ſein.

„Wenn es kühler geworden iſt, werde ich Sie mit Vergnügen herumführen. Einſtweilen aber müſſen Sie ſich ein wenig erfriſchen und ausruhen. Meine Tochter ſoll uns eine Flaſche Wein in die Laube bringen.“

Walter's Wohlgefallen an Ettenhauſer ſtieg bei dieſen Worten um das Dreifache. Ahnte der kluge Mann mit den ſcharfen Augen, daß die Scheunen und Ställe, die

Milchkammern und Maschinen ihn viel weniger interessirten, als ein helles Mädchenkleid? Welch' reizender Zufall, wenn das anmuthige Mädchen des Verwalters Töchterlein wäre!

Sie traten aus dem hübschen, ganz mit Grün umwachsenen Hause in den Garten. Das Schloß, ein plumper, stylloser Bau, warf einen breiten Schatten nach der einen Seite der Verwalterswohnung, und hier war ein lauschiges Plätzchen, ganz umwuchert von wilden Rosen und Geißblatt.

„Ich muß das Mädel beständig suchen," brummte der Verwalter, hin und her spähend. „Bald ist sie da, bald dort, wie Quecksilber. Aber ich darf sagen, sie greift auch wacker zu. Sie hat früh lernen müssen, die Hausfrau zu ersetzen. — Holla, Lisbeth!"

Walter klopfte das Herz vor Vergnügen. Also wirklich sie!

Sie kam von der Rückseite des Hauses her, mit heißen Wangen. Die große Küchenschürze, das glühende Gesicht verriethen, daß sie am Herdfeuer gestanden hatte. Ein süßer Himbeerduft hing an ihren Kleidern, und die Fingerspitzen waren noch ein wenig roth von den reifen Früchten.

„Ich habe eingekocht, Vater," sagte sie. „Gerade bin ich fertig."

Nun erst erblickte sie den Fremden, warf ihm einen schalkhaften Blick des Erkennens zu, nickte aber dann bei der Vorstellung leicht und gemessen, als wohlerzogene junge Dame.

Wie flink sie war! Gleich darauf erschien sie wieder, nun ohne alle Küchenspuren. Wie unter den Fingern einer Zauberin war im Nu der einladendste Frühstückstisch gedeckt.

Für die meisten Männer hat die Küchenschürze an einer hübschen Gestalt einen besonderen Reiz. Die Meisten fühlen eine dankbare Wärme bei dem Gedanken, daß sich appetit-

liche junge Hände damit beschäftigen, Wohlschmeckendes zu bereiten. Walter war nach seinem lange Marsche ganz besonders in der Verfassung, dies entzückend zu finden.

Aber schon vorher, als er das Mädchen wieder erblickt hatte, angeglüht vom Herdfeuer, in ihrer fröhlichen Geschäftigkeit, hatte es ihn heiß durchzuckt: „Wenn dieses holde Gesicht auf der Schwelle Deines Hauses stünde, dieses Lächeln Dich begrüßte, diese weichen Hände sich für Dich mühten! Sie wäre die Rechte!"

Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Er genoß neben der behaglichen Wirklichkeit noch einen warmen Traum, in dem er das muntere, lebhafte junge Geschöpf in sein eigenes Heim versetzt sah, in dem er die Entfernung übersprang, die ihn von ihr trennte, und sich ihr nahe fühlte in innigster Vertraulichkeit. Aus der heiteren Bewunderung, die er an der Gartenecke für das goldig umrahmte Mädchengesicht gefühlt, war mit einem Schlage ein heißes Sehnen geworden, das auch schon seine Qualen, Zweifel und Sorgen in sich trug.

Nach dem Frühstück wurde der Verwalter abgerufen und mußte es der Tochter überlassen, eine Weile den Gast zu unterhalten. Sie führte ihn durch den großen Blumen- und Obstgarten, durch die hohen, weiten, prunkvoll-langweiligen Zimmer des unbewohnten Schlosses. Er war ordentlich froh, als er wieder in dem behaglichen Eßzimmerchen im Verwalterhause stand. Ueber dem Sopha hing ein Frauenbildniß.

„Meine Mutter," sagte Lisbeth, zum ersten Male mit einem ernsten Ausdrucke in den grauen Augen, die stets wie von Sonnenlichtern durchfunkelt schienen.

„Ein reizendes Gesicht!" versicherte er sehr warm. Aber er schaute nicht auf das Bild, er schaute auf das lebenswarme Antlitz an seiner Seite.

Sie bemerkte es nicht.

„O ja, die Mutter soll schön gewesen sein," plauderte sie weiter. „Sie war eine Offizierstochter und sehr gefeiert in ihren Kreisen. Und sie hat ihre gesellschaftliche Stellung und alles Vergnügen aufgegeben, um dem Vater in diese Landeinsamkeit zu folgen! Ich habe das nie recht begriffen."

„Sie begreifen nicht, daß ein Mädchen einen Mann lieb genug haben kann, um ihm ihre Ballerfolge, die allgemeine Bewunderung, die doch recht wenig heißen will, zu opfern?" frug er sie in einem so erregten Tone, daß sie ihn verwundert anblickte.

„Ja, ja, gewiß!" lachte sie. „Das verstehe ich ja wohl einigermaßen. Wenn sie überhaupt heirathet, muß sie das wohl aufgeben. Aber auf das Land ziehen? Wie kann man sich entschließen, sich in diese Langeweile zu verbannen, wenn man nicht wie ich das Unglück hatte, hier schon aufzuwachsen. Nein! so lieb ich meinen Vater habe, diese Entsagung meiner armen Mutter ist mir immer unverständlich gewesen. Ich bin auch überzeugt, die Sehnsucht nach der Stadt hat beständig an ihr gezehrt. Ich spüre es ja an mir —"

„Sie möchten also sehr gern in der Stadt leben, Fräulein?" unterbrach er sie rasch, sehr gespannt.

„O, rasend gern!" rief sie, die Arme emporhebend, als wünschte sie sich Flügel, um hinauszufliegen nach dem ersehnten Häusermeer in der Ferne. „Ich gehe hier langsam, aber sicher zu Grunde vor Langerweile!" fügte sie mit einem drolligen Seufzer hinzu. Sie stimmte aber doch mit ein, als er über dieses düstere Zukunftsbild in ein herzliches Lachen ausbrach.

Der Verwalter schien über die Stimmung seiner Tochter völlig im Klaren zu sein. Als Walter ihm bei Tische seine Bewunderung über die entzückende Lage, die herrliche Luft, die schöne Stille seines Wohnsitzes ausdrückte, er-

wiederte er kopfschüttelnd: „Fragen Sie nur jenes böse Mädel, was sie zu der ‚Stille' sagt. Mit dem ersten Besten, der sie haben will, läuft sie weg in die Stadt. Darauf bin ich gefaßt. Aber auch auf das Heimweh, das sie für ihre Unzufriedenheit strafen wird."

Man hatte recht angeregt über die verschiedensten Dinge geplaudert. Walter erzählte alle Schnurren und Anekdoten, die ihm durch den Kopf schwirrten, um nur immer wieder das liebe Lachen zu hören, das so sorgenbannend, so übermuthweckend klang.

„Sie interessiren sich also für die Landwirthschaft?" fragte Etteuhauser im Verlauf des Gespräches seinen Gast, „da Sie sich unsere Einrichtungen ansehen wollen."

Walter war eben ganz versunken in die Betrachtung des runden Armes, der aus dem losen Sommerkleid hervorschimmerte, während Lisbeth die Kaffeetassen austheilte. Er blieb dem Verwalter einen Moment die Antwort schuldig und sagte dann etwas verlegen über den allzuheißen Blick, auf welchem ihn der Vater ertappt haben mußte: „O ja, allerdings. Mein Freund erzählte mir so viel davon. Und dann — Sie bauen hier versuchsweise ausländische Futterpflanzen, auch das Sorghum, das schlägt in mein Fach. Ich habe Botanik studirt und will nun in München am Botanischen Museum arbeiten."

„Also in München leben Sie. O wie gut Sie's haben!" unterbrach ihn Lisbeth, die ihn nun mit viel wärmerem Interesse betrachtete. „Sie müssen mir erzählen — vom Theater, von den Konzerten, den Maskenbällen, den Gesellschaften. Wir hören ja nur aus den Zeitungen, wie da drinnen die Menschen schwelgen in den herrlichsten Genüssen."

„Vielleicht stellen Sie sich all' diese Vergnügungen größer vor, als sie wirklich sind," meinte Walter, lächelnd über ihren Eifer.

Aber sie schüttelte energisch den Kopf. „Nein, nein! Ich bin schon in der Stadt gewesen, freilich immer nur ein paar Tage. Aber ich weiß, wie schön es da ist! An der Erinnerung zehre ich immer ein halbes Jahr. O, wenn Sie einmal einen Winter lang hier gesessen hätten, dann würden Sie auch anders denken über die Poesie des Landlebens! Ich möchte das Gesicht eines verwöhnten Stadtherren sehen, wenn da draußen alles voll Schnee liegt und man wochenlang keinen Menschen sieht, nichts hört als das Rabenkrächzen. Sie würden auch krächzen vor Langerweile!"

Es stand ihr entzückend, wenn ihre Augen aufblitzten in ihrem warmen Eifer, aber in all' der Heiterkeit, mit der ihn ihr Wesen erfüllte, empfand Walter doch einen sich steigernden Schmerz: sie gefiel ihm zu gut; allzugut. Mitnehmen hätte er sie mögen, gleich heute, gleich auf der Stelle! Statt dessen galt es Abschied zu nehmen in wenigen Stunden, ohne das Recht zu haben, wiederzukommen. Er fühlte, daß ihn an der Schwelle dieses Gartens die nüchternen Gedanken, die Bedenken und Rücksichten, der ganze Ernst des Daseins erfassen würden. Und er wäre so gern gar nicht mehr aus dem süßen Rausche erwacht, in dem er nun seit dem Morgen lebte.

In der Abendkühle führte Ettenhauser ihn auf dem Gute umher. Wie ein Alarmbefehl in einer Garnison wirkte die Nachricht: der Verwalter kommt. Mit seinem ruhigen Blick schien der Mann die Hunderte von Menschen zu beherrschen, die unter ihm standen.

Ueber dem weiten Innthale lag die warme Gluth des sinkenden Sommertages, als Vater und Tochter dem Gaste noch das Geleite gaben. Ein paar hochbeladene Heuwagen kamen ihnen entgegen. Die Burschen und Mädchen sangen und hielten dann grüßend inne. Der Verwalter hatte noch ein paar Befehle zu geben. Lisbeth ging allein die

wenigen Schritte bis zum Flußufer mit dem Scheidenden. Das Kaisergebirge glühte in rosiger Schönheit. Auf den langsam dahinziehenden Innwellen lag noch ein letzter tiefgoldener Glanz.

Die Beiden waren plötzlich befangen geworden in dieser wundersamen Abendstille. Walter schaute stumm auf das junge Gesicht unter dem Strohhut. Ob es ihr ein klein wenig leid that, daß er ging? — Aber er sah nur ihr lustiges Profil mit dem zierlichen Näschen und den vollen Lippen, die er so unsagbar gern geküßt hätte. Ihren Augen konnte er nicht begegnen.

„Sagen Sie mir, Fräulein," frug er mit einem raschen Entschlusse, als er den letzten Moment herannahen sah, „ist es wahr, daß Sie mit dem ersten Besten fortgehen würden, sobald er Sie nur in die Stadt führte?"

Sie erröthete unter seinem forschenden Blick, aber sie erwiederte lachend: „Das sagt der Vater nur, um mich zu necken. Lieb müßte ich ihn wohl haben; aber ich würde mich eben hüten, Einen lieb zu gewinnen, der mich nicht in die Stadt brächte! O, wie ich Sie beneide! Grüßen Sie das schöne, herrliche München! Und wenn Sie wieder einmal in unsere Nähe kommen, so besuchen Sie uns in diesem Verbannungswinkel und erzählen mir recht viel."

Er hielt ihr warmes, weiches Händchen in seinen beiden kraftvollen Händen. Sie verstummte unwillkürlich vor der Wärme, mit der er sie anblickte.

Dann stieg er in die Fähre, die ihn über den Fluß setzen sollte. Ihm war ganz wehmüthig um's Herz.

„Das schöne herrliche München!" Wie häßlich es ihm erschien in der Sonnenhitze, in dem staubigen Dunst, der wie eine graue Schicht über der Stadt lag. Dabei dachte er unaufhörlich an sonnendurchleuchtetes Grün, an duftende Rosen. Und in all' dem Glanz, in all' dem Duft stand sie, immer nur sie.

Acht Tage hielt er es aus. Dann tauchte er plötzlich wieder in Hohenstein auf unter dem Vorwande, einen alten Schrank, den er im Schlosse gesehen, zeichnen zu dürfen, um sich einen ähnlichen darnach anfertigen lassen zu können.

„Hat Ihnen wirklich der alte Schrank so gut gefallen?“ frug Ettenhauser mit gutmüthiger Ungläubigkeit. Die glückstrahlenden Augen, die Walter auf Lisbeth heftete, als sie die Schlüssel nahm, um ihn in's Schloß zu führen, hätten ja auch einem weniger scharfen Blick verrathen müssen, daß es sich nicht um eine Alterthumsschwärmerei handle, sondern um recht lebenswarme frische Verliebtheit.

Er werde in nächster Zeit öfters in der Gegend zu thun haben, bemerkte Walter beim Abschiede und sah den Verwalter erwartungsvoll bittend an. Dieser schmunzelte und konnte nicht umhin, die Einladung auszusprechen, die mit einem so flehenden Blick von ihm begehrt wurde.

So fand sich der junge Mann denn einige Male in dem grünumrankten Hause ein. An Aufmerksamkeiten für Lisbeth ließ er es nicht fehlen. Er brachte ihr alle Bücher, die in der Hauptstadt Aufsehen erregten. Er las ihr die neuesten Lustspiele vor und schenkte ihr die Photographie all' der Berühmtheiten, die in München auftauchten. Ja sogar die letzten Nummern der Modejournale stopfte er in seine Taschen. Dabei aber schien ihm die Frohlaune, die er bei seinem ersten Besuche gezeigt hatte, ein wenig abhanden gekommen zu sein. Er war nachdenklich, bedrückt, als laste irgend etwas auf seinem Leben, was ihn daran hinderte, seine Liebe auszusprechen, ja nur überhaupt seine Verhältnisse klarzulegen.

Ettenhauser ward dieser hartnäckigen Verschlossenheit gegenüber kühler, zurückhaltender. Walter fühlte, daß er nun nicht so bald wieder kommen dürfe, wenn er nicht für einen Zudringlichen gehalten werden wolle.

Einige Wochen blieb er fern.

Als er wiederkehrte, erglühte der wilde Wein, der das Verwaltershaus umrankte, schon in tiefem Roth. Die Blumen waren spärlich geworden. Nur die Aepfel hingen noch zum letzten Reifen an den Bäumen.

Lisbeth hatte, während Walter fern blieb, recht viel Zeit gehabt, an ihn zu denken. Als er so häufig kam, war sie übermüthig geworden über ihre Eroberung und hatte sich seiner so sicher gefühlt, daß sie rechte Lust verspürte, ihn lange um ihre Gunst betteln zu lassen. Doch nun, da er es fertig brachte, sie tage- und wochenlang nicht zu sehen, erwachte die Angst in ihr, ob sie ihn am Ende für immer verloren habe. Nun rief sie sich jedes liebe Wort, das er ihr gesagt, in die Erinnerung zurück. Aus dem muthwilligen Lachen ward ein Seufzer der Sehnsucht. Es war ihr sehr warm und weh um's Herz geworden. Befangen, ernst und erregt trat sie ihm bei diesem Wiedersehen gegenüber. Vor dem warmen, leidenschaftlichen Ausdruck in ihren Augen verlor er alle Beherrschung. An derselben Gartenecke, an der er sie über den Zaun erspäht und ihre Bekanntschaft gemacht hatte, half er ihr, gleich nach seiner Ankunft, ein mit Spätbirnen behangenes Bäumchen schütteln. Zusammen bückten sie sich nach den goldgelben Früchten, und als sie sich im Eifer des Sammelns einmal ganz nahe kamen, da breitete er die Arme aus, umschlang sie so ungestüm, daß ihr das Körbchen aus den Händen fiel, und erstickte sie halb unter seinen Küssen. Die Birnen blieben im Grase liegen. Walter konnte es nun kaum erwarten, den Vater zu finden und ihn um sein Kind zu bitten. Er schämte sich der Heimlichkeit dem Manne gegenüber, der ihn so freundlich aufgenommen hatte.

Arm in Arm, Aug' in Auge, waren sie so versunken in ihr Glück, daß sie den hochgewachsenen Mann, der sie schon eine Weile beobachtet hatte, erst bemerkten, als er dicht vor ihnen stand.

Es war der Herr des Schloſſes, Baron v. Weidenbach, der zu einem Beſuch gekommen war, und der nun dem hübſchen, verliebten jungen Paar vergnügt zulächelte: „Ei, Fräulein Lisbeth, da ſcheine ich ja zu frohem Feſt einzutreffen. Ich gratulire!“

„Der Vater weiß es noch gar nicht! Eben haben wir uns verlobt!“ ſtammelte das junge Mädchen mit glühenden Wangen und vergaß in ihrer bräutlichen Verwirrung vollſtändig, die Herrn miteinander bekannt zu machen.

Aber auch Walter war bei dem Anblick des Barons verlegen zuſammengezuckt. Sichtlich befangen nannte er, ſich verbeugend, ſeinen Namen. Weidenbach ſtellte ſich vor und ſtreckte ihm freundlich die Hand entgegen: „Alſo der Erſte zum Glückwunſch!“ rief er lachend. „Sie haben ja hier in der Einſamkeit mit feinem Spürſinn die Allerliebſte zu finden gewußt! Aber ſagen Sie mir, Herr Lange, ſind wir uns nicht ſchon begegnet? Helfen Sie meiner Erinnerung auf. Wo war es doch?“

„Nein, Herr Baron, ich hatte noch nicht die Ehre,“ verſetzte Walter. „Vielleicht irgend eine Aehnlichkeit —“

„Alſo nicht? War mir's doch, als hätte ich Ihr Geſicht geſehen im hellſten Sonnenſchein, unter luſtigen Menſchen —“

Er bemerkte die leiſe Ungeduld, mit welcher Walter ſich ſeinem forſchenden Blick zu entziehen ſuchte, und fügte als gewandter Weltmann hinzu: „Suchen Sie nur raſch den Vater, meine jungen Herrſchaften. In dem löblichen Entſchluß, ſich zu verloben, darf man Keinen ſtören. Soll ich vielleicht mitkommen als Brautwerber, Fräulein Lisbeth?“

„Ja, ja, bitte!“ jubelte das Mädchen in ihrem kindlichen Vertrauen, daß jede etwaige Schwierigkeit ſich vor dem Wort des Schloßherrn löſen würde.

Aber Walter ſchien es nicht ganz behaglich, daß ſie nun zu Dritt vor den Verwalter treten ſollten.

„Ich möchte mit Deinem Vater allein sprechen," flüsterte er seiner Braut zu.

„Darf auch ich nicht hören, was Du meinem Vater zu sagen hast?" frug sie fast erschrocken.

Aber der Baron verstand rascher als sie, daß der Bräutigam irgend eine ernste Aussprache auf dem Herzen haben mochte. Er bot dem jungen Mädchen den Arm.

„Nehmen Sie einstweilen mit meiner Gesellschaft vorlieb, Fräulein Lisbeth," sagte er. „Wir gehen im Garten auf und ab und pflücken die letzten Blumen zu einem Strauß für das Verlobungsmahl!" . . .

Mit auffallend blassem Gesichte trat Walter in das Zimmer Ettenhauser's.

Die Unterredung dauerte lange. Baron v. Weidenbach bot seine ganze Unterhaltungsgabe auf, um Lisbeth zu zerstreuen; aber sie schaute immer ängstlicher nach dem Hause zurück und gab immer einsilbigere Antworten.

„Nicht wahr, Herr Baron, Sie bitten für uns, wenn der Vater es nicht zugibt!" flehte sie endlich, als Viertelstunde um Viertelstunde verging, ohne daß Walter wiederkehrte. In ihren Augen schimmerten helle Thränen der Aufregung und Angst.

„Ihr Vater ist ein viel zu vernünftiger Mann, um Ihr Glück aus irgend einer Laune zu kreuzen," tröstete sie der Baron. „Er wird Ja sagen — er müßte denn einen sehr triftigen Grund haben zu einem Nein."

Endlich traten die beiden Herren aus dem Haus, mit vergnügten Gesichtern, Arm in Arm. Lisbeth flog ihnen entgegen. „Vater — Vater!"

„Na ja. Sei nur ruhig, Kleine, ich bin ja kein Tyrann. Walter hat Dich lieb. Er bietet Dir ein behagliches Dasein. So wird es mir wohl recht sein müssen," sagte Ettenhauser und suchte in scherzendem Tone seine Bewegung zu verbergen.

Lisbeth drückte ihr erregtes Köpfchen auf seine Schulter. „Warum hast Du mich denn so lange warten lassen?“ frug sie vorwurfsvoll.

„Es galt viel zu überlegen Deinetwegen, mein Kind. Aber ich hoffe, es wird Alles gut, und Du zeigst Dich als recht vernünftige, kluge, kleine Frau.“

Lisbeth umschlang jubelnd den Hals ihres Bräutigams: „So schön hatte ich mir das Glück nicht gedacht! In die Stadt ziehen und mit Dir! Mit Dir!“

2.

An einem hellen Wintertage, an dem der blaue Himmel sich klar über dem weißen, reifglitzernden Thale wölbte, wurde die Hochzeit gefeiert.

Und als sie dann im warmgeheizten Eisenbahnwagen dahinflogen durch die Mondnacht, als Walter endlich seine ganze Verliebtheit rückhaltlos in das rosige Ohr an seiner Seite flüstern durfte, als sich die weiche junge Gestalt immer zutraulicher und zärtlicher an ihn schmiegte, da meinte er, so selig wie er sei noch niemals ein Mensch gewesen.

Sie brachten ihre Flitterwochenstimmung auch noch mit von der Hochzeitsreise in das reizende Heim, das Walter mit aller erdenklichen Liebe für sein junges Weib ausgeschmückt hatte. Und der Taumel dauerte fort bis in das Frühjahr hinein.

Aber immer kann es nicht Feiertag bleiben. Auch für das verliebteste Ehepaar kommt einmal der ruhige Werktag mit seinen gleichmäßigen Gewohnheiten, seinen stilleren Stunden.

Walter hatte eine Wohnung gemiethet, von deren Fenstern Lisbeth das lebhafteste Stadttreiben betrachten konnte. Anfangs hatte es ihr viel Spaß gemacht, stundenlang dem Menschenstrome zuzusehen, der da auf und ab wogte.

Aber sie war viel sich selbst überlassen, während ihr

Mann seinen Studien im Botanischen Museum oblag, und so stumpfte sich die Freude an diesem unthätigen Schauen allmälig ab. Zu thun gab es recht wenig für sie in dem kleinen geregelten Stadthaushalt. Sie war so gewohnt gewesen, die Hände zu rühren und sich auf dem großen Gute bald da bald dort nützlich zu machen. Ganz leise und schleichend kroch die Langeweile an sie heran. In jeder Woche fuhr Walter einmal über Land und blieb ein, zwei Tage fort. Er versicherte ihr, daß es für sein Fach ganz unumgänglich nothwendig sei, sich an den Studienausflügen der jungen Kollegen zu betheiligen, und er brachte auch stets eine ganze Botanisirbüchse voll Blumen und Kräuter mit heim, für die sie kein besonderes Interesse besaß. Wenn er Zeit hatte, führte er sie wohl in das Theater, in's Konzert. Allein blieben sie immer. Sie hätte so gerne Menschen kennen gelernt, Gesellschaften besucht. Aber ihr Mann hatte sichtlich nur wenige Bekannte und den Wenigen ging er aus dem Wege.

So still hatte sie sich das Leben in der Stadt nicht gedacht.

Als der Sommer kam, regte Walter die Frage an, ob sie vielleicht Lust habe, ihren Vater zu besuchen. Er müsse leider zu einer Botanikerversammlung; es sei unbedingt nöthig für ihn, Fühlung mit Kollegen zu gewinnen, wenn er als Privatdozent an der Universität zugelassen werden wolle. Sie stimmte viel freudiger ein, als er erwartet hätte.

Ettenhauser schmunzelte, als seine Tochter mit auffallender Wiedersehensfreude im Garten herumlief, ihre kleinen Dorflieblinge begrüßte und gleich wieder die Schürze vorband, um mitzuhelfen. Aber er hütete sich, sie zu necken.

— — — — — — — — — — — — —

Als Walter und Lisbeth im Herbst wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, hatte im selben Hause wie sie eine elegante junge Frau Wohnung genommen. Sie lebte

allein. Sie sei eine reiche, kinderlose Wittwe, sagte das Dienstmädchen, das natürlich zu allererst Bescheid wußte.

Frau Irma Höck machte bei Langes Besuch und schien großes Wohlgefallen an Lisbeth zu finden.

Walter fühlte dagegen keine besondere Sympathie für die junge Modedame, welche mit solcher Wichtigkeit von den allerneuesten Toiletten erzählte und auch sofort anfing, seine Frau mit ihrem Geschmack zu beeinflussen.

„Diese Frisur ist nichts, liebe Frau Lange. Sie müssen sich Ihr Haar anders aufstecken. Auch eine andere Schneiderin brauchen Sie."

Walter wollte seiner Frau die Freude an der neuen Bekannten nicht verderben und war froh, daß sie einen Anschluß im Hause finden konnte, wenn er sie allein lassen mußte.

Frau Höck ging viel in Gesellschaft, und wenn Lisbeth sie in ihren seidenen Abendtoiletten bewunderte und sie dann in dem rothen Theatermantel über die Treppe hinabrauschen sah, so regte sich in ihr eine bohrende Unzufriedenheit, daß sie nicht auch tanzen, sich nicht in einem hellerleuchteten Saale in hübschen Kleidern zeigen könne.

So war der Karneval herangekommen. In allen Straßen sah man Läden mit Maskenanzügen und duftigen Ballkleidern; in allen Zeitungen las man von Tanz- und Kostümfesten. Frau Höck lebte in einer waren Hetzjagd von Vergnügungen.

„Und Sie, armes Kind, müssen jeden Abend zu Hause sitzen," sagte sie einmal, während sie sich vor dem Spiegel mit der Puderquaste das Gesicht betupfte und die Frisur, die ihr der Haarkünstler gemacht hatte, von allen Seiten prüfte.

„Ach leider ja!" seufzte Lisbeth. „Mein Mann ist ja so gut — in allem Anderen, aber von Gesellschaften und Bällen will er nichts wissen."

„So gehen Sie eben einmal allein!“ warf Irene ein.

„Ohne meinen Mann? Wo denken Sie hin! Das würde er mir noch viel weniger erlauben! Es ſchickt ſich auch nicht.“

Frau Höck lachte laut auf. „Was das für eine naive kleine Thörin iſt! Fragen dürfen Sie ihn freilich nicht! Er iſt ja oft genug fort. Und daß es ſich nicht ſchicke, das ſind altmodiſche Anſichten. Ich nehme Sie unter meine Fittiche, ſuche Ihnen ein hübſches Koſtüm, ſtelle Ihnen Tänzer vor —“

„Heimlich! Hinter dem Rücken meines Mannes? Das wäre doch abſcheulich!“ rief Lisbeth.

Irene verzog ihren Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, liebe Frau Lange, aber manchmal können Sie mich wirklich ungeduldig machen mit Ihrer Dorfſchulmoral. Wie! Eine hübſche junge Frau, die ihr Mann von aller Welt abſperrt, ſollte nicht das Recht haben, ſich ſelbſt ihre verkümmerte Freiheit zu nehmen? Nicht blos das Recht haben Sie, nein, ſogar die Pflicht! Jede iſt es ihrem Geſchlechte ſchuldig, ſich nicht von einem ſelbſtſüchtigen Mann tyranniſiren zu laſſen.“

Lisbeth machte ein verlegenes Geſicht wie ein geſcholtenes Kind und dachte nach.

„Dann müßte ich doch vor Allem den Muth haben, meinem Manne einzugeſtehen, was ich thun will,“ ſagte ſie, mit ihrem treuherzigen, kindlichen Blick. „Den habe ich aber nicht. Und eine Heimlichkeit, eine Lüge bleibt immer ein Unrecht.“

„Hat Ihr Mann Ihnen geſagt, wohin er geht, wenn er fortreist, wenn er Sie tagelang allein läßt?“

Lisbeth ſchwieg. Zum erſten Male fiel es ihr ein mit ſchwerer Beklemmung, daß ſie thatſächlich ſehr wenig über dieſe Reiſen wiſſe. Im Sommer hatte Walter wohl ſeinen Fachſtudien nachgehen müſſen, aber nun gab es doch keine

Pflanzen mehr; nun war er zum Fischen gegangen, auf die Jagd. Freilich, er brachte ja auch immer Fische mit. Er hatte in der letzten Zeit einige Male einen Hasen oder einen Rehbock in die Küche geliefert. Aber seltsam erschien es ihr plötzlich doch, daß das Vergnügen ihm so wichtig war, daß es sich gar nicht aufschieben ließ.

„Sehen Sie!" triumphirte Irma. „Sie haben ihn nicht einmal gefragt!"

„Er hat in Geschäften zu thun, in seinem Beruf," stammelte Lisbeth verlegen.

„O, das sagen die Männer immer!" lachte die Freundin spöttisch auf. „Ihre Pflicht! Das ist stets das Mäntelchen, das sie umhängen. Wer weiß, ob Ihr Mann nicht ein altes Liebchen besucht, das er irgendwo sitzen hat."

„Nein, nein! So etwas glaube ich nicht von Walter!" wehrte Lisbeth in lebhafter Entrüstung ab. „Wie dürfen Sie so etwas sagen!"

„Als ob solche Dinge nicht vorkämen! Du lieber Himmel, da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen! Ich weiß zum Beispiel einen Ehemann, der eine reizende junge Frau besitzt, ebenso reizend wie Sie, und der einer verblühten Schauspielerin nachläuft. Angeblich ist er im Klub. Sie sind viel zu arglos, liebes Kind!" ...

Es traf sich zufällig, daß Walter am nächsten Tage sagte: „Ich muß Dich morgen wieder allein lassen, Schatz! Ich fahre heute mit dem Nachtzuge. Morgen Abend bin ich wieder hier!'

„Nimm mich mit, Walter!" bat Lisbeth. „Eisenbahnfahren ist so lustig."

Er ward auffallend verlegen und vermied, ihren Augen zu begegnen.

„Was fällt Dir ein, Liebste! Was willst Du denn auf der Jagd unter lauter Herren? Wir laufen stunden-

lang in der Kälte umher und können nicht auf eine Dame Rücksicht nehmen."

„So warte ich einstweilen im Gasthause, esse dann mit euch —"

„Wie langweilig für Dich! Denke Dir nur, in irgend einer Spelunke in einem kleinen Nest!"

„Zu Hause ist's viel langweiliger," behauptete sie, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„Es geht nicht! Es geht absolut nicht!" rief er heftig. „Quäle mich doch nicht, wenn es nun einmal nicht sein kann!"

Es war ihm sichtlich ganz schwül geworden, und einen so rauhen, ärgerlichen Ton hatte sie noch nie von ihm vernommen. Gleich darauf bereute er freilich, daß er sie gekränkt hatte und suchte sie zu begütigen.

Aber das half nichts mehr. Das Mißtrauen war in ihr erwacht, dessen Keim Irma in ihr unerfahrenes Herz gesäet hatte. Sie begriff kaum, daß sie so lange blind gewesen, so lange nicht zu der Ueberzeugung gekommen war, die plötzlich felsenfest bei ihr stand: Ihr Mann hatte Geheimnisse, er täuschte sie.

Sie erinnerte sich, wie ängstlich er seine Briefe vor ihr verschloß, wie nachdrücklich er dem Dienstmädchen immer wieder einschärfte, Niemand, der nach ihm fragen solle, in die Wohnung zu führen; wie erschrocken er sie einmal angeblickt hatte, als sie ihm erzählte, sie habe einen Boten, der ihn sprechen wollte, auf der Treppe getroffen. Nun, als der Argwohn ihre Beobachtungsgabe verschärfte, bemerkte sie auch sehr wohl, wie sich sein schlechtes Gewissen in seiner unruhigen, reizbaren Stimmung verrieth, welche Mühe er sich geben mußte, um heiter und vergnügt zu erscheinen, wenn er von seinen angeblichen Jagdparthien heimkehrte. Immer öfter flüchtete sie sich mit ihrem sorgenschweren Herzen zu Frau Irma, um sich bei der lebens-

luſtigen jungen Frau zu zerſtreuen und ſich von Karnevalsvergnügungen erzählen zu laſſen.

Einmal traf ſie bei ihrer Hausgenoſſin auch Herrenbeſuch, einen Legationsſekretär v. Baar, der Lisbeth ſehr überraſcht anſtarrte und ihr dann mit einer gedämpften weichen Stimme in gewandten Redewendungen Artigkeiten ſagte, während ſeine etwas müden verſchleierten Augen ſich feſt in ihr Geſicht einbohrten.

Sie fühlte ſich ſehr verlegen und ungeſchickt vor ihm, aber es ſchmeichelte ihr doch, daß der elegante, junge Mann, der jedenfalls den feinſten Geſellſchaftskreiſen angehörte, ſich mit ſolcher Liebenswürdigkeit mit ihr beſchäftigte.

„Entſchließen Sie ſich, liebe Frau Lange," flüſterte Irma ihr wieder zu. „Kommen Sie am Samstag mit auf die ‚Allotria-Redoute', den reizendſten Ball der Saiſon! Ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie ſich herrlich unterhalten." —

Und Abends ſaß die junge Frau mutterſeelenallein. Sie hörte den Wagen fortrollen, der Frau Höck zu einem Balle brachte. Sie hörte ferne Tanzmuſikklänge aus einem nahen Gaſthauſe. Unwillkürlich bewegten ſich ihre Füße mit im Walzertakt; während ſie ſehnſüchtig aufſeufzte in der tiefen Stille ihres einſamen Heims.

Am Samstag Morgen kam Walter, der erſt vor zwei Tagen weggereist war, zu ungewohnter Stunde nach Hauſe. Er war in Eile und ſchien verſtimmt und zerſtreut. „Ich muß leider wieder fort. Es thut mir ſo leid Deinetwegen. Morgen iſt Sonntag. Ich weiß nicht, ob ich zurück ſein kann. Willſt Du nicht in das Theater gehen?"

Lisbeth meinte eine verführeriſche Stimme zu hören, die ihr zuraunte: „Er geht fort, gerade heute! Heute iſt der reizende Ball. Noch wäre es Zeit."

Mit warmer Herzensangſt ſchlang ſie die Arme um den Hals ihres Gatten: „Geh nicht! Verſchieb die Reiſe!

Bleibe nur heute hier. Ich — ich habe etwas so Gutes für Dich gekocht. Ich hatte mich so gefreut."

„Es ist unmöglich. Ich kann nicht bleiben, und Du darfst mich nicht länger aufhalten, sonst versäume ich den Zug," sagte er heftig. Sanft löste er ihre Hände von seinem Nacken und schlüpfte in den Mantel.

Der Ausdruck ihres Gesichtes schien ihn zu beunruhigen. „Sei nicht böse, Lisbeth! Ich werde mir die Sache vom Halse schaffen, ich gehe künftig nicht mehr so oft weg. Es soll anders werden."

Dann stürmte er fort. Frau Höck stieg eben über die Treppe herauf, als Lisbeth ihren Gatten an die Thüre begleitete. Sie zog die Augenbrauen in die Höhe, blickte auf die Reisetasche und lächelte vielsagend.

„Kommen Sie nur recht bald zu mir, Sie Einsame!" rief sie der jungen Frau zu.

Lisbeth kämpfte mit sich. Sie wußte, daß Irma sie nun bestürmen werde, die Abreise ihres Gatten zu benutzen, und sie fürchtete, schwach zu werden, der Beredtsamkeit der gewandten Verführerin nicht erfolgreich widerstehen zu können. Es schien ihr sicherer, der Verlockung aus dem Wege zu gehen.

Sie holte ihren Hut und Mantel, um spazieren zu laufen, Einkäufe zu machen. Am Nachmittag war es ja ohnehin zu spät zu dem tollen Entschluß.

Sie war schon zum Ausgehen bereit. Da sah sie im Flur, gerade vor der Hausthüre, ein zusammengefaltetes Papier liegen. Sie hob es auf; es war ein Telegramm. Es mußte ihrem Manne aus der Tasche gefallen sein.

Verschlossen war es nicht. Sie zögerte denn auch nicht, es zu entfalten.

„Karoline erkrankt. Erwarte Sie heute noch.

Kirchmeier."

„Karoline! Karoline!“ murmelte Lisbeth erst in dumpfer Verblüffung, dann aber mit rasch sich steigernder Empörung.

O, ein Weib! Wirklich ein Weib! Die Freundin hatte also Recht.

Sie besann sich gar nicht mehr. Mit zornigen Händen riß sie den Hut herunter, warf den Mantel auf einen Stuhl und eilte mit glühend rothen Wangen die Treppe empor zu Frau Höck.

„Ich gehe mit! Ich gehe mit auf den Ball!“ rief sie zitternd vor Aufregung. Aber sie hatte Thränen in den Augen.

Nun gab es ein Wühlen in Seidenstoffen, ein Anprobiren von Maskenkostümen, ein Aendern, Trennen, Ueberlegen; Lisbeth hatte keinen Moment mehr Zeit nachzudenken. Irma schmückte und steckte an ihr herum, band ihr die Haare bald so, bald so, als spiele sie mit einer hübschen Puppe. Und die junge Frau ließ Alles mit sich geschehen, nur froh, nicht allein bleiben zu müssen, und in dieser hastigen Geschäftigkeit den dumpfen Schmerz zu vergessen, der in ihr wühlte und bohrte. Heute wollte sie sich betäuben unter Menschen, in Musik und Tanz. Morgen kam dann früh genug die volle furchtbare Klarheit; morgen erst würde sie ihr ganzes Elend überdenken.

Vielleicht wäre ihr dennoch im letzten Augenblick der Muth verloren gegangen, wenn sie sich nicht unter dem dichten Schleiergewebe, das ihr Gesicht umhüllte, vollständig unkenntlich gefühlt hätte.

Sie kam sich vor wie eine Träumende, als sie in den großen Spiegeln des Vorzimmers ihr eigenes Bild erblickte in dem fremden Gewande, das lose an ihrer schlanken Gestalt herabfloß, mit den entblößten Schultern und Armen, an welchen der fremde Schmuck glitzerte; als sie dann in das bunte Gewimmel des Ballsaales trat, über welches die farbigen Glühlampen ein eigenartiges Licht warfen.

Ein Schwindel faßte sie. In ihrer Verwirrung wäre sie, betäubt von dem seltsamen Eindruck dieses Maskengewühls, am liebsten in den fernsten Winkel geflüchtet; aber Irma führte sie fest am Arm. Diese bewegte sich gewandt durch das Gedränge, warf unter dem Schleier suchend ihre lebhaften Augen umher und hatte für jede Anrede eine lustige Antwort. Bald war sie von einer Schaar von Herren umgeben, die sie aber Alle zu erkennen schienen, da sie sich nicht die geringste Mühe gab, ihre helle, ziemlich laute Stimme zu verschleiern. Sie nannte vor ihrer schüchternen Begleiterin ein Dutzend Männernamen. „Meine junge Freundin," fügte sie zärtlich hinzu, auf Lisbeth deutend.

Die junge Frau sah in verschiedene jüngere und ältere lachende Gesichter, die sich vor ihr verbeugten und sie neugierig anblickten. Sie hing dann am Arm eines Herrn im schwarzen Frack und wirbelte mit ihm im Saal herum, ohne eigentlich recht zu wissen, wie ihr geschah. Aber das Tanzen war ihr doch bei Weitem das Liebste. Die laute Musik, der Lärm, die Hitze machten sie so zerstreut, daß ihr keine witzige Antwort einfallen wollte, ja, daß sie Mühe hatte, nur überhaupt dem Gespräch ihres Tänzers zu folgen.

Irma hatte sich mit einem ganzen Kreis von Herren, die sich um die Wette bemühten, ihren Witz herauszufordern, an einem reizenden, versteckten Tisch niedergelassen; ihre Unterhaltung war feurig und prickelnd wie der Champagner in den Gläsern. Als Lisbeth nun herzutrat, flüsterte Frau Höck dem neben ihr sitzenden Legationssekretär v. Baar ein lachendes Wort zu.

Dieser sprang auf wie elektrisirt; er drängte sich an Lisbeth heran, beeilte sich, ihr rascher als ihr Tänzer einen Stuhl zu bringen und setzte sich dicht an ihre Seite.

Sie hatte wieder wie das erste Mal ein drückendes Ge-

fühl der Befangenheit. Seine leiſe, vornehme Art zu ſprechen, ſeine ritterlichen Aufmerkſamkeiten, die anmuthig vorgebrachten Schmeicheleien, die er ihr ſagte, ließen ſich nicht durch eine unhöfliche Abwehr zurückweiſen. Aber ſeine Augen hefteten ſich wieder ſo unverwandt, ſo durchdringend auf ſie, daß ſie erröthete unter ihrem Schleier. Es war ihr unſagbar peinlich, wie nahe ſein blonder Kopf mit dem ſchon dünn gewordenen Scheitel ſich zu ihr herabneigte. Sie bemühte ſich, auf das Geſpräch am Tiſche zu achten, um dieſem vertraulichen Geflüſter zu entgehen. Aber ſie verſtand kaum die Hälfte der Witze und Anſpielungen, über welche die Geſellſchaft ſich vergnügte, und ärgerte ſich, als man über eine harmloſe Bemerkung, die ſie machte, und welche die Herren in ihrer frivolen Weiſe auffaßten, in lautes Lachen ausbrach.

„O! O! Der böſe Domino!“ rief einer ihrer Nachbarn. „Deine Freundin iſt ſehr ſchlimm!“

Sie kam ſich gar nicht böſe vor, nur ganz unſäglich dumm und albern.

„Ich bitte Sie, Kind! Sie müſſen ſich doch ein wenig in den Maskenton finden,“ flüſterte Irma ihr zu, als ſie eben wieder eine Bewegung machte, ſich der allzu dreiſten Annäherung des Legationsſekretärs zu entziehen. „Soll denn Jedermann merken, daß Sie vom Lande kommen?“

Wie eine Erlöſung war's für Lisbeth, als einer der Herren ſie zum Tanze aufforderte. Sie ging dann an ſeinem Arm noch eine Weile im Saal umher.

„Sehen Sie den Mann, der dort an der Säule lehnt,“ ſagte ſie. „Was er doch für ein trauriges Geſicht macht! Es ſieht merkwürdig aus; mitten in dem Gelächter der Eine ſo einſam, mit ſo melancholiſchen Augen.“ Mit einem gewiſſen Mitgefühl betrachtete ſie den ernſt in das Gewühl blickenden Menſchen, der ſo wenig heiter ſchien wie ſie ſelber.

„Wissen Sie, wer das ist?“ frug ihr Tänzer eifrig. „Der Mann Ihrer Freundin: Herr Höck.“

„Er lebt? Aber sie sagte doch — sie ist doch Wittwe!“ rief Lisbeth mit ungläubigem Staunen.

„Nun, Wittwe klingt besser als geschiedene Frau,“ meinte der Begleiter. „Sie hatte sich in den hübschen Maler Höck verliebt, und weil sie ein sehr reiches Mädchen war, ihren Willen durchgesetzt und ihn rasch geheirathet. Aber die Schwärmerei hielt nicht lange vor, und da Höck auch nicht im Handumdrehen so berühmt wurde, wie sie erwartet hatte, so schüttelte sie ihn wieder ab. Kinder hatten sie keine, sie war reich. So ging das ohne Schwierigkeiten. Aber er soll es sich sehr zu Herzen genommen haben. Er war ganz melancholisch, seine Freunde haben ihn überredet, hierher zu gehen, um ihn zu zerstreuen. Es scheint ihm das noch immer nicht zu gelingen. Begreiflich! Frau Irma ist eine charmante Frau und, seit sie ihren Vater beerbte, schwer reich. Aber sie hat nun ganz andere Pläne im Kopf. Sie will keine schlichte Malersfrau mehr sein — nein, Baronin.“

Lisbeth sah plötzlich die Freundin in einem ganz neuen Lichte. Sie schämte sich ihrer Weltunkenntniß, ihrer Arglosigkeit. Sie schämte sich, daß sie die Kleider, den Schmuck einer Frau trug, von der sie so wenig wußte, zu deren Vertheidigung sie daher auch auf diese hingeworfenen Bemerkungen nichts erwiedern konnte. Ernster noch als vorher trat sie an den Tisch zurück zu der übermüthigen Gesellschaft.

Ihre Hand zuckte auf dem Arm ihres Tänzers. Sie wäre am liebsten wieder umgekehrt. Neben Irma saß ein ihr nur zu wohlbekannter Mann: Baron v. Weidenbach, der Schloßherr von Hohenstein. Zu dem Gefühl kindlichen Respektes gesellte sich die Erinnerung an jenen schönen Herbsttag, da er Zeuge ihres ersten warmen Liebesglückes

gewesen. Es war ihr zu Muth wie einem Gymnasiasten, der heimlich in die Kneipe gegangen ist und sich nun unvermuthet seinem Rektor gegenübersieht.

Baron Weidenbach war allerdings so vollständig von Irma in Anspruch genommen, daß er gar nicht dazu kam, sich um die mit am Tisch sitzende Gesellschaft zu kümmern. Die kokette Frau kehrte ihren jungen und alten Verehrern den Rücken und versprühte ihr Witzfeuer nur mehr für den höflich lächelnden, ziemlich gelassenen Nachbar.

Aber Lisbeth wagte dennoch kaum noch zu sprechen. Sie drückte sich in das heimlichste Winkelchen, und da Legationssekretär v. Baar sofort die Gelegenheit benutzte, um seinen Stuhl heranzuschieben, war sie ihm förmlich preisgegeben zu einem leisen Zwiegespräch.

Er sagte ihr immer keckere Schmeicheleien, bat, ihr Rosen schicken, sie morgen besuchen und sich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Er nahm wie spielend ihre Hand und tändelte mit den weichen, von zartgelbem Leder umspannten Fingerchen.

Sie rückte immer ängstlicher von ihm fort, aber sie wagte nicht aufzuspringen, wie sie doch so gerne gewollt hätte. Ihre Furcht, sich zu verrathen, hielt sie wie festgebannt in ihrer Ecke. Das Weinen stand ihr nahe. Es that ihr ordentlich weh, die laute Musik, das übermüthige Lachen mitanzuhören.

Der Rausch von Vergnügungslust, Zorn und Verzweiflung, in dem sie sich zu dem Ball entschlossen, war zu rasch verflogen. Noch ehe das Fest zu Ende, fühlte sie den niederdrückendsten Katzenjammer.

Aber das Schrecklichste sollte erst noch kommen.

„Man bittet die Damen, sich nun zu demaskiren."

Wie sie zusammenzuckte unter dieser heiteren Aufforderung! Mit welchem Entsetzen sie bemerkte, daß überall von jungen und älteren Frauengesichtern die bergenden Hüllen fielen

und bald freudige Ueberraſchung, bald mühſam verborgene Enttäuſchung ſich auf den Mienen der Herren malte.

Frau Irma war raſch in die Garderobe geſchlüpft und kam mit friſch gebrannten Löckchen und einer neu aufgelegten roſigen Puderſchicht an den Tiſch zurück.

„Und Du, reizender Domino, wirſt Du uns nun endlich auch Deinen Anblick vergönnen," bat einer der Herren, zu Lisbeth gewendet.

„Nein, ich — ich werde mich nicht demaskiren!" ſtieß dieſe hervor.

„Aber das iſt ja hier Vorſchrift. Es ſteht auf der Karte."

„Dann gehe ich nach Hauſe!" erklärte die geängſtigte junge Frau aufſpringend.

„Du brauchſt doch nicht zu fürchten, Dich zu zeigen! Im Gegentheil! Nun erſt wirſt Du ſiegen über alle Anderen," flüſterte der Legationsſekretär und ſuchte ſie feſtzuhalten.

„Unſer Domino will entwiſchen!" rief ein Anderer. Irma, die ſich wieder in ein Geſpräch mit dem Baron vertieft hatte, zuckte ungeduldig die Achſeln.

„Machen Sie keinen Unſinn, Liebſte," ſagte ſie, auf Lisbeth zutretend. „Wir gehen noch nicht fort, und Sie werden auch bleiben." Zugleich löste ſie die Nadeln, welche Lisbeth's Geſichtsſchleier feſtgehalten hatten. Die Hülle fiel von den erglühenden, in der Verwirrung nur um ſo anmuthigeren Zügen.

Die Herren konnten ſich nicht verſagen, durch ihre Blicke, durch ein paar laute Ausrufe ihrer Bewunderung Ausdruck zu geben. Baron Weidenbach war erſt dadurch auf den fremden Domino aufmerkſam geworden. Er blickte das heiße junge Geſicht verwundert an, ſtutzte, ſchüttelte den Kopf, prüfte es wieder und ſah dann ſuchend umher.

Lisbeth, die mit ihrem ſchlechten Gewiſſen ängſtlich ſeine

Miene beobachtete, errieth seine Gedanken. Er sah sich um, wo ihr Gatte weile. Er begriff nicht, daß die junge Frau allein hier saß, unter Fremden.

Irma bemerkte mit äußerstem Mißfallen, mit welcher Aufmerksamkeit Baron Weidenbach ihre junge Begleiterin betrachtete.

„Sie kennen meine junge Freundin?"

„Ihre Freundin?" sagte dieser gedehnt. „O, ich wußte nicht — daß diese Dame Ihre Freundin sei."

Er war auffallend zerstreut, und Irma wollte es mit ihren witzigsten Einfällen nicht mehr gelingen, sein Interesse zu fesseln.

Der Baron benutzte die nächste Gesprächspause, um sich zu erheben und zu Lisbeth heranzutreten. Da er sah, daß der Legationssekretär nicht vom Platze wich, sagte er in einem ganz ernsten Ton: „Ich darf Sie wohl zu einem Tanze auffordern, Frau Lange."

Sie legte schüchtern ihre Hand auf seinen Arm.

Irma sah ihr nach mit bösen Blicken und spielte so leidenschaftlich mit ihrem Fächer, daß die feinen Elfenbeinstäbchen zerbrachen.

Baron Weidenbach aber führte Lisbeth nicht unter die Tanzenden. In dem stilleren Vorzimmer ging er mit ihr auf und ab.

„Sie sind also wirklich allein hier?"

Sie nickte.

„Und das gestattet Ihr Mann? Oder weiß er es gar nicht?'

Sie schüttelte den Kopf.

Sie konnte nur mit Zeichen sprechen. Bei dem ersten Wort wäre sie in Thränen ausgebrochen. Da er ihre ängstliche, klägliche Miene bemerkte, sprach er viel freundlicher auf sie ein.

„Sie dürfen es mir nicht verdenken, daß ich mich in

Ihre Angelegenheiten einmiſche, liebe Frau Lange. Für mich ſind Sie eigentlich noch immer die kleine Lisbeth mit den krauſen Haaren, die ich ſchon kannte, als ſie kaum ſo hoch war. Ich wollte, Sie würden mich auch heute noch für Ihren väterlichen Freund halten. Dann würde ich Ihnen ſagen: ‚Fort aus dieſer Geſellſchaft, in der ich Sie eben fand. Sie iſt giftig, ſie paßt nicht für Sie.‘“

„O, ich möchte ja ſo gerne nach Hauſe! Ich ſehe ja ein, wie thöricht, wie ſchlecht ich war!“ ſtammelte ſie.

Er fürchtete, daß ſie in Thränen ausbreche, und beeilte ſich, ihr in ihren Mantel zu helfen und ſie zu beruhigen.

„Ich bringe Sie zu einem Wagen und morgen beſuche ich Sie, und wir ſprechen in Ruhe über die Sache. Glauben Sie mir, es hat mir ordentlich die Seele aufgewühlt, als ich Sie in dem leichtſinnigen Kreiſe erblickte. Und deshalb werde ich Sie der Freundſchaft mit dieſer Frau Höck entwinden, mit jedem Mittel.“

Er hatte ſich zuletzt faſt in Zorn geredet. Während Lisbeth einſam heimwärts rollte, kehrte er auch nicht zu Irma zurück. Bisher war dieſe ihm als eine amüſante, lebensluſtige Frau erſchienen, deren Geplauder ſich ein Mann gern ein Stündchen gefallen läßt. Daß ſie aber die junge, argloſe Frau in ihre Kreiſe hereinzog und in die Geſellſchaft von frivolen Lebemännern brachte, das empörte ihn. Er nahm ſich vor, dieſer Frau Höck künftig aus dem Wege zu gehen.

Lisbeth ſchlief nur wenig. In aller Morgenfrühe ſtarrte ſie ſchon wieder beim Kerzenlicht auf das verhängnißvolle Telegramm.

„O, dieſe Karoline! Sie war an Allem ſchuld!“

Auch in dem Stockwerke über ihr begann heute ungewohnt zeitig das Tagesleben. Sie hörte, wie Irma haſtig ein paar Takte auf dem Klavier ſpielte, dann raſch

wieder abbrach, wie sie einen Stuhl rückte, heftig, wie mit zornigen Händen.

Jedenfalls war sie auf, und Lisbeth konnte ihr die Kleider zurückschicken und ihr den Schmuck bringen, den sie gar nicht mehr in ihrem Zimmer sehen wollte.

Frau Höck sah blaß und übellaunig aus und empfing die junge Frau mit einem so finsteren Gesicht, daß diese ganz scheu und betreten ihren Dank stammelte.

„Sie haben mir meine Liebenswürdigkeit allerdings recht hübsch gelohnt!“ rief Irma gereizt. „Sie laufen weg, ohne sich zu verabschieden! O, über Ihr Benehmen läßt sich einfach gar nicht sprechen! Warum haben Sie denn so heimtückisch verschwiegen, daß Baron Weidenbach ein ganz besonderer Freund von Ihnen ist, daß Sie nur seinetwillen auf den Ball gingen?“

„Ich wußte ja gar nicht —“ stammelte Lisbeth. „Nein, im Gegentheil, ich wäre nicht gegangen, wenn ich gewußt hätte —“

Irma lachte hämisch. „Ihre Unschuldmiene verfängt nicht bei mir. Ich kenne Sie jetzt! Der Baron bietet Ihnen den Arm, Sie entfernen sich mit ihm und verschwinden Beide aus der Gesellschaft! Aber Ihr Mann soll es erfahren.“

„Ich werde ihm selbst Alles sagen,“ erwiederte Lisbeth nun auch heftig. „Und da Sie Lust zu haben scheinen, mich zu beleidigen, will ich lieber gehen.“

Aber Irma sprang auf sie zu, packte sie an beiden Händen und zischte mit einer krankhaften Leidenschaftlichkeit hervor: „Was hat Baron Weidenbach Ihnen über mich gesagt?“

Lisbeth schwieg. Sie konnte die Worte des Barons nicht wiederholen. Sie konnte auch nicht lügen.

„O, sehen Sie, wie falsch Sie sind! Und das nennt man Freundin! O, ich möchte ersticken vor Zorn! Eines

aber sage ich Ihnen: wenn Sie die Frechheit so weit treiben, den Baron bei sich zu empfangen, dann mache ich eine Scene, die das ganze Haus hören soll. Ich bin gerade in der Stimmung."

Lisbeth erwiederte kein Wort. Sie floh ordentlich die Treppe hinab, eine wilde Angst vor dieser „Freundin" hatte sie erfaßt.

Hatte nicht Baron Weidenbach gesagt, daß er kommen werde, um mit ihr in Ruhe über ihren unseligen Schritt zu sprechen? Wenn Irma den Wagen erblickte, wenn sie ihn hereinkommen sah! Die aufgeregte Frau war ja zu Allem im Stande in ihrer leidenschaftlichen Eifersucht.

Ihre wilden Vorwürfe, die Ermahnungen des Barons, der schreckliche Besuch des Legationssekretärs, der ihr drohte, die Rückkehr Walter's und die unausbleiblichen Bekenntnisse und Auseinandersetzungen — alle diese Schreckbilder jagten sich in Lisbeth's armem, schmerzendem Kopfe in toller Hast. Ihr Herz pochte zum Zerspringen, wenn draußen ein Wagen rollte, wenn sie nur einen Schritt auf der Treppe hörte. — Und dieses Angstgefühl sollte sie nun den ganzen Tag ertragen! Nein! Sie wollte fort, hin zu ihrem Vater in die ländliche Ruhe.

Aber was sollte sie dem Vater erwiedern, wenn er sie nach dem Grunde ihrer Verstörung frug? Und wenn Walter heimkam und sie nicht fand, wenn Irma ihm ihre abscheulichen Verleumdungen zuraunte, was würde er von ihr denken? Sollte sie ihm durch ihre Flucht ein Recht geben, sie zu verurtheilen?

In ihrer rathlosen Verzweiflung empfing sie eine Depesche ihres Gatten, in welcher er ihr anzeigte, daß er heute noch nicht kommen könne. Nun stand plötzlich ihr Entschluß fest: zu ihm wollte sie reisen, zu dem treulosen Gatten; überraschend wollte sie vor ihn hin treten und ihm sagen: „Dieses Blatt hier straft Dich Lügen. Nun rede

die Wahrheit! Wähle zwischen mir und — Deiner Karoline!"

Die zwei Telegramme waren in Lodenbach aufgegeben. Nach langem, aufgeregtem Suchen im Kursbuch fand sie endlich die kleine Station. Mit demselben Zug, mit dem Walter Tags vorher die Stadt verlassen hatte, reiste sie ihm nach. Das war Alles so rasch gegangen, es war ihr von den verschiedenartigen Eindrücken und der schlaflosen Nacht noch so wirr im Kopf, daß sie, nach etwa vierstündiger Fahrt an einem einsamen Bahnhof angelangt, an dem sie als einzige Reisende ausgestiegen war, sich erst besann, was sie nun eigentlich thun wollte.

Eine vollständig fremde Gegend, in deren Hintergrund die beschneiten Berge im blauen Duft der Ferne sichtbar wurden, weite Wiesenstrecken, auf denen der Schnee schon die schmutziggraue Färbung des Thauwetters angenommen hatte, dazwischen ein paar zerstreute Häuser. Und hier sollte sie ihren Mann suchen!

Es widerstrebte ihrem Frauenstolz gründlich, auf den Nächstbesten zuzugehen und ihn, wie eine Spionin, auszufragen: „Kennen Sie nicht einen Herrn Lange? Er kommt wohl öfters hierher? Wo wohnt ein Fräulein Karoline?"

Zum Glück stand unter der Depesche, die Walter fortberufen hatte, der Name Kirchmeier. Nach dem Fremden konnte sie sich erkundigen, ohne daß ihre Stimme durch ein Zittern verrieth, auf welch' traurige Kundschaft sie ausging.

So trat sie denn auf den Stationsdiener zu, der gähnend dem fortbrausenden Zuge nachblickte, und bat um Auskunft.

„Kirchmeier — Kirchmeier —" besann er sich. „Ja, das wird halt der Kirchmeier sein, der in Buchenried ist. Sehen S', Fräulein, da droben auf dem Hügel neben dem Wald das große Haus? Sie können gar nicht fehlen, wenn S' die Straße hinaufgehen."

Sie hatte sich schon abgewendet, um zu gehen, da kam ihr ein ängstliches Bedenken. Wenn es ein Mißverständniß wäre, wenn sie in ein falsches Haus käme!

„Sagen Sie," frug sie noch einmal zögernd, „wohnt in Buchenried nicht auch ein Fräulein oder eine Frau Karoline?"

„Ja, das ist ja die Schwester von dem Kirchmeier."

Also die rechte Fährte!

Mit trotzigem Gesicht schaute sie empor zu jenem so friedlich da oben liegenden Hause, in welchem der Verrath wohnte.

Ein mühsamer Weg! An manchen Stellen war es noch hartgefroren und glatt, an anderen sonnigeren sanken ihre Füße tief in den durchweichten Boden. Dennoch ward es ihr freier, leichter zu Muthe bei diesem einsamen Wandern, als während der schrecklichen Morgenstunden in der Stadt. Ein zorniger Muth durchglühte sie. Sie dachte nicht mehr an das Unrecht, das sie begangen, nicht an die trostlosen Stunden, die folgen mußten, wenn sie erst volle Klarheit erlangt hatte — nein, nur an den Verrath des Gatten.

Oben auf dem Hügel vor dem großen, stattlichen Hofe war der Winter schon fast verdrängt. Auf den bräunlichen Wiesen blühten ein paar Anemonen, Hühner trippelten im Sonnenschein, Licht und Frühling war um dieses schlimme Heim, in das ihr Gatte sich fortstahl, Woche für Woche, mit Lüge und Trug.

Ein hinter dem Hause liegendes Stall- und Scheunengebäude schien neu erbaut zu sein. Es roch nach frischen Brettern. Ein Tannenbaum stand noch auf dem Dache. Man hörte die Stimmen der Arbeiter, die eben ihre Mahlzeit hielten.

Durch eine offenstehende Seitenthür wagte sie einen Schritt in das Haus. Hier stand in einer sehr sauber

gehaltenen Milchkammer eine alte Magd und drehte das Butterfaß.

„Bitte, ist Herr Kirchmeier hier?" frug Lisbeth.

Die Alte schaute sie neugierig an. „Thut mir leid, gerad' ist er fort. Aber in einer Viertelstund' kommt er wieder heim. Wenn Sie vielleicht warten möchten —"

Sie schob einen Holzstuhl heran und schien bereit, sich mit der Fremden in ein Gespräch einzulassen.

Lisbeth fühlte, sie war bei der redeseligen, gutmüthigen Magd gerade an die Rechte gekommen, um zu erfahren, was sie zu wissen wünschte.

„Hart geht's her," begann die Magd wieder, „müd' wird man von in der Früh bis auf d' Nacht. Kaum zum Essen hat jetzt Unsereins mehr Zeit."

Kindererinnerungen erwachten in der jungen Frau, als sie sich in der Milchkammer umsah, ihre Augen auf die wohlgeordneten Töpfe und Kannen fielen und zerstreut dem Drehen des Rades am Butterfasse folgten. Eine brennende Sehnsucht nach dem Frieden des Landlebens, nach Thätigkeit und kraftvoller Bewegung ergriff sie. Doch alsbald erinnerte sie sich wieder, zu welchem Zwecke sie hergekommen sei.

„Herr Lange ist wohl hier?" fragte sie beklommen.

„Ja freilich, freilich. Gleich ist er gekommen, wie er gehört hat, daß Fräulein Karoline krank ist. Ja, ein gutes Herz hat er, der Herr Lange. Aber, mein Gott, seitdem er sich verheirathet hat, ist Fräulein Karoline halt nicht mehr die Alte. Das hat sie sich nicht träumen lassen, keins von uns, daß es so gehen werde. So Alles im Stich lassen, an dem sein Herz gehängt ist. Aber er hält es ja selber nicht aus. Es zieht ihn her, trotz seiner jungen Frau. Die Karolin' —"

Ein Schatten fiel in die Kammer. Lisbeth fuhr mit einem Aufschrei in die Höhe. Aber auch der Mann, der

über die Schwelle blickt, ist so erschrocken, daß er wie angewurzelt stehen bleibt und auf die schlanke Gestalt starrt, die da vor ihm steht.

Neugierig schaut die Alte von Einem zum Anderen.

„Du — Du?" stößt Walter hervor, fragend, in banger Ueberraschung.

Sie treten vor das Haus, und er faßt ein wenig verlegen die Hand seiner Frau: „Erkläre mir nur —"

Aber sie entreißt ihm ihre Finger.

„Rühre mich nicht an! Du hast mich schmählich betrogen. Ich weiß Alles! Du bist nicht fortgegangen, um Pflanzen zu suchen, nicht zum Fischen, nicht auf die Jagd! Ein Weib hat Dich hierher gelockt. Ein altes Liebchen. Diese Fräulein Karoline!"

Verwundert schaut er sie an, dann huscht ein Lächeln um seine Lippen.

„Komm mit zu ihr! Vor ihr werde ich Dir sagen, welche Rechte sie an mich hat!"

Er zieht die Widerstrebende, die trotzig seinem Blick ausweicht, die Treppe empor, klopft an eine Thür und schiebt Lisbeth in ein kleines Gemach.

In einem altväterischen Lehnstuhl sitzt hier am Fenster ein greises Mütterlein. Auf ihren weißen Scheitel, auf ihre faltigen, welken Hände, die auf der großen Schürze liegen, fällt die lichte Frühlingssonne. Sie hat die Augen geschlossen, und die zusammengesunkene Gestalt, das blasse, runzelige Gesicht zeigt die Spuren harter, langer Arbeit, die Müdigkeit einer in redlichem Schaffen erschöpften Natur. Nun hebt sie ein wenig die schläfrigen Lider.

„Hier bringe ich Dir die junge Frau, auf die Du immer so bitterbös gewesen bist, Karoline," sagt Walter und betrachtet lächelnd sein Weib, das bald ihn, bald die Alte mit verlegenen, bestürzten Blicken streift.

„Ja, ja, ein so junges, liebes Gesicht — da glaub'

ich's freilich, Herr!" murmeln unter leisem Hüsteln die welken Lippen.

„Aber nun — nun begreife ich gar nichts mehr!" ruft Lisbeth, rathlos die Hände an die Stirn drückend.

„Komm, wir lassen die Karoline jetzt wieder schlafen. — Auf später!"

Lisbeth geht schweigsam hinter ihrem Gatten. Sie folgt ihm vor das Haus. Aus einer Anklägerin ist plötzlich eine Reuige geworden.

Auf einer Bank vor der Thür liegt warm die Sonne. Er zieht sie neben sich.

„Ich muß Dir ein Unrecht bekennen, Lisbeth," beginnt er; aber sie schüttelt lebhaft den Kopf und kommt ihm zuvor.

„Nein, nein! Sprich nicht! Eines weiß ich: meine Eifersucht war grundlos. Und weißt Du, was ich in meiner Verblendung und überredet von jener — jener Frau Höck that?" Und in Hast beichtet sie ihm die Erlebnisse ihres heimlichen Ballabends.

Er blickt sie traurig an. Sie fühlt, daß er ihr zürnt, daß jedes Wort ihn trifft bis in's tiefste Herz. Doch wie sie nun in warmer Beschämung hinzufügt: „Schilt mich! Ich habe es verdient!" da seufzt er wehmüthig auf.

„Du hast mir sehr weh gethan sagt er. „Aber ich darf nicht zanken. Ich fühle, daß ich im Grunde selber die Schuld trage. Durch eine Unwahrheit habe ich Dich gewonnen. Wenn Du wüßtest, was es mich gekostet hat, immer wieder neue Ausflüchte zu ersinnen —"

„Aber warum, warum?" stößt sie hervor in neu sie erfassender Unruhe.

„Weil ich mich gleich bei meinem ersten Besuch zu einer Lüge hinreißen ließ und diese später nicht eingestehen wollte. Schau, Lisbeth, ich hatte mich eben schon das erste Mal so

toll in Dich verliebt, daß ich gar nichts Anderes mehr dachte, als wie ich Dir gefallen, Dir Eindruck machen könne. Deine Vorliebe für die Stadt und die Stadtmenschen hatte ich ja bald heraus. So gab ich mich für einen Gelehrten aus, für einen Botaniker. Es war eine halbe Wahrheit. Ich habe wirklich mehrere Semester Botanik studirt und interessire mich sehr für das Fach. Was ich in einem übermüthigen Augenblick mit raschem Einfall hingeworfen, das schien mir später wie ein Fingerzeig für die Zukunft. Ich bewarb mich um einen Posten als unbezahlter Assistent am Botanischen Museum; ich zog in die Stadt. Dann erst gestand ich Dir meine Liebe. Deinem Vater habe ich reinen Wein eingeschenkt. Erinnerst Du Dich, wie lange unsere Unterredung dauerte? Er fand, daß ich Deiner Stadtschwärmerei ein viel zu großes Opfer brächte, und schwankte lange, ob er die Täuschung zugeben solle. Ich wollte, er hätte es nicht gethan! Denn nun hast Du ein Recht zu sagen, daß Du unsere Ehe unter falschen Bedingungen eingegangen seiest. Aber was Du nun auch denken magst, Du mußt jetzt Alles erfahren. Ich fühl's, ich kann nicht werden, was ich zu sein vorgab. Es nützt Alles nichts: ich bin und bleibe nur ein schlichter Landwirth!"

Sie sagte kein Wort. Sie schien diese Lösung noch kaum zu begreifen. Mit großen staunenden Augen blickte sie bald auf ihn, bald auf das Haus.

„So ist das also Dein Hof? Und deshalb, deshalb mußtest Du so oft fort? Darum hast Du geflunkert von Jagen und Fischen?"

„Aus dem Weiher dort waren die Fische und aus dem Wald da hinten die Rehböcke, die ich heimbrachte. Es sind immer nur halbe Lügen gewesen, denn der Teich und der Wald sind mein. Ich hatte den Hof ja vor meiner Verheirathung verpachtet, aber der Pächter erwies sich als

Faullenzer und Trinker, und Karoline, die in fünfzigjähriger treuer Dienstzeit mit dem Anwesen eng verwachsen ist, schrieb mir Jammerbriefe, wie in der heillosen Wirthschaft Alles zu Grunde gehe. Als dann noch durch seine Nachlässigkeit in der Scheune Feuer ausbrach und die Thiere nur mit knapper Noth gerettet wurden, da jagte ich den Kerl fort, nahm Karolinens Bruder, den Kirchmeier, zum Inspektor und versprach jede Woche nachzusehen. Du weißt, wie schwer das durchzuführen war. Und doch mußte ich heraus. Es war der Neubau zu überwachen; es galt Vieles mit den Arbeitern zu bereden, und die beiden guten Leute sind alt. Die Verantwortung ist ihnen zu groß."

„O, Walter! Und ich — und ich dachte —"

„Laß das, Lisbeth. Schau lieber um Dich. Es ist ein stattlicher Besitz. Wald, Felder und Wiesen, Alles, was Du da siehst bis an den fernen Fluß, hat schon meinen Eltern gehört, das ist mein — unser!"

Dabei leuchtete ihm Stolz und Liebe für seine Heimath aus den Augen.

„So, Lisbeth, jetzt weißt Du Alles. Nun sprich!"

„Und Du verzeihst mir meinen Argwohn, meine Thorheit?" fragte sie.

„Von Herzen. Aber gib Antwort. Willst Du fortan die Frau eines Landwirths sein?"

Zärtlich sprach er das letzte Wort und schaute ihr gespannt in ihr Gesicht. Aber er ward nicht klug aus ihrer Miene und wußte nicht, wie er sich das Lachen deuten sollte, mit dem sie nun von ihm weglief, durch das Haus rannte und in die Stuben, in die große Küche mit dem mächtigen Herd guckte. Der alten Magd in der Milchkammer nickte sie zu wie einer guten Bekannten, dem Kirchmeier, der die Kappe von dem schneeweißen Haupte herunterzog, schüttelte sie die Hand. Im Stall hielt sie Umschau,

zählte die Kühe, klopfte einem jungen Pferdchen den struppigen Kopf und plauderte mit den Knechten. Im Schuppen, in dem eine junge Magd sie neugierig anglotzte, deutete sie lachend auf die Spinnweben in einer Ecke. Auch im Garten hielt sie eifrig Umschau.

Zu Walter sagte sie kein Wort, und er ging kopfschüttelnd hinter ihr her, nicht wissend, was er aus ihrem Benehmen machen solle.

Im Gärtchen war eine Laube aus Rindenholz; und als sie mit ihrem Gatten in dem kleinen Raum, an dessen Fenster man wie in einem Rahmen die weite Landschaft überschaute, allein war, da fiel sie ihm um den Hals und jubelte: „Es ist reizend bei Dir, entzückend. Ich mag gar nicht wieder fort! Bitte, bleiben wir gleich hier!"

„Schatz — Liebste!" rief er, sie umschlingend. „Du wirst Dich also nicht unglücklich fühlen fern von der Stadt?"

„O, Walter, ich bin so froh, daß dies die Lösung des Räthsels ist."

„Aber Schatz!" sagte er halb froh, halb wehmüthig. „Am Ende hätte ich mir all' den Angstschweiß sparen können, den ich in diesem Jahre vergossen habe? Am Ende hättest Du mich doch lieb genug gehabt, um von vornherein dem Landwirth keinen Korb zu geben?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht! Ich war wirklich sehr auf die Stadt erpicht, ganz verblendet. Und wenn ich Dich genommen hätte, würde ich mir doch zeitlebens eingebildet haben, daß ich Dir ein ungeheures Opfer gebracht hätte. Nun aber, nach meinen Erfahrungen, besonders von gestern — nun bin ich geheilt! Ach, und so froh!"

„Es ist also gekommen, wie Dein kluger Vater es voraussagte," versetzte er unter Lachen und Küssen. „Er wollte gar nichts davon wissen, daß ich mein schönes Gut

im Stich lasse. Aber schließlich meinte er: ‚Zur Probe mag's sein. Sie werden sehen, wie schnell meine Tochter die Stadt satt kriegen wird. Sie ist ja doch ein Landkind, das sich da drinnen in den engen Straßen nicht wohl fühlen kann!'"

„Und der gute Vater hatte Recht," rief Lisbeth mit leuchtenden Augen. „Hier sind wir, hier bleiben wir. Und das Glück, das uns in der Stadt fast verloren ging, hier werden wir's festhalten."

In der Stadt der heißen Quellen.

Bilder aus Aachen. Von Ernst Montanus.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Westwärts von Köln entführt uns das schnaubende Dampfroß in die fruchtbaren Niederungen der Erft und Roer (sprich: Ruhr) und bringt uns über Düren, Eschweiler und Stollberg nach der altberühmten Kaiserstadt Aachen, die ihren heißen Quellen Namen und Ruhm verdankt. Nicht minder anziehend ist aber die gegenwärtig 110,467 Einwohner zählende Stadt durch ihre reichen historischen Erinnerungen, ihre zahlreichen interessanten Bauwerke, wie durch ihre reizvolle Lage, außerdem zählt sie durch ihre Tuch- und Nadelfabriken, ihre Eisengießereien, Maschinenfabriken u. s. w. zu den hervorragendsten Industrieplätzen Deutschlands.

Schon die Römer kannten und schätzten die dortigen Bäder und bauten zu ihrem Schutze ein Kastell, das sie — wahrscheinlich nach dem bei den Thermen verehrten Apollo Granus — Aquisgranum nannten. Pipin hatte in Aachen eine Pfalz, aus der sein — angeblich dort geborener — Sohn Karl der Große seinen Lieblingssitz und die Hauptstadt seines Reiches machte. Der große Frankenkönig ließ die Bäder wiederherstellen, die Pfalz

ansehnlich vergrößern und eine Pfalzkapelle, das heutige Oktogon des Liebfrauenmünsters, errichten. Bewundernd priesen die Zeitgenossen Aachen als das „zweite Rom", in dem von Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I. (813—1531) 37 deutsche Kaiser und Könige gekrönt wurden.

Auf Veranlassung Kaiser Friedrich's I. wurde im Jahre

Das Pontthor.

1172 die Innenstadt ummauert, und im 14. Jahrhundert entstand der äußere Befestigungsring, von dem noch zwei Thorburgen, das Pontthor im Nordwesten und das Marschierthor im Süden, unfern des Rheinischen Bahnhofes, erhalten geblieben sind.

Friedrich I. erhob den Ort auch zur freien Reichsstadt; sie erreichte als solche schon damals eine Einwohnerzahl von über 100,000 und hieß vorzugsweise „des Heiligen Römischen Reichs freie Stadt", auch „Königlicher Stuhl",

und ihre Blüthe stieg fortwährend bis zum Ende des 15. Jahrhunderts.

Innere Wirren, die Verlegung der Krönung nach Frankfurt und die furchtbare Feuersbrunst vom 2. Mai 1656, die an 3000 Gebäulichkeiten in Asche legte, vernichteten den Wohlstand des Gemeinwesens und bewirkten den Ruin der Stadt, die sich erst unter preußischer Herrschaft wieder emporarbeitete. 1793 wurde Aachen von den Franzosen besetzt und gelangte dann durch die Friedensschlüsse von Campo-Formio und von Lunéville an Frankreich; es wurde Hauptstadt des Roer-Departements und von 1802 bis 1825 Bischofssitz.

Unter der französischen Kaiserherrschaft nahmen die Verhältnisse Aachens zuerst wieder einigen Aufschwung, denn Napoleon I. wendete der Stadt seine besondere Gunst zu und suchte die verschiedenen Industriezweige möglichst zu heben. Auf der großen Pariser Industrieausstellung vom Jahre 1807 wurden die Aachener und Burtscheider Fabrikanten ganz besonders ausgezeichnet. Im Jahre 1815 wurde Aachen, einschließlich des Großherzogthums Niederrhein, preußisch, und 1818 versammelte sich hier der erste große Kongreß der Heiligen Allianz.

Nach diesem kurzen Rückblick auf die wechselvolle Geschichte der Stadt treten wir nun einen kleinen Rundgang durch ihre Straßen an. Wir wenden uns von dem längst für den großartigen Verkehr nicht mehr genügenden Rheinischen Bahnhofe, vorüber an dem Drake'schen Kriegerdenkmal, zunächst rechts nach der breiten und lang sich hinziehenden Wilhelmstraße. Sie verbindet Aachen mit der Schwesterstadt Burtscheid, die kürzlich der ersteren einverleibt wurde; auf ihrem Höhenpunkte rechts wird sie von einem mächtigen Eisenviadukte überbrückt, auf dem wir vorhin zur Station gelangt sind, während sie sich links bis zu dem schönen Kaiserplatz mit dem Kaiserbrunnen

(von dem verstorbenen Industriellen H. Rehm der Stadt geschenkt und 1879 errichtet) abwärts senkt, wo die rings um die Stadt führende hübsche Promenade beginnt.

Wir gehen jedoch nicht die Wilhelmstraße, früher Verbindungsweg geheißen, hinab, sondern biegen gleich links in die Hochstraße ein, die in ihrer Verlängerung den Namen Theaterstraße, von dem darin gelegenen, in

Das Marschierthor.

griechischem Style aufgeführten Schauspielhause (1822 bis 1825 erbaut), führt. Dem Theater südlich gegenüber liegt das Regierungsgebäude.

Wir gehen rechts über den Kapuzinergraben zum Friedrich-Wilhelmsplatz, auf dem sich der Elisenbrunnen mit seinen Kolonnaden erhebt. Der Bau wurde 1822 nach Schinkel's Plänen begonnen und nach der damaligen Kronprinzessin Elisabeth (1873 als Wittwe Friedrich Wilhelm's IV. gestorben) benannt. Die in dorischem Styl

gehaltene Fassade hat eine Länge von 74 Meter und in der Mitte einen prächtigen Kuppelrundbau, in dessen Souterrain sich eine warme Schwefelquelle zum Trinken befindet. Oberhalb der Trinkquelle ist eine von Tieck gefertigte Büste der Kronprinzessin Elisabeth angebracht. In den Flügelgebäuden befinden sich Restaurationsräume,

Die Theaterstraße.

die von Kurgästen, deren Zahl sich jährlich auf etwa 20,000 beläuft, wie von Einheimischen viel besucht werden, um von dort den Klängen der Kurmusik zu lauschen. Der hinter dem Gebäude gelegene Elisengarten dient zur Kurpromenade, wie zu Réunions und Konzerten.

Seinen eigentlichen Mittelpunkt hat das Aachener Badeleben jedoch in dem 1783 erbauten Kurhause in der Komphausbadstraße, der sogenannten Redoute. Sehenswerth ist die reiche Stuckarbeit in dem Kursaale des ersten Stockes, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Aachener Spielbank in ganz Europa berüchtigt war. An das Haupt-

gebäude ist 1863 der neue Kursaal, mit der Front nach dem Garten, angebaut worden, ein Prachtbau in maurischem Style; der darin befindliche Konzertsaal besitzt eine prachtvolle Orgel, die bei Konzerten und bei den alle drei Jahre wiederkehrenden Musikfesten gespielt wird.

Weiterhin folgt das prächtige Kaiserbad mit der Kaiserquelle (55 Grad Celsius), die auch noch das Neubad, das Bad der Königin von Ungarn und den oben erwähnten Elisenbrunnen speist.

Der Kaiserplatz mit dem Kaiserbrunnen.

Die Aachener heißen Quellen gehören zu den alkalisch-muriatischen Schwefelthermen und werden gegen Gicht, Neuralgien, Leberleiden u. s. w. angewandt, und zwar zum Einathmen, Trinken und Baden, wie zu Douche- und Dampfbädern. Der Lage nach werden sie in die oberen und unteren eingetheilt, von denen jene am stärksten, heißesten und schwefelhaltigsten sind. Zu ihnen gehört außer den bereits genannten noch die Quirinusquelle; zu den unteren die Rosenbadquelle und die Korneliusquelle. Die Quellen des mit Aachen unmittelbar zusammenhängenden Burtscheid haben eine ganz ähnliche Zusammensetzung,

aber eine noch höhere Temperatur, die bei dem Kochbrunnen sogar 72,5 Grad Celsius erreicht. Die Sommersaison dauert vom 1. Mai bis Ende Oktober, neuerdings aber pflegen sich alljährlich auch zahlreiche Winterkurgäste einzufinden.

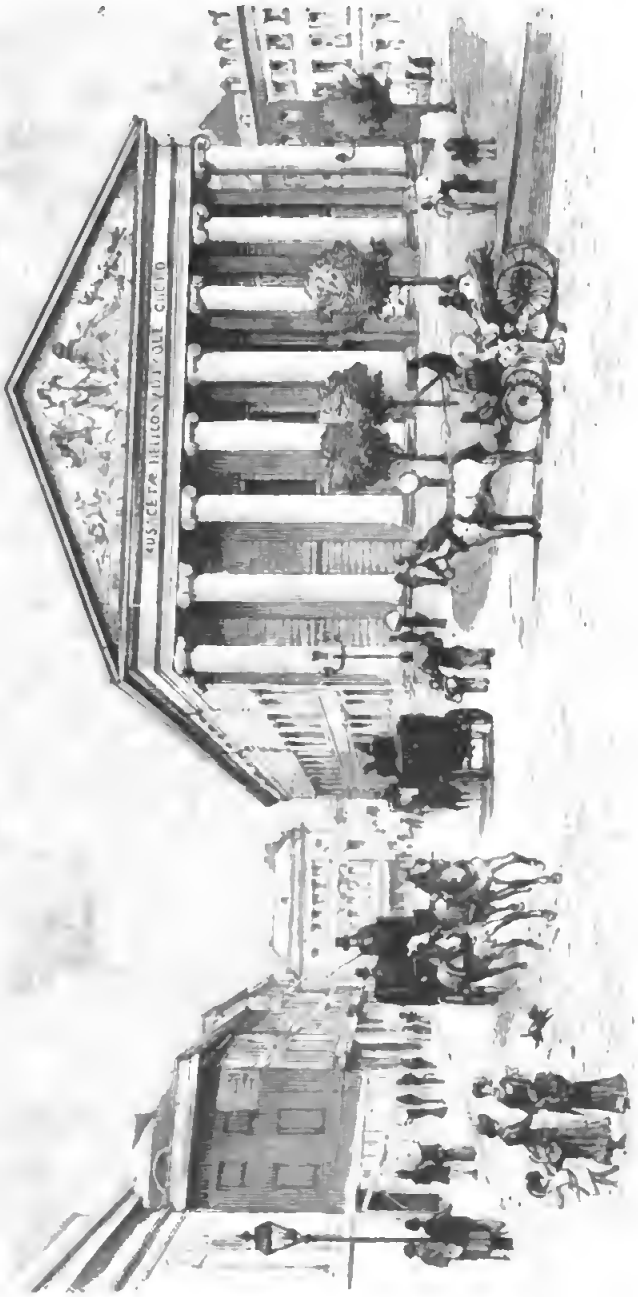
Von dem Elisengarten hinter dem Elisenbrunnen gelangen wir durch die Ursulinerstraße, am Regierungs-Präsidialgebäude vorüber, zum Dom, dem altehrwürdigen Kaisermünster, das unter Aachens Monumentalbauten obenan steht.

Den Kern des Domes, neben dem die Stadt noch 30 andere Kirchen zählt, bildet die unter Karl dem Großen in den Jahren 796 bis 801 erbaute und 805 durch Papst Leo III. eingeweihte Kaiserkapelle, welche die Form eines 31 Meter hohen und 16 Meter im Durchmesser haltenden Sechzehnecks mit achteckigem erhöhtem Mittelraum hat und mit einem durch Kreuzgewölbe getrennten doppelten Umgange verbunden ist. In der achteckigen Kuppel befindet sich seit 1882 ein prachtvolles Mosaikbild auf Goldgrund, von Salviati in Venedig ausgeführt. Otto von Metz war der Baumeister des nach dem Vorbilde von San Vitale in Ravenna errichteten Oktogons, das Karl der Große durch einen Säulengang mit seiner Kaiserpfalz verband.

Erst im 14. Jahrhundert kam der gothische Chor hinzu, der an die Ostseite des Oktogons angelehnt wurde; er ist 34 Meter hoch, 25 Meter lang und 12 Meter breit. Ihm gegenüber deckt die Vorhalle und der darüber erbaute, in den Jahren 1881 bis 1884 erneuerte Thurm die drei anderen Seiten des ältesten Theiles. Rings um das Münster schließt sich ein Kranz von Seitenkapellen, die gothisch gehalten sind, bis auf die im Zopfstyle gebaute ungarische Kapelle mit dem Domschatz.

Keine Kirche von ganz Deutschland ist reicher an werthvollen Alterthümern, wie das Aachener Münster. In der

Mitte des Oktogons hängt an einer ſchweren Kette der 1168 von Friedrich Barbaroſſa geſchenkte rieſige Kronleuchter



Das Stadttheater.

von vergoldetem Kupfer in Ringform (ungefähr 4 Meter Durchmeſſer), das „himmliſche Jeruſalem" darſtellend. Unter ihm ſind auf dem Fußboden in einer Steinplatte die

Worte „Carolo Magno“ eingegraben, und man glaubte daher lange Zeit, daß sich die Kaisergruft darunter befände. Dies war jedoch irrig, vielmehr hat sich trotz aller Nachgrabungen die Begräbnißstelle des großen Kaisers, die Otto III. im Jahre 1000 öffnen ließ, nicht mehr ausfindig machen lassen. Die rundum laufenden Arkadenemporen enthalten die berühmten Marmor-, Granit- und Porphyrsäulen aus Trier, Rom und Ravenna, welche die

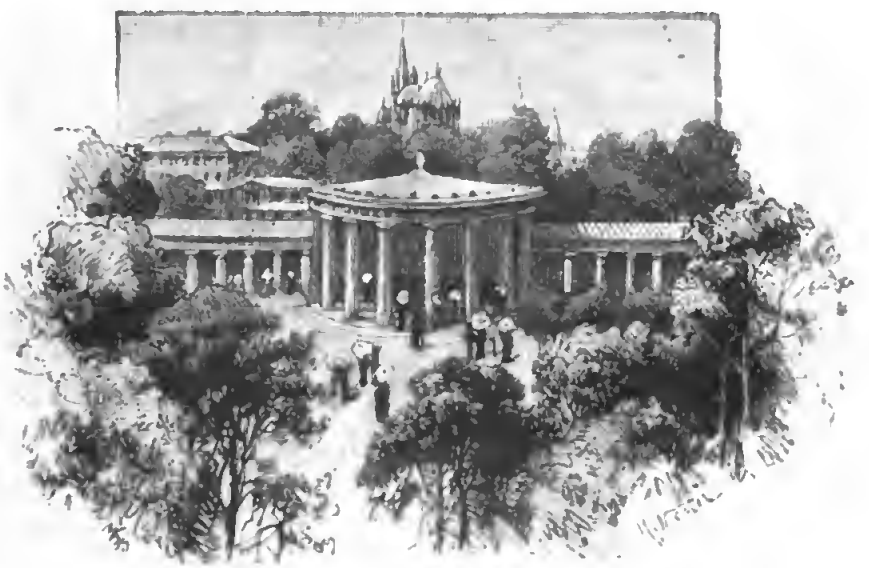
Die Kolonnade des Elisenbrunnens

Franzosen 1794 gestohlen hatten. Für einige im Pariser Louvre zurückgebliebene Säulen hat man neue aus Granit angefertigt. Bemerkenswerth sind auch die ehernen Geländer zwischen den Pfeilern und die gegossenen Thore des westlichen Hauptportals aus der Karolingerzeit. Auf der Empore des Achtecks steht der Marmorstuhl Karl's des Großen, auf dem die Kaiser vor und nach der Krönung in großem Ornat thronten.

Am Eingange des Chores befindet sich die meist von einer Holzverkleidung umgebene Evangelienkanzel, ein Geschenk Kaiser Heinrich's II. Im Innern sind zunächst zu beachten die 13 gemalten Fenster und die 14 Kaiser-

ſtandbilder an den Chorpfeilern, die jetzt wieder in ihrer alten gothiſchen Farbenpracht glänzen. In der Mitte des Chores deutet ein flachliegender Grabſtein das Grab Otto's III. an.

Der Domſchatz umfaßt Reliquien, Gefäße, Gewänder und Merkwürdigkeiten aller Art, ſowie die großen und kleinen Heiligthümer, von denen die erſteren nur alle ſieben Jahre von der Gallerie des Glockenthurmes aus



Eliſenbrunnen mit dem Münſter im Hintergrunde.

und in der Kirche ſelbſt durch Geiſtliche den zu vielen Tauſenden herbeiſtrömenden Gläubigen gezeigt werden.

Das ganze Münſter, an das ſich noch ein großer Kreuzgang ſchließt, bildet ein architektoniſches Konglomerat aus vielen Jahrhunderten, das natürlich jeglicher Einheitlichkeit des Styles entbehrt, aber dennoch einen mächtigen Eindruck macht, zumal ſeit durch die Bemühungen des 1849 gegründeten Karlsvereins der ehrwürdige Bau in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wiederhergeſtellt und auch im Innern reſtaurirt worden iſt.

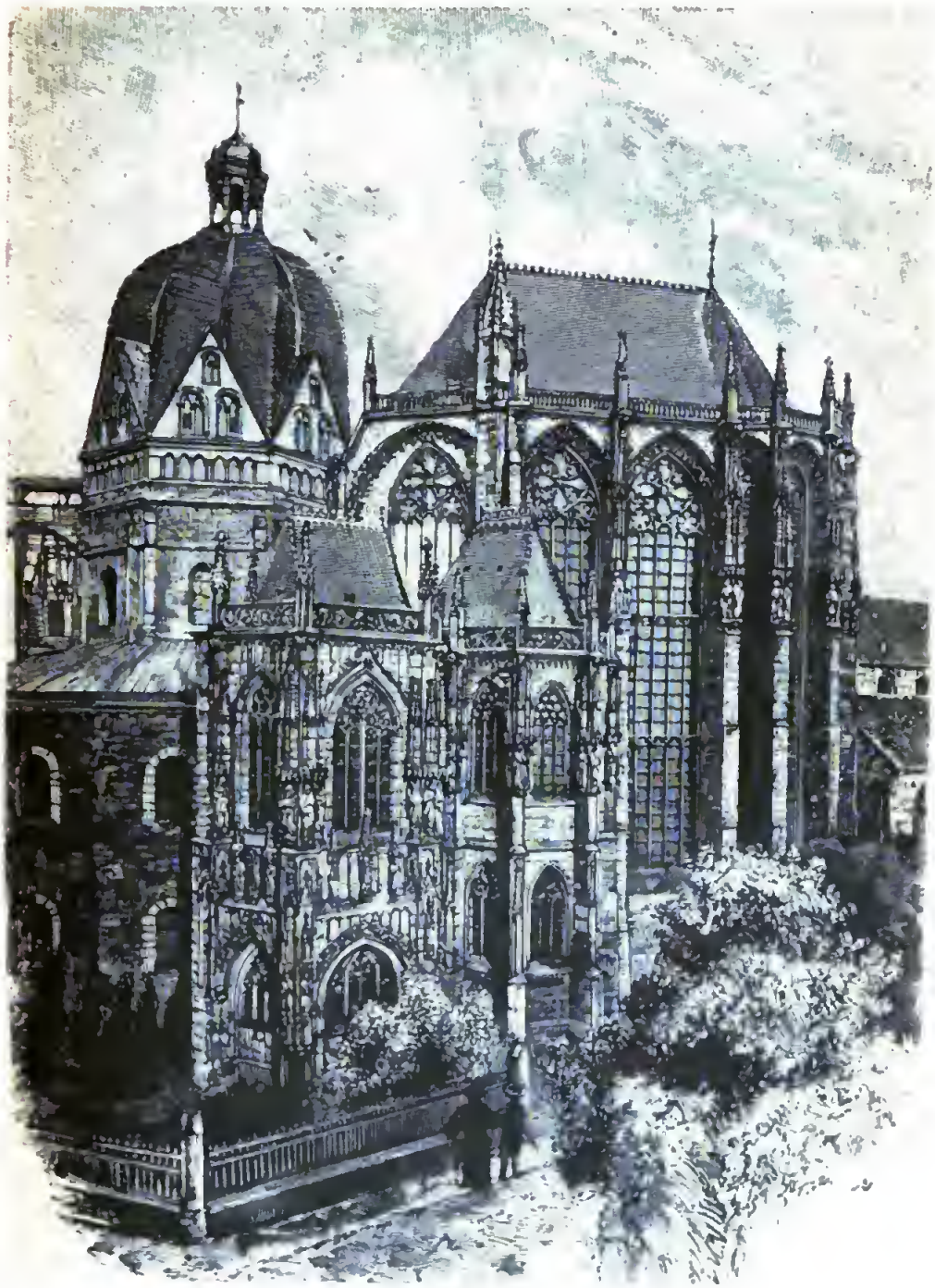
Wenn man den Dom durch den öſtlichen Ausgang,

die Krämerthür geheißen, verläßt, so kommt man an der gegenüberliegenden Foilanskirche vorüber zur Krämerstraße und, wenn man diese hinaufgeht, zum Marktplatze mit dem Rathhaus.

Dieses gothische Bauwerk, das seit dem großen Brande vom 29. Juni 1883 leider noch immer der Wiederherstellung harrt, erhebt sich auf römischem Unterbau an derselben Stelle, die einst die Kaiserpfalz des großen Frankenherrschers einnahm. Diese wurde 70 Jahre nach dem Tode Karl's durch die Normannen von Grund aus zerstört, während der jetzige Bau unter dem Bürgermeister und Ritter Gerhard Chorus im Jahre 1358 begonnen und 1378 zu Ende geführt wurde. Er erhebt sich dreistöckig mit zwei Thürmen, von denen der östliche Granusthurm von einigen Forschern bis in die römische Zeit hinaufgerückt wird, während Andere ihn als ein Werk des 13. Jahrhunderts betrachten; jedenfalls scheint er älter zu sein, als die in gothischem Styl gehaltene Fassade. Der westliche Thurm heißt der Markt- oder Glockenthurm und erhebt sich über einer halbrunden Apsis.

Als im Jahre 1656 der früher erwähnte große Brand mehr als die Hälfte der Stadt in Asche legte, verlor auch das Rathhaus sein Dach und einen Theil beider Thürme; man setzte ihnen bei der Wiederherstellung die barocken Knollenspitzen auf, die durch ihre absonderliche Form ein Wahrzeichen der Stadt ausmachten. Seit 1840 begann dann eine durchgreifende Restauration des Baues. Zuerst wurde der 50 Meter lange und 19 Meter breite Kaisersaal, in dem von Wenzel (1376) bis zu Ferdinand I. (1531) die Krönungsfestlichkeiten stattfanden, mit den herrlichen Wandgemälden aus der Geschichte Karl's des Großen von Alfred Rethel geschmückt.

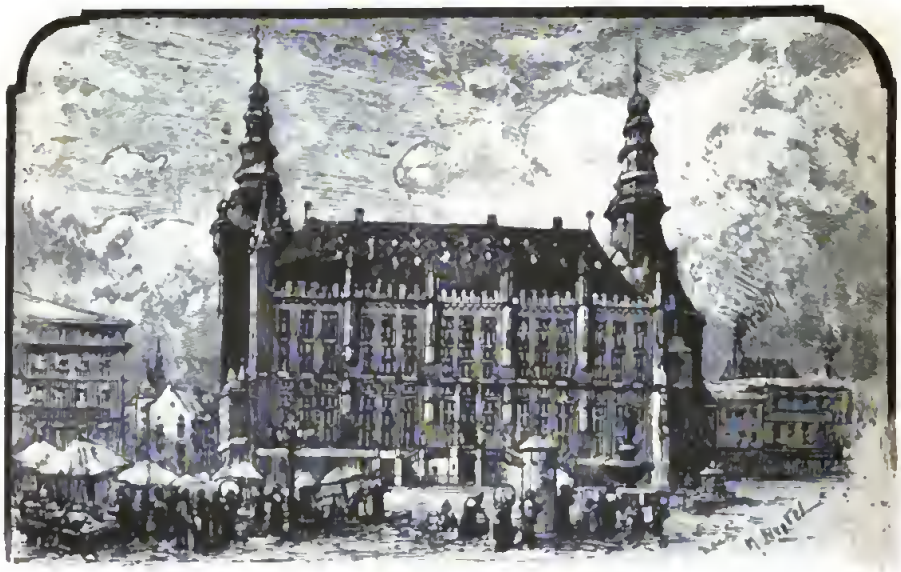
Rethel entwarf die Kartons zu acht Gemälden und führte vier davon in den Jahren 1847 bis 1851 in



Das Münster.

Freskomalerei aus. Dann ward der Geist des genialen Künstlers leider umnachtet, worauf sein Freund und Mitarbeiter Joseph Kehren die übrigen vier Bilder nach seinen

Entwürfen herstellte. Dann ging man an die Wiederherstellung der Fassade nach dem Markte und errichtete eine neue Freitreppe; gerade sollte jene Hauptfront mit Kaiserstandbildern geschmückt werden, als am 29. Juni 1883 ein Brand in einer Droguenhandlung ausbrach, dessen Funken das Rathhausdach und die beiden Thürme in Flammen setzten. Diese Theile, die dem alten Bau gerade nicht zur besonderen Zierde gereichten, sind jener



Das Rathhaus in Aachen vor dem Brande.

Feuersbrunst zum Opfer gefallen, während zum Glück der im zweiten Stock gelegene Kaisersaal und seine Fresken unbeschädigt blieben.

Die geplante Wiederherstellung des Baues ist noch nicht zur Ausführung gelangt; es soll die völlige Freilegung des Rathhauses auf allen Seiten damit verbunden werden.

Auf dem Marktplatze vor dem Rathhause erhebt sich ein Springbrunnen mit der 1620 in Aachen gegossenen Erzbildsäule Karl's. Hervorzuheben ist, daß man den mächtigen Herrscher bis in die neuere Zeit fast auf allen

Der ehemalige Stephanshof in Aachen.

bildlichen Darstellungen mit einem mächtigen Vollbarte erblickt, der ja auch in der bekannten Sage vom Untersberg eine Rolle spielt, während jetzt nachgewiesen ist, daß der Sohn Pipin's nur einen Schnurrbart getragen hat.

Aachen besitzt übrigens noch ein älteres Rathhaus, die

Die Salvatorkirche auf dem Salvatorberge.

Curia, welche Richard von Cornwallis nach seiner Krönung zum deutschen Könige um 1267 der Bürgerschaft errichten ließ. Das Bauwerk erhielt später den Namen Korn- oder Grashaus und war lange Zeit hindurch eine traurige Ruine, bis es neuerdings wiederhergestellt wurde.

Manche andere Baulichkeiten, aus alten Zeiten stammend, haben der Bauluft unserer Tage weichen müssen, darunter auch der ehemalige Stephanshof in der Hart-

mannsstraße, ein echtes Stück des alten Aachens. Man hat ihn niedergerissen und an seinen Platz eine stattliche Reihe neuer Häuser hingestellt; zur Erinnerung trägt das von Professor Frentzen gebaute große Eckhaus den Namen „Zum Stephanshof" und zeigt über der Hausthür ein Steinbild des heiligen Stephanus.

Fernere Sehenswürdigkeiten Aachens sind außer den Kirchen das Städtische oder Suermondt-Museum in der

Das Belvedere auf dem Lousberge.

Komphausbadstraße mit seiner Gemäldesammlung, die 1870 nach Plänen von Cremer im Style der italienischen Renaissance vollendete Technische Hochschule, die 1879 noch ein neues chemisches Laboratorium erhalten hat; das gothische Karlshaus; das romanische Postgebäude und das an der städtischen Promenade gelegene großartige Krankenhaus Mariahilf, das rings von Gärten und terrassenförmigen Gartenanlagen (Stadtgarten) umgeben ist.

Verfolgt man die Promenade weiter, so gelangt man zu dem im Norden der Stadt sich erhebenden Salvatorberge mit der ursprünglich von Ludwig dem Frommen gegründeten Kapelle, die neuerdings auf uraltem Fundamente in romanischem Style neu aufgeführt worden ist.

An den Salvatorberg schließt sich unmittelbar an der 202 Meter hohe Lousberg, dessen waldige Spaziergänge, die Napoleon I. anlegen ließ, von Einheimischen wie Fremden gleich gern aufgesucht werden. Auf der Höhe liegt das Belvedere, eine vielbesuchte Restauration; die schönste Aussicht aber hat man an einer von den Franzosen während der Okkupationszeit zu Vermessungszwecken errichteten Pyramide. Hier hat man zu seinen Füßen die betriebsame Stadt mit ihren Thürmen und Fabrikschornsteinen, weiterhin schaut man die dampfenden Essen der Hochöfen, Eisengießereien und Kohlenzechen; der Blick reicht bis hinauf zur hohen Veen, den Ardennen und dem Eifelgebirge, sowie hinab bis in die belgischen und holländischen Niederungen.

Ziemlich am entgegengesetzten Ende liegt vor der Stadt das neue Frankenberger Stadtviertel mit der erneuerten Frankenburg, dem angeblichen Lieblingsaufenthalte Karl's des Großen und seiner Gemahlin Fastrada. Letztere besaß der Sage nach einen Zauberring, der ihren Gemahl unlöslich an sie fesselte und noch nach ihrem Tode bewirkte, daß Karl nicht von der geliebten Leiche weichen wollte. Endlich entdeckte Erzbischof Turpin das unter der Zunge der Todten verborgene Kleinod, das er, um es unschädlich zu machen, alsbald in den Frankenburger See warf. Nun konnte der Kaiser sich von dem Leichnam trennen, aber der Ring fesselte ihn an Aachen und den stillen See, an dessen Gestade er die Frankenburg erbaute.

Eine Zeitlang wohnte der Dichter Max v. Schenkendorf auf der Frankenburg und sang dort seine herrlichen Lieder; sie bildete auch noch vor zwanzig Jahren mit dem sie rings umgebenden großen Weiher und ihren stillen Anlagen einen wirklich poetischen, reizvollen Erdenwinkel, dessen Zauber jetzt längst durch die sich immer dichter herandrängenden modernen Miethshäuser und den Lärm

der Industriestadt zerstört worden ist. — Doch auch die Neuzeit hat ihre Rechte, und die Romantik muß der praktischen Nützlichkeit weichen. Dem Aachener bleiben ja auch noch Spaziergänge und Ausflüge genug (Trimborner und Pauliner Wäldchen, Nonhaide, Karlshöhe, Linzen's Häuschen, Emmaburg u. s. w.), wenn er „Natur kneipen" will.

Die Wanderungen der Samen.

Ein botanisches Kapitel von **Dr. J. Paulsen.**

Mit 11 Illustrationen.

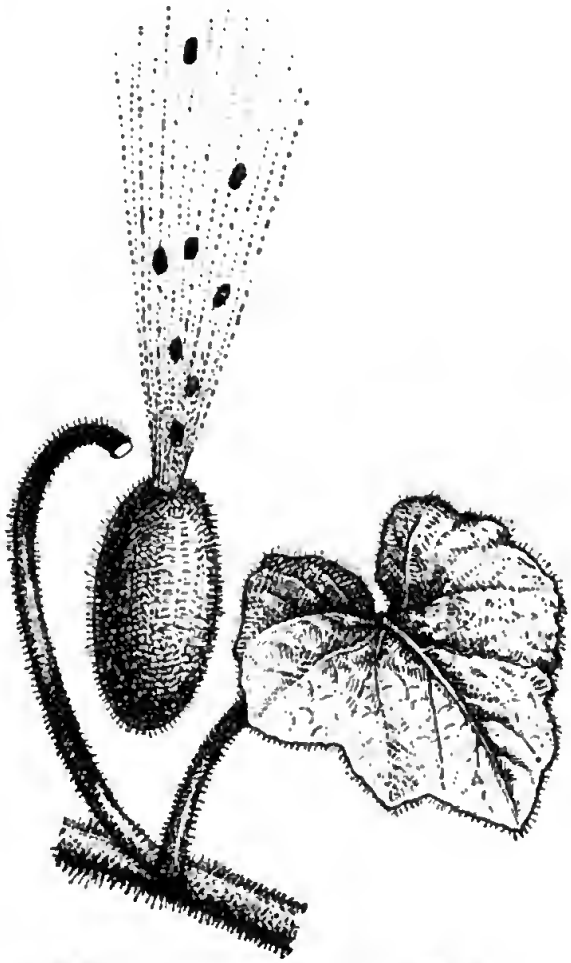
(Nachdruck verboten.)

Menschen und Thiere sind nicht an die Scholle gebunden, und wie es von jeher Völkerwanderungen größeren und kleineren Umfanges gegeben hat, so gewahren wir in der Natur auch fortwährende Züge und Wanderungen der Thiere. Die Pflanzen aber wurzeln fest im Boden, und dennoch tauchen bald hier bald dort plötzlich neue Arten aus weit entfernten Ländern auf und setzen sich fest, so daß wir also auch im eigentlichen Sinne von einem Ein- und Auswandern der Pflanzen sprechen können.

Die Natur hat, um das zu ermöglichen, dafür gesorgt, daß die meisten Samen nicht unmittelbar bei der Stammpflanze liegen bleiben, sondern über verhältnißmäßig große Strecken fortgetragen werden können, und die genauere Betrachtung der Mittel und Wege, durch welche dies bewerkstelligt wird, bildet eines der interessantesten Kapitel der Botanik.

Die Verbreitung der Samen erfolgt in erster Linie durch die Pflanzen selbst mittelst besonderer Vorrichtungen, und in zweiter durch fremde Kräfte, von denen die hauptsächlichsten der Wind, das Wasser, die Thiere und der Mensch sind.

An den verschiedenen Pflanzen gewahren wir zunächst gewisse Einrichtungen, die wir nach dem Vorgange von Professor Hildebrand als Verbreitungsausrüstungen bezeichnen wollen. Dazu gehört vor allen Dingen das Aufspringen der reifen Samenhülsen oder -Schoten, das sehr verschiedenartig vor sich geht. In sehr vielen Fällen spalten sie sich einmal oder mehrfach. Die Frucht des Eisenhutes öffnet sich z. B. durch mehrere Spalten; die der Bohnen, der Puffbohnen und der Erbsen durch zwei Längsspalten; die des Goldlack mittelst vier Spalten, während beim schwarzen Bilsenkraut und beim Gauchheil der obere Theil der Samenkapsel wie ein Deckel aufspringt.



Das Ausschleudern der Samen der Spritzgurke (Ecballium Elaterium).

Etwas verwickelter ist der Vorgang beim Mohn; hier endigt die umfangreiche Samenkapsel oben in einer dachartigen Scheibe, unter der sich Löcher befinden, welche für die Ausstreuung der Samen bestimmt sind. Wären diese Löcher etwa unten an der Samenkapsel, so würden die Samen so ziemlich alle auf denselben Punkt am Fuße der Mutterpflanze niederfallen und die keimenden Pflanzen sich gegenseitig ersticken. So

wie die Löcher jetzt angebracht sind, können die Samen nur herausgelangen, wenn die Kapseln vom Winde entsprechend weit niedergebogen werden, wobei jedes Korn weit fortgeschleudert wird.

In noch weit stärkerem Grade und auf eine ganz eigenartige Weise geschieht dies bei den sogenannten Schleuderfrüchten, die eine etwas eingehendere Schilderung verdienen.

„Auf den Höhen des Kahlenberges bei Wien," berichtet Professor A. Kerner v. Marilaun, „wächst am Rande des Waldes ein kleiner Halbstrauch, welcher den Namen Dorycnium herbaceum (Krautiger Backenklee) führt. Derselbe gehört zu den Schmetterlingsblüthlern und entwickelt kugelige, einsamige Früchte, die im Oktober zur Reife gelangen. Zum Behufe einer vergleichenden Untersuchung hatte ich einmal mehrere fruchtbeladene Reiser dieses Halbstrauches gesammelt, sie mit nach Hause genommen und dort auf meinen Schreibtisch gelegt. Als ich des anderen Tages neben dem Schreibtische sitzend in einem Buche las, schnellte mir plötzlich ein Same des Dorycniums mit großer Heftigkeit in das Gesicht. Kurz darauf sah ich einen zweiten, dritten, vierten und schließlich ungefähr ein halbes Hundert solcher Samen von den kleinen Fruchtständen emporschnellen und hörte jedesmal ein eigenthümliches Geräusch, von welchem das Aufspringen der Früchte und das Ausschleudern der Samen begleitet war. Augenscheinlich hatten die Sonnenstrahlen, welche, durch das Fenster einfallend, die Früchte erwärmten und austrockneten, die überraschende Erscheinung hervorgebracht."

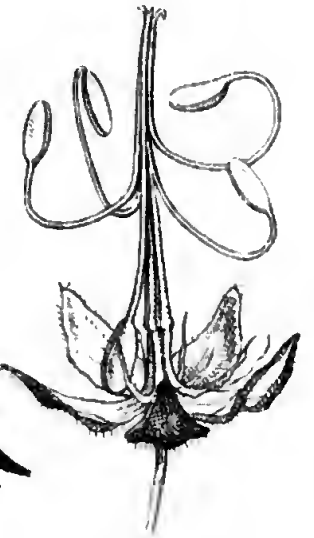
Dasselbe ist der Fall bei der echten Bärenklau (Acanthus mollis) und den anderen Schleuderfrüchten, und zwar dadurch, daß das Gewebe in der Umgebung der Samen beim Eintritt der Reife in hochgradige Spannung versetzt wird. Infolge dessen trennt sich das Gewebe an bestimmten, im Voraus festgesetzten Stellen, wobei ein plötzliches Zu-

sammenziehen, Umbiegen und Rollen der getrennten Theile eintritt, welches bewirkt, daß die auf diesen Theilen ruhenden Samen mit fortgeschleudert werden. Mitunter werden mit den Samen auch die gerollten Theile und vereinzelt sogar die ganzen Früchte fortgeschleudert.

Die zur Aufbringung einer solchen Schleuderkraft erforderliche Spannung wird vielfach durch starke Quellung

Die platzende Samenkapsel einer Balsamine.

Aufgeplatzte Schote der Hecken- oder Zaunwicke.



Die Samen des Sumpfstorchschnabels.

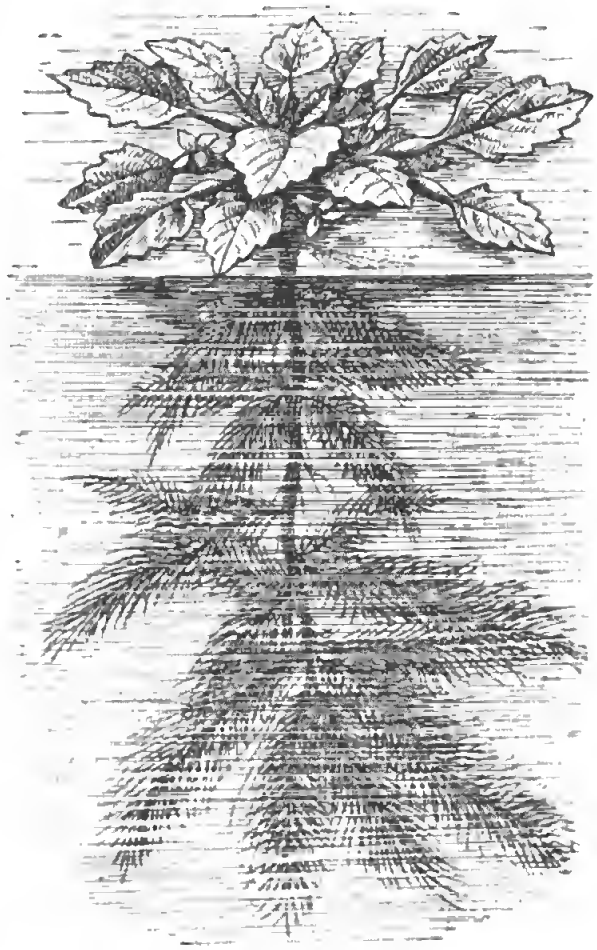
der Zellhäute oder den Turgor, d. h. den durch Saftfülle hervorgerufenen Spannungszustand veranlaßt, so z. B. bei der Spritzgurke (Ecballium Elaterium), einer namentlich in Südfrankreich häufig vorkommenden, zu den Kukurbitaceen gehörenden Kletterpflanze. „Ihre Frucht hat," nach dem oben genannten Fachmanne, „die Gestalt, einer mit Borsten besetzten, von einem hakenförmigen Stiele getragenen, grünen, fleischigen Gurke. Der Fruchtstiel ragt mit seinem Ende wie ein Zapfen in den Hohlraum der Frucht hinein. Wenn die Samen ihre volle Reife erlangt haben, wird das sie umgebende Gewebe in eine schleimige Masse umgewandelt. Auch das Gewebe in der Nachbarschaft des

eben erwähnten Zapfens wird zu dieser Zeit aufgelöst und dadurch die Verbindung des Fruchtstieles mit der Gurke sehr gelockert. In der Wand der Gurke befindet sich eine stark gespannte Schicht aus prallen Zellen, welche das Bestreben hat, sich auszudehnen. An dieser Ausdehnung wird sie, so lange die Frucht nicht ganz reif ist, durch das straffe Gewebe in der Umgebung des Fruchtstieles gehindert. Sobald aber die Frucht ihre Reife erlangt hat, ist dieses Hinderniß beseitigt. Es trennt sich dann die Gurke von dem zapfenförmigen Ende des Stieles; in demselben Augenblicke findet auch die Ausdehnung der besagten Gewebeschicht statt, es erfolgt eine starke Pressung des Fruchtinnern, und die Samen sammt dem sie umgebenden Schleim werden mit großer Gewalt aus den bisher von dem Ende des Stieles verschlossenen Loche herausgespritzt."

Alle unsere Leser kennen die in unseren Gärten als Spätsommerblumen gezogenen Balsaminen, welche den lateinischen Namen „Impatiens noli me tangere" (Rühr mich nicht an) führen, weil die reifen Samenkapseln bei der leisesten Berührung aufspringen und die Samen mit fortschleudern. Bei den Kapseln des Gemeinen Sandbüchsenbaumes (Hura crepitans), der im tropischen Amerika vorkommt, geschieht das bis zu 14 Meter weit und mit einem Knall, der einem Pistolenschuß gleichkommt, dabei mit einer solchen Gewalt, daß in Sammlungen diese Kapseln mitunter den Eisendraht sprengten, mit dem man sie behufs Verhinderung des Platzens umwickelt hatte, und die Glasscheiben des Schrankes zertrümmerten.

In anderen Fällen wiederum ist es die durch das Austrocknen bewirkte Verkürzung einer besonderen Schicht der Fruchtwand, welche eine Trennung und Zerreißung, sowie ein Umbiegen und Sichaufrollen gewisser Fruchttheile bewirkt, wobei die Samen oder Fruchttheile, ja selbst die ganzen Früchte fortgeschleudert werden. Als Beispiel wählen

wir aus der großen Zahl hierher gehöriger Pflanzen den Sumpfstorchschnabel (Geranium palustre). Hierbei liegen fünf Fruchtblätter im Kreise um eine Mittelsäule und laufen weiter aufwärts in eine lange, der letzteren anliegende Granne aus. Infolge ungleichmäßig vor sich gehender Austrocknung hebt sich nun zuletzt der grannenförmige Theil von der Mittelsäule ab, indem er sich wie eine Uhrfeder nach außen und oben krümmt. Dieses Aufschnellen geschieht so rasch und kräftig, daß dabei die in einer inneren Aushöhlung der Fruchtblätter eingebettet liegenden Samen im weiten Bogen fortgeschleudert werden.



Eine Wassernuß, die bis zum Wasserspiegel emporgestiegen ist.

Bei dem allbekannten Hundsveilchen (Viola canina) spaltet sich die Fruchtschale in drei Klappen, von denen jede drei bis vier Samen enthält. Indem sie nun austrocknen, nähern sich die Ränder dieser Klappen und schleudern dabei die Samen bis zu einer Entfernung von drei Metern fort; der Mechanismus dieses Schleuderns ist derselbe, den die Kinder anwenden, wenn sie einen Kirschkern zwischen Daumen und Zeigefinger pressen und dadurch

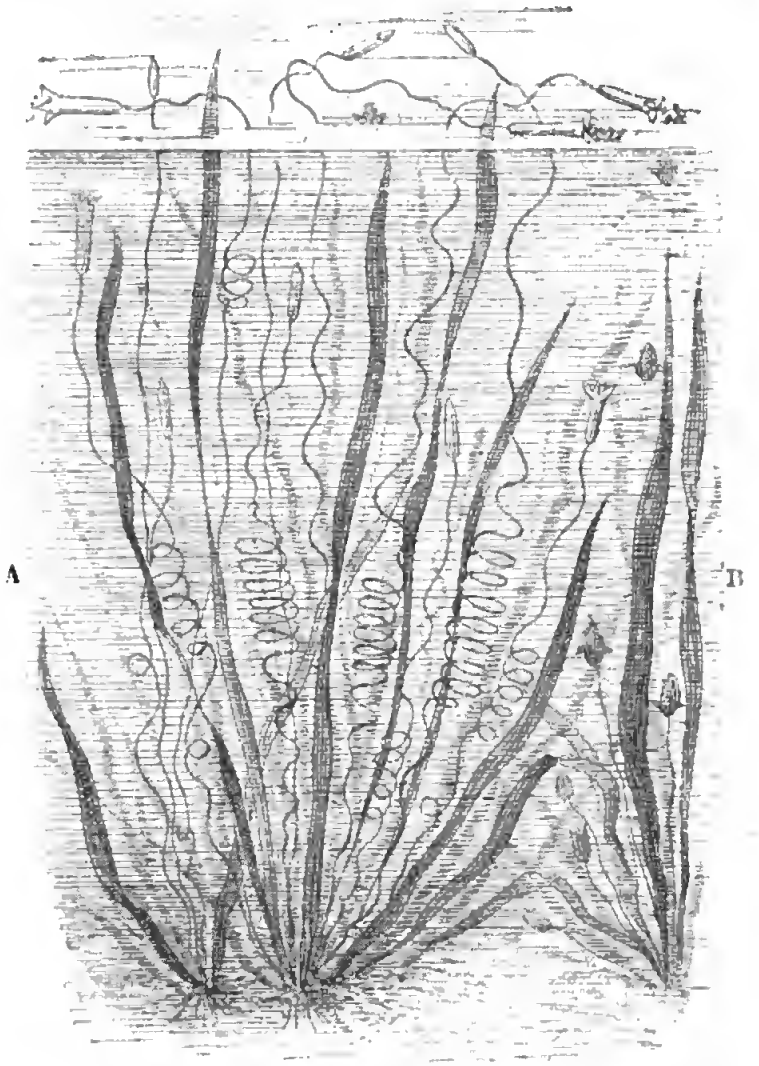
fortſchnellen. Ebenſo geſchieht das bei den Samenſchoten der Hecken- oder Zaunwicke (Vicia sepium).

Wo die Frucht ſich nicht öffnete, muß es die Pflanze ſelbſt übernehmen, die Samen in die Erde zu ſtecken, wie man das z. B. bei dem Cymbelkraut (Linaria cymbalaria), einer kleinen, vielfach an altem Mauerwerk vorkommenden Kletterpflanze mit hübſchen, in's Violette ſpielenden Blumen wahrnimmt. Wenn die Blume ein Samenkorn entwickelt hat, lehnt ſich der Stengel, welcher ſie trägt, gegen die Mauer und rankt ſich an dieſer weiter, bis die Frucht auf einen Spalt trifft. In dieſen ſchiebt ſie ſich hinein und dort keimt nun der Same im nächſten Frühjahr. Auf dieſe Weiſe bedecken ſich oft ganze Mauern mit dieſen Pflanzen.

Noch viel ſeltſamer und eigenartiger iſt die Verbreitung gewiſſer Waſſerpflanzen. Der Waſſerſchlauch (Utricularia) hat an ſeinen unter Waſſer befindlichen Blättern kleine, hornartig-elaſtiſche Blaſen oder Schläuche, welche vor dem Blühen, wenn die Pflanzen noch auf dem Grunde der Gewäſſer liegen, eine gallertartige Maſſe enthalten. Zur Blüthezeit aber füllen ſie ſich plötzlich mit Luft, wodurch die Pflanzen mit den Wurzeln vom Boden losgeriſſen und ihre auf langen nackten Blüthenſtielen ſitzenden Traubenblüthen über die Waſſerfläche gebracht werden. Iſt die Befruchtung erfolgt und beginnt der Same ſich zu bilden, ſo entweicht die Luft aus den Blaſen, die ſich wieder mit Schleim füllen. Dadurch wird die Pflanze ſchwerer und ſinkt wieder auf den Grund, um dort die Samen reifen zu laſſen und ſie in den Schlamm, den einzigen Ort, wo ſie zu keimen vermögen, abzulegen. Ganz ähnlich macht es die Waſſernuß oder Waſſerkaſtanie (Trappa natans). Sie wird zuerſt durch Luft, welche ſich in den Stielen der oberen Blätter bildet, zum Waſſerſpiegel emporgehoben, bis die aufgeblaſenen Stellen der Stiele ſich nachher mit

Wasser füllen und die Pflanze wieder zum Grunde ziehen, wo der Same abgelegt wird.

Die Schraubenstielige Vallisnerie (Vallisneria spiralis)



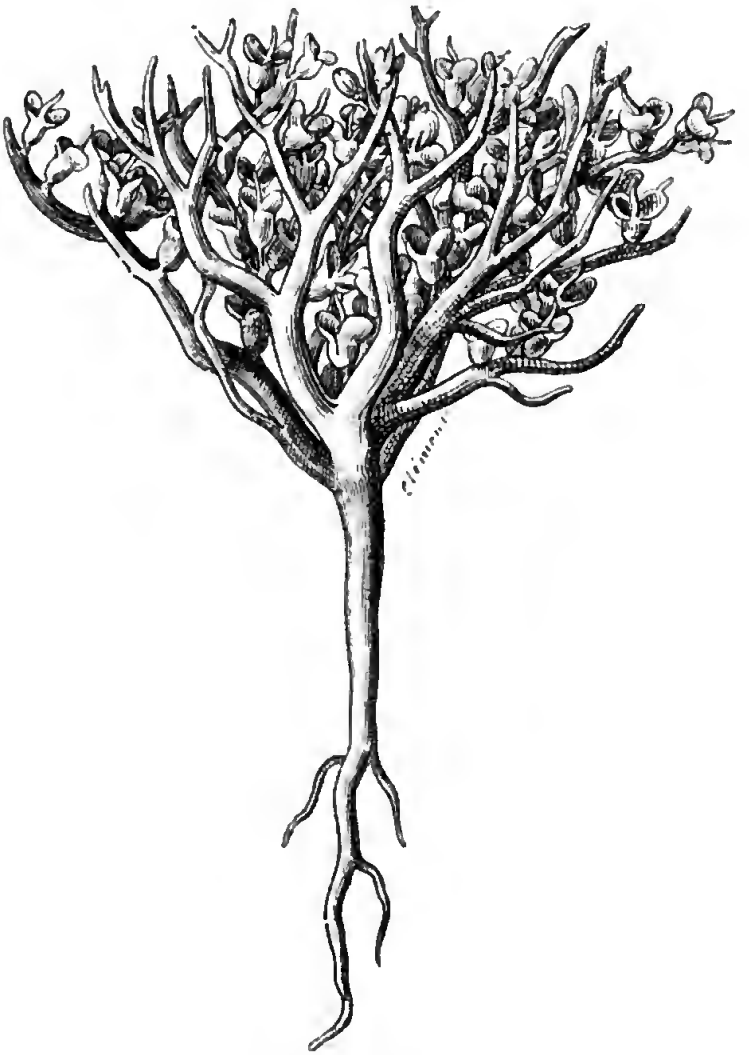
Die Schraubenstielige Vallisnerie zur Zeit der Befruchtung.
A weibliche, B männliche Blüthenstengel.

ist eine kleine Wasserpflanze mit grasartigen Blättern, die in Südfrankreich und namentlich in den italienischen Kanälen, woraus die Reisfelder bewässert werden, sehr häufig vorkommt. Diese Pflanze hat eine höchst auffallende Beweglichkeit, die dem Zwecke der Befruchtung dient. Alsdann rollen sich nämlich die in dichten Schraubenlinien gewun-

denen Stiele mit weiblichen Blüthen so lange auseinander, bis letztere den Wasserspiegel erreichen. Sobald sich alsdann hier die weiblichen Blüthen entfaltet haben, lösen sich die männlichen Blüthen nahe am Grunde von ihren Stengeln los und steigen zur Oberfläche des Wassers empor. Dort öffnen sie sich, schwimmen zwischen den weiblichen Blüthen umher, dabei den Pollen oder Befruchtungsstaub auf diese ausschüttend. Die auf solche Art befruchteten Blüthen rollen hierauf ihre schraubenförmigen Stiele wieder zusammen, sinken unter und bringen ihre Frucht unter dem Wasser zur Reife.

Die sogenannte Rose von Jericho (Anastatica Hierochuntica) ist in Wirklichkeit eine Kruzifere und keine Rose, wächst auch nicht bei Jericho, wohl aber in den trockenen Sandebenen von Palästina und Egypten, wie an den Küsten von Kleinasien. Sie wird 8 bis 10 Centimeter hoch und bekommt kurze, blattwinkelständige Blüthentrauben mit kleinen, röthlichen Blüthen und bauchigen, zweisamigen Schoten. Die Pflanze hat das Eigenthümliche, daß zur Zeit der Fruchtreife die Blätter abfallen und die Aeste sich bogenförmig einwärts krümmen, wodurch die an den Enden der Verästelungen sitzenden birnförmigen Schotenfrüchte ringsum von einem Gitter geschützt sind. In dieser Form eines bräunlichen Knäuels oder einer geschlossenen Rose bleibt die Pflanze in trockenem Zustande; die Herbstwinde entwurzeln sie leicht und tragen sie weite Strecken, oft bis in's Meer fort. Sowie die Pflanze aber befeuchtet wird, strecken sich die Aeste wieder gerade, die Früchtchen öffnen sich, und die Samen werden durch auffallende Wassertropfen aus ihren Klappen fortgespült, um auf geeignetem Boden zu keimen. Die Pflanze behält aber auch weiterhin ihre Hygroskopizität, d. h. die Eigenschaft, Flüssigkeit anzusaugen und sich dadurch auszudehnen, bei. In Europa, wohin sie schon früh von Wallfahrern aus dem gelobten

Lande gebracht wurde, dichtete ihr der Volksglaube deswegen allerlei wunderbare Eigenschaften an. Man legte sie in Wasser und prophezeite dann aus dem schnellen oder langsamen Oeffnen der Zweige; auch war die Meinung



Die Rose von Jericho.

verbreitet, die Jerichorose öffne sich jährlich einmal in der Christnacht von selbst.

Sehr viele Samen sind mit Flügelbildungen, Haaren oder federartigen Auswüchsen und fallschirmartigen Vorrichtungen an den einzelnen Samenkörnern oder an den

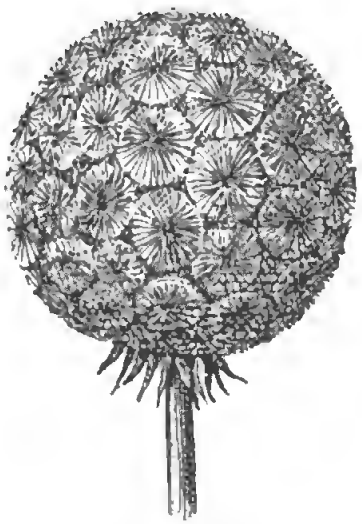
ganzen Früchten verſehen, wodurch es ermöglicht wird, daß der Wind ſie auf weite Strecken fortträgt. Manche Früchte haben die Geſtalt von Blättchen, Schuppen und dünnen Scheiben, wie die der Ulme, andere flügelförmige Fortſätze gleich denen des Ahorns, und bei der Linde dient ſogar das Hüllblatt als Flugvorrichtung. Hier löst ſich nach der Fruchtreife der ganze Samenſtand und ſinkt, mit den Samenkapſeln nach unten, unter beſtändigen Umdrehungen langſam zu Boden. Wohl Jeder hat ſchon beobachtet, wie dann ein leichter Windſtoß die ſich kreiſelnd drehende Frucht erfaßte, um ſie wer weiß wie weit mit ſich zu führen, ehe er ſie endlich zu Boden ſinken ließ.

Auch die federartigen Vorrichtungen finden ſich an den Samen, wie bei denen der Baumwollkapſel, oder an den Samenhüllen. Bei den Weiden, den Weidenröschen u. a. wird durch Haare an dem einen Ende des Samens eine Art Schopf gebildet, der ſich beim Austrocknen aufbauſcht. Auf dieſe Weiſe entſtehen Flugmaſchinen, die, nach Hildebrand, „den Pfeilen gleichen, die beim Schießen mit dem Blasrohr angewendet werden, wo ein ſpezifiſch ſchwererer Körper dadurch, daß an ihm ein Haar- oder Federſchopf befeſtigt iſt, leicht von dem gegen ihn gerichteten Luftzuge in horizontaler Richtung oder auch ſenkrecht in die Höhe fortgeführt wird".

Einen förmlichen Fallſchirm bilden die Federkelche (Pappus) der Korbblüthler, welche bei ſehr geringer Maſſe der Luft eine möglichſt große Angriffsfläche bieten. Sie beſtehen aus langen ſtarren Haaren, die kreisförmig am oberen Ende des Schließfrüchtchens ſitzen. Verlängert ſich die Frucht in einen ſtielartigen Fortſatz, wie bei dem allbekannten Löwenzahn (Leontodon taraxacum), ſo trägt dieſer an ſeiner Spitze den zarten Pappus, deſſen Einzelfrüchtchen die Kinder gerne von dem Stengel fortblaſen; man ſieht dann, daß jede Frucht die Geſtalt eines Fall-

schirmes bekommt und so viele Kilometer weit dem leisesten Luftzuge zu folgen vermag.

Die besonders für die südrussische Steppe charakteristischen Federgräser (Stipa pennata) kennzeichnen sich dadurch, daß aus den scheidenförmigen Blättern am oberen Halmende ein langes Bündel fadenförmiger Gebilde hervorragt. Es sind dies Grannen mit zweizeilig geordneten Haaren, die sich nach dem Abblühen der Federgräser außerordent-

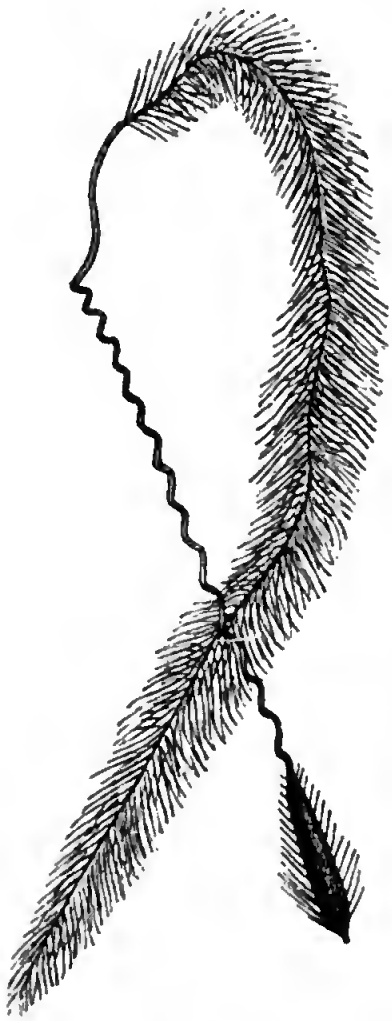


Federkelch des Löwenzahn.

Fallschirmartiges Einzelfrüchtchen des Löwenzahn.

lich verlängern; sie bilden das schwanzartige Ende der Spelze, welche zusammen mit einer zweiten, kurzen Spelze die kleine Frucht umschließt. Ist letztere reif, dann trennt sich das Stielchen, welches die um die Frucht gewickelte Spelze trägt, ab, und bei dem ersten Windstoß segelt die von dem Flugapparate der Granne getragene Frucht davon. Dieser Apparat regelt aber, wenn die Frucht zu Boden sinkt, auch ihr Eindringen in letzteren. Der schwerere Theil, welcher durch die von der Spelze umschlossene Frucht gebildet wird, kommt natürlich zuerst mit dem Boden in Berührung und wird günstigenfalls gleich in ihn eindringen. Fällt er dagegen schief auf, so wird das Ein-

dringen erſt durch das ſpätere Schwanken und Schütteln der in die Luft emporragenden Feder bewirkt, wobei die an der Spitze befindlichen ſteifen Härchen die Frucht im Boden feſthalten, ſowie die Spitze einmal eingedrungen iſt.



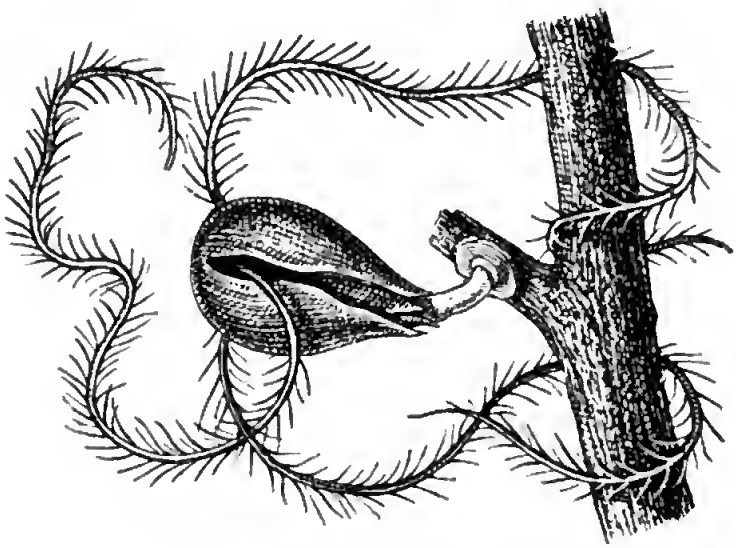
Flugapparat des Federgraſes.

Indem dann die Granne bald nach dieſer, bald nach jener Seite hin weht, gräbt ſich die Spitze immer tiefer ein, bis die ganze Frucht geborgen iſt.

Sehr viele Samen werden durch Thiere verbreitet, indem die Früchte mit Haaren, Borſten und Häkchen verſehen ſind, wodurch ſie ſich dem Haare der ſie von den Zweigen oder Stengeln abſtreifenden Thiere anheften. Am bekannteſten ſind durch dieſe Eigenſchaft die Kletten, mit denen die Dorfjugend gern ihren Muthwillen treibt. Am häufigſten jedoch werden Pflanzenſamen durch Thiere, namentlich Vögel verbreitet, welche dem Fruchtfleiſche nachgehen und dadurch die Samen freimachen, oder letztere mitverſchlucken und an entfernten Orten gleich mit dem nöthigen Dünger abſetzen, damit ſie kräftig keimen können. Ein Beiſpiel dafür ſind die Vogelbeerbüſche, welche man mitunter auf den unzugänglichſten Spitzen und Thürmen von Ruinen gewahrt.

Durch die Verdauungsflüſſigkeit ſcheint die harte Samenhülle außerdem noch viel ſchneller erweicht zu werden. Nach

Lyell verfüttern die englischen Landwirthe, welche ihre Besitzungen gern mit Weißdornhecken umzäunen, die sonst erst im zweiten Jahre keimenden Weißdornfrüchte im Herbste an Truthühner, säen deren Dünger aus und erhalten infolge dessen bereits im nächsten Frühjahr junge Pflänzchen. Ein bekanntes Beispiel von Samenausstreuung durch Vögel bietet die auf Bäumen schmarotzende Mistelpflanze (Viscum album). Ihre im Winter weißleuchtenden Beeren und deren



Flugapparat des Myzodendron.

süßer Geschmack locken Misteldrosseln, Kernbeißer und andere Vögel an, welche sie verzehren, die unverdaulichen Kerne aber mit ihrem Miste meist wieder auf Bäume fallen lassen, wo sie haften bleiben und keimen können.

Andere parasitische Pflanzen erreichen den gleichen Zweck durch die Klebrigkeit ihrer Samen, welche nach dem Abfallen an einer anderen Stelle des Baumes haften bleiben. Dagegen sind die Samen des im Feuerlandarchipel auf Rothbuchen schmarotzenden Myzodendron nicht klebrig; dafür aber besitzen sie je vier glatte und biegsame Anhängsel, durch welche sie vom Winde mit Leichtigkeit von einem Baume zum anderen getragen werden. Sobald sie auf

einen Zweig treffen, schlingen sich jene Verlängerungen gleich Fangarmen um ihn herum und halten die Frucht dort fest.

Eine Menge Pflanzen werden durch das Wasser verbreitet; namentlich die Flüsse führen Früchte und Samen aus den Gebirgen in die Ebenen, wie auch die Meeresströmungen ein überaus wirksames Verbreitungsmittel der Pflanzen sind. Durch letztere allein hat beispielsweise die Kokospalme ihre weite Verbreitung auf der ozeanischen Inselwelt gefunden; Eugen Robert fand amerikanische Samen selbst an den Küsten des Weißen Meeres und Islands.

Endlich sorgen auch der Handelsverkehr und die Kultur, also der Mensch selbst, für die Verbreitung der Pflanzen, und es lassen sich zahlreiche Fälle nachweisen, in denen durch Kauf fremder Samen, mit Getreide und Gemüse, Baumwolle und Schiffsballast Pflanzen ein- und ausgewandert sind. Dasselbe ist der Fall gewesen durch die Völkerwanderungen und Kreuzzüge, wie durch Kriege. Nach dem deutsch-französischen Kriege ergab sich im Jahre 1872, daß in das Loiregebiet nicht weniger als 163 fremde Pflanzenarten mit der Fourage der deutschen Truppen eingeschleppt worden waren, während sich in der Gegend von Straßburg damals 84 algerische Pflanzen zeigten, welche die von dort herangezogenen Truppen mitgebracht hatten.

Wir haben nur wenige Beispiele der verschiedenen Arten von Samenverbreitung anführen können, doch dürften sie wohl genügen, um darzuthun, wie mannigfaltig und sinnreich bei aller Einfachheit doch die Mittel sind, wodurch die Natur nicht nur die Erhaltung der Pflanzenarten zu sichern, sondern auch jeder Pflanze für ihr Gedeihen einen möglichst weiten Verbreitungskreis anzuweisen versteht.

Fast noch erstaunlicher aber muß uns das den Laien geradezu überraschende Ergebniß der neueren Forschungen

erscheinen, wonach das Blühen und die Befruchtung allerdings einzig und allein das Entstehen neuer Arten ermöglicht, zur Vermehrung und Verbreitung der Pflanzen aber keineswegs unumgänglich nothwendig ist. Diese findet nach Kerner v. Marilaun mittelst Ableger vielmehr in ebenso großartigem Maße und in ebenso mannigfaltiger Weise, wie durch Früchte und Samen statt, so daß sich die Pflanzenwelt nöthigenfalls auch ohne Befruchtung und Fruchtbildung zu verjüngen und erhalten vermöchte.

Das älteſte Inſtrument.

Muſikgeſchichtlicher Rückblick. Von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marſchieren,
Da öffnen die Mädchen Fenſter und Thüren,“

um die ſchmucken Krieger deſto beſſer zu ſehen, und von demſelben Verlangen beſeelt läuft auch ſonſtiges Volk von allen Seiten herbei, ſo daß ein militäriſcher Aufzug immer mit voller Gewißheit auf zahlreiche Zuſchauer rechnen kann. Dies wäre jedoch bei dem Umſtande, als derlei Aufzüge häufig ganz unerwartet ſtattfinden, gewiß nicht immer der Fall, wenn die Soldaten nicht blaſen oder trommeln würden.

Daß ſie Beides thun, weiß Jedermann, weniger bekannt aber dürfte ſein, daß die Trommel überhaupt das älteſte tönende Inſtrument und ſo allgemein verbreitet iſt, daß füglich von ihrer Weltherrſchaft geſprochen werden kann. Es gibt kein Volk, das die Trommel nicht kennte und ſchätzte, ja bei manchen, wie z. B. bei den Urvölkern Auſtraliens und einigen Indianerſtämmen Braſiliens, iſt ſie das einzige und, was am meiſten Beachtung verdient, ſelbſterfundene Tonwerkzeug.

Ueberhaupt haben die Wilden, mit wenigen Ausnahmen, keine Kriegstrompeten, ſondern Kriegstrommeln, und bei allen, zumal aber bei den Aſchantis, die ihre etwa

70 Centimeter hohen und halb so breiten, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden, an beiden Enden mit enthaartem Thierfell überzogenen und durch Fellstreifen gegenseitig gespannten Trommeln mit den Kiefern erschlagener Feinde schmücken, sind diese Kriegstrommeln ein Heiligthum, dessen Verlust oder Eroberung ebenso viel bedeutet, wie bei uns Verlust oder Erbeutung einer Fahne.

Trotzdem jedoch ist die Trommel nirgends mehr blos das, was sie ursprünglich vor Allem war, ein Lärmwerkzeug, das geschlagen wird, um drohende Gefahren anzuzeigen oder den Muth der Krieger zu beleben, sondern auch ein Musikinstrument, das bei Tänzen und sonstigen Belustigungen eine Hauptrolle spielt.

In Indien z. B. ist irgend eine Unterhaltung ohne Trommel geradezu undenkbar, das Trommelspiel eine große Kunst, die ungezählten Millionen das Dasein versüßt, und die Trommel selbst ein göttliches Instrument. Der Sage nach hat sie nämlich kein Geringerer als Brahma, der Schöpfer des Himmels und der Erde, erfunden und den Menschen zum Geschenke gemacht. Diese Trommel, „Mridang" oder auch „Mudango" genannt, und heute noch üblich, zeugt indessen keineswegs von göttlicher Phantasie, im Gegentheil, nach europäischen Begriffen ist sie ziemlich plump. Wenn man nämlich zwei mittelgroße Champagnerkühler oder zwei der heute üblichen nach unten zu sich verengernden Wasserkübel mit ihren Oeffnungen aufeinanderstellt, so daß sie einen Hohlraum bilden, hat man so ziemlich die Gestalt des Mridang vor Augen. Derselbe ist indeß nicht aus Metall, sondern aus Holz, das verschiedenartig bemalt wird. Ungefähr 70 Centimeter hoch, an beiden Enden mit Thierfell überspannt und mittelst fingerbreiter Fellstreifen verschnürt, kann der Mridang durch unter diese Streifen getriebene Keile gespannt und diese Spannung beliebig regulirt werden. Der Mridang wird übrigens mit

beiden Händen, links und rechts, gespielt; die halb so große Kupfertrommel „Tabla" aber ist nur für das Spiel mit der Linken eingerichtet, während die „Bahya" eine noch niedrigere hölzerne, wie eine Pudelmütze aussehende Trommel nur mit der Rechten gemeistert werden kann. Beide Trommeln, Tabla und Bahya, zuweilen auch Banya genannt, sind übrigens unzertrennlich, und der Künstler, der sie spielt, sitzt zwischen beiden auf der Erde.

Die einem langgestreckten Fäßchen ähnliche „Dholaka" wieder, eine Trommel, die dazu dient, um die Lieder der Hindus in ihren opernartigen Vorstellungen zu begleiten, wird rechts mit der Hand, links jedoch mit einem kurzen Stocke geschlagen. Schlägel, wie wir sie kennen, kommen in Indien überhaupt nicht vor. Auch die Spannung der mitunter aus Pergament bestehenden Trommelfelle wird noch nirgends durch die bei uns längst üblichen Schrauben, sondern ausnahmslos durch Schnüre und Keile erreicht.

Ein ferneres charakteristisches Merkmal fast aller indischen Trommeln ist, daß die Trommelfläche gleich den Scheiben auf unseren Schießständen einen mehr oder minder großen, schwarzen, kreisrunden, dem sogenannten Centrum ähnlichen Fleck aufweist. Derselbe befindet sich jedoch nicht immer in der Mitte, sondern oft mehr gegen den Rand des Trommelfelles zu, und hat den Zweck, dem Trommelspieler — denn Schläger darf man in Indien nicht sagen — die Stelle zu bezeichnen, wo sein Instrument am modulationsfähigsten ist.

Die vorhin erwähnte Dholaka, kurzweg auch Dhola genannt, ist die schönste aller indischen Trommeln. Ihr hölzerner Kasten ist nämlich meist mit grünem Sammet verkleidet, und die Spannung der Felle wird durch kunstvoll verschlungene orangegelbe Schnüre bewirkt. Wo aber, wie in Bengalen, der Kasten der Dholaka nicht verkleidet ist, da wird der Fremde auf den ersten Blick wohl geneigt

sein, diese Trommel ihrer Färbung und Kerbung wegen für ein Tönnchen zu halten, das irgend ein landesübliches Naß bergen mag, wohingegen er beim Anblicke der besonders kunstvoll verschnürten „Mardala" wohl lange sinnen dürfte, um das richtige Wort für deren Form zu finden. Am ehesten kann man noch sagen: die Mardala ist ein von gleichseitigen Dreiecken gebildeter Hohlraum, also äußerlich ein Prisma, durch dessen beiderseitige erhebliche Abstutzung die Trommelfelder gewonnen wurden.

Was aber die kupferne „Panaba" und die anscheinend lederne „Khol", zwei sehr beliebte Konzerttrommeln, anbelangt, so wird erstere sofort als ein an seinem spitzen Ende abgestutzter Kegel erkannt werden, die letztere aber ist eine etwa 70 Centimeter lange, von Leder umgebene hölzerne Röhre, an deren beiden Enden sich die 15 bis 20 Centimeter im Durchmesser haltenden Trommelfelle befinden. Diese seltsame dumpf dröhnende Trommel wird übrigens an einem Bandelier gerade so getragen, wie unsere Handwerksburschen ihre Felleisen zu tragen pflegen.

Indeß wird in Asien nicht nur Kupfer, Holz und Leder, sondern auch Thon zur Herstellung von Trommelkasten verwendet. Besonders beliebt sind die „Nagara" und „Guthra" genannten thönernen Trommeln. Erstere, ein ziemlich plumpes, mit Thierfell überspanntes kesselartiges Gefäß von 40 Centimeter Höhe und 60 Centimeter Durchmesser, kommt freilich nur in Kaschmir vor, die kleinere, grüngoldene, helltönende Guthra aber steht in ganz Indien im Gebrauche.

Ungefähr 40 Centimeter hohe und oben halb so breite thönerne Trommeln finden wir auch in Marokko, Algier, Tunis und Egypten. Ihrer Gestalt nach an das unter der Bezeichnung „Römer" bekannte Trinkgefäß oder einen Kelch erinnernd, heißen sie in Marokko „Darabuka", sind meist mit Blumen oder Arabesken in grellen Farben be-

malt und unten am Fußgestelle mit Schalllöchern versehen. Natürlich dienen die mit dem Gestelle in einem Stücke gearbeiteten und daher nur einerseits überspannten Trommeln blos musikalischen Zwecken und gehören eigentlich dem Geschlechte der Pauken an, doch werden sie von den Fachgelehrten unter die Trommeln eingereiht.

Dasselbe gilt von der kleinsten und niedlichsten aller Trommeln der Erde, der Trommel des seiner künstlerischen Veranlagung wegen längst bekannten Volkes der Batak auf Sumatra. Kaum mehr als 15 Centimeter hoch und 5 Centimeter breit, gleicht diese Trommel dem oberen Theile eines Zuckerhutes. Ihr Holzkörper ist bald mit irgend einem hellfarbigen Stoffe, bald mit schwarzem Leder verkleidet und mit einer aus äußerst dünnen Schnüren bestehenden Spannungsvorrichtung versehen. Das Trömmelchen, das mit Schlägeln von der Größe eines Federhalters bearbeitet wird, gibt einen verhältnißmäßig lauten Ton und nimmt sich neben dem „Gamang" von Südcelebes wie ein Fingerhut neben einem Fasse aus.

Dieser Gamang ist aber auch thatsächlich aus nahezu mannshohen, fournierartigen Dauben zusammengefügt und macht, an beiden Enden etwa 60 Centimeter im Durchmesser haltend, den Eindruck eines jener Fässer, worin gemeiniglich die sogenannten Kolonialwaaren zur Versendung gelangen.

Die Faßform ist übrigens im Reiche der Trommel nicht gerade unbeliebt. So finden wir, daß sich ihr viele „Kendangs" der Inseln des malayischen Archipels, namentlich Javas, nähern und daß in China die für große Hallen und Tempel bestimmte „Ta-tang-ku" genannte Trommel einem Hektoliterfasse zum Verwechseln ähnlich sieht und hier und da möglicherweise auch für ein solches gehalten werden könnte, wenn sie nicht auf einem Gestelle von der Art ruhte, wie es ehemals bei großen Globen üblich war. Die

größte Trommel dieser Art ist jedoch nicht im Reiche der Mitte, sondern in Cochinchina zu Hause. In ihrer Konstruktion von einem Fasse nur insofern abweichend, als sie ungewöhnlich stark ausgebaucht ist und daher wie aufgebläht erscheint, macht sie, tiefbraun gefärbt und von Reifen umfangen, auf den Deutschen einen erheiternden Eindruck. Er denkt wohl unwillkürlich daran, daß dieses Musikinstrument ganz gut drei Hektoliter Gerstensaft fassen könnte, und entsinnt sich vielleicht auch des seltsamen Karnevals, der alljährlich in der guten Stadt Basel drei Tage lang jeden Gegenstand, der einen Hohlraum aufweist, in eine Trommel und Jung und Alt und Arm und Reich in Trommelschläger verwandelt. Doch wie mannigfaltig und abenteuerlich auch die Instrumente sein mögen, die der Baseler Trommelkarneval zu Tage fördert, er kann doch nur einen schwachen Begriff von dem Formenreichthum der Trommel geben.

Fast jedes Volk, ja jedes Völkchen hat, wenn schon nicht eine der Form nach ganz eigenartige Trommel, so doch Einzelheiten an derselben, die originell sind, so daß die europäische Trommel im Grunde als die nüchternste von allen erscheint. Immer aus Messing, immer gleich rund und hoch, ist sie, mit alleiniger Ausnahme der ungewöhnlich großen, dunkelblau angestrichenen hölzernen Trommel von Valenzia, überall dieselbe, so daß sie ohne Weiteres aus Nord nach Süd, aus Ost nach West unseres Welttheiles versetzt werden kann, ohne durch ihr Aeußeres auch nur im Mindesten zu befremden. In den übrigen Welttheilen aber ist solch' eine Versetzung oft schon aus einem Distrikt in den anderen, also auf die Entfernung von wenigen Meilen, undurchführbar, weil dort eben verschiedene Trommeln üblich sind.

In China, wo alle Welt, vom Kaiser bis zum Bettler herab, trommelt, die Trommel „Ku" heißt und vielfach die

Glocke ersetzt, haben sogar gewisse Stände ihre eigenen Trommeln, woran man sie erkennen kann. Eine der merkwürdigsten ist ohne Zweifel die Hausirertrommel. Sie heißt „Lin-lin-ku", ist ein rundes, etwa 6 Centimeter hohes ausgehöhltes Holzklötzchen von thalergroßem Durchmesser, mit Schlangenhaut überspannt und an einem Stiele befestigt, so zwar, daß sie für's Erste einem Hammer gleicht. Sie wird nicht geschlagen, sondern geschüttelt, so daß die in ihrem Innern befindlichen Metalldrähte oder Kügelchen gegen die Haut anschlagen und entweder ein vibrirendes oder ein schrilles Geräusch hervorbringen. Die gestielte Schütteltrommel („Tas-ku") wird in China in allen Größen vielfach und zwar auch von Kaufleuten zu Reklamezwecken verwendet. Sie ist denn auch zweifelsohne die Mutter jener Pochwerkzeuge, die vor einigen Jahren in den Schaufenstern unserer Waarenmagazine angebracht wurden, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf die ausgestellten Schätze hinzulenken. Wie es scheint, hat jedoch diese Trommelei keinen Anklang gefunden, denn man bekommt sie nur noch selten zu Gehör.

In China jedoch wird fortgetrommelt, und die Schütteltrommel ist dort auch ein musikalisches Instrument. Die schönste dieser Art dürfte wohl die „Tas-lo-ku", eine schwarzlackirte, 15 bis 20 Centimeter im Durchmesser haltende, runde und an Flachheit dem Tamburin gleichkommende Trommel sein, deren sich Straßensänger zur Begleitung ihrer Lieder bedienen. Sie haben dieselbe insofern auch praktisch eingerichtet, als von der an ihrem Obertheile angebrachten bogenartigen Verzierung aus Metall eine bewegliche Schale herabhängt, die auf den ersten Blick für ein Glockenspiel gehalten werden kann, thatsächlich aber zur Aufnahme der dem Sänger zugedachten Gaben bestimmt ist. Sie neigt sich denn auch, sobald er Jemand die langbestielte Trommel entgegenstreckt, so daß sie mit dieser eine

Ebene bildet. Der Gegensatz der Tas-lo-ku ist der „Tschedam", eine in Tibet sehr beliebte Trommel, denn sie besteht aus menschlichen Hirnschalen, die mit irgend einer feinen Haut überspannt und je zwei und zwei mit dem Schädeldache gegeneinander befestigt werden, so daß dazwischen Raum für die Hand bleibt, die das Instrument führen soll. Es wird bald geschlagen, bald wieder, da sich im Inneren Kügelchen befinden, blos geschüttelt, wodurch auch ganz eigenthümliche und modulationsfähige Töne entstehen.

Bei Erwähnung dieser schrecklichsten aller Trommeln der Welt muß man sich übrigens unwillkürlich daran erinnern, daß erzählt wird, der Hussitenführer Johann Ziska († 1424) habe kurz vor seinem Tode letztwillig angeordnet, seinem Leichnam die Haut abzuziehen und dieselbe zu einem Trommelfelle ausarbeiten zu lassen, angeblich weil er hoffte, diese Trommel werde auf die Hussiten jene magische Wirkung ausüben, welche bei Lebzeiten er selbst ausgeübt. Diese letztwillige Anordnung gehört nun ohne Zweifel in das Reich der Sage, richtig aber mag sein, daß Ziska der erste abendländische Feldherr der neueren Zeit war, der in seinen Kämpfen mit den Türken zuerst die anfeuernde Wirkung kennen lernte, welche die Trommel auf die Krieger auszuüben vermag, und daher dieses Instrument nicht nur bei seinem Heere einführte, sondern auch darauf bedacht war, daß es nach seinem Tode nicht bei Seite geworfen werde.

Höchst wahrscheinlich hat also das Abendland die Trommel, welche die Türken als asiatisches Volk seit jeher führten, eigentlich Ziska zu verdanken. Thatsächlich ist sie, obwohl sie bereits den Kreuzfahrern bekannt geworden sein muß, vor dem 15. Jahrhundert weder als kriegerisches, noch als musikalisches Instrument nachweisbar. Die Europäer hegten damals und auch später noch eine so ent-

schiedene Vorliebe für Blasinstrumente, daß in den Chroniken wohl von Stadtpfeifern, nie aber von Stadttrommlern die Rede ist. Im 16. Jahrhundert jedoch finden wir bereits die Krieger der verschiedenen deutschen Vaterländer im Besitze der „Trummel". Es war die runde (röhrenförmige) etwa 1 Meter lange und ½ Meter breite Trommel, deren Kasten in den betreffenden Landesfarben prangte.

Im Laufe des nächsten Jahrhunderts verlor die Trommel einigermaßen an Höhe, dafür aber wurde sie zweimal so breit und so schwer, daß nur die größten Soldaten Trommler werden konnten. Sie bildeten, wie ja heute noch in Preußen, mit den Pfeifern ein eigenes Korps und waren mit langen Schurzfellen aus nicht enthaartem Kalbfell ausgerüstet. Leute, die unter die Soldaten gingen, liefen also dem Kalbfell nach, eine Redensart, die sich bis heute erhalten hat.

Im 18. Jahrhundert kamen die großen Trommler ab, dafür aber die großen Tambourmajors oder Regimentstambours auf, die sich namentlich in Oesterreich bis heute erhalten haben. Zu Trommlern wurden damals meist Knaben angeworben. Auch besorgten dies Geschäft nicht selten Soldatenweiber oder verkleidete Mädchen, die ihren bei der Fahne stehenden Liebsten nahe sein wollten.

Das 18. Jahrhundert brachte mit der Janitscharenmusik auch die große oder türkische Trommel zu uns, deren Urbild jedenfalls in Indien, in den großen Trommeln zu suchen ist, welche in den Tempeln aufgehangen sind. Damals wurde auch die Trommel ein musikalisches Instrument, dessen Vervollkommnung man sich eifrigst angelegen sein ließ. Ob indeß durch die vor etwa dreißig Jahren erfundene Schraubenspannung der Gipfel der Vollkommenheit erreicht ist, möchten wir nicht entscheiden, sondern blos bemerken, daß es hauptsächlich durch diese Spannung möglich wurde, auf der Trommel recht melodiöse Märsche zu

ſpielen. Der Schelmenmarſch (The Rogue's March) der nordamerikaniſchen Miliztruppen zumal iſt recht hübſch, aber wehe dem, dem er infolge eines Straferkenntniſſes geſchlagen wird. Der Mann iſt nämlich als Uebelthäter aus der Armee ausgeſtoßen und muß mit halbraſiertem Kopfe unter den Klängen jenes Marſches die Garniſon oder das Lager verlaſſen; er wird alſo hinausgetrommelt. Welche Schmach! Denn wie überall, ſo öffnen auch in Amerika die Mädchen die Fenſter und Thüren, wenn die Soldaten die Trommel rühren, und ihre Anhänger haben Recht: ſie wirkt befeuernder als die Pfeife oder Trompete, weshalb denn auch unſere Urgroßväter den Stadtpfeifern den Laufpaß gaben und an deren Stelle Trommler in ihre Dienſte nahmen, welche hier und da in kleinen Städten noch immer ihres Amtes walten, wenn es gilt, Ukaſe der hohen Obrigkeit, Funde oder Verluſte zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Deſſelben Mittels bedienen ſich die Prieſter der Eingeborenen an der Weſtküſte von Borneo, nur daß ihre Trommeln ſäulenartig und aufrechtſtehend ſind. Die Zauberprieſter der nordaſiatiſchen Völkerſchaften wieder, die ſogenannten Schamanen, machen ſich ſelbſt die Geiſter und Dämonen unterthänig durch den Schall ihrer Trommeln, wiewohl dieſelben nur aus einer über ein hufeiſenförmig gebogenes Holz geſpannten Thierhaut beſtehen. In Afrika hingegen haben die Prieſter meiſt Trommeln, die nichts Anderes als ein ausgehöhltes Stück Holz in Form eines halben Brodlaibes von etwa 40 Centimeter Durchmeſſer ſind. Von einem Ueberzuge aus Fell oder Leder iſt keine Spur.

Solche Trommeln finden ſich auch in China, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die Geſtalt eines ganzen Brodlaibes von 20 bis 50 Centimeter Durchmeſſer haben, wenn ſie Kapellmeiſtern zur Angabe der Stimmung dienen, oben

mit Schalleinschnitten oder, wie manche andere indische Trommel, innen mit einem Gewirr von Metalldrähten versehen sind, welche bei der leisesten Berührung des Trommelfelles vibriren.

Das Verfahren, durch Aushöhlung von Holz Trommelkasten zu gewinnen, ist übrigens das älteste und heute noch stark verbreitet. Wir finden es namentlich in ganz Australien und Afrika alleinherrschend, dennoch aber sind die Trommeln sehr verschieden. Die der Waschamba-Neger z. B. sind viereckig und gleichen dem Hackblocke eines Fleischers; die „N'onku" genannte Trommel der Muschikongo wieder ist ein runder Baumstamm von 70 Centimeter Höhe und dem halben Durchmesser, während die Trommel der Bari eine meterlange, indeß blos 20 Centimeter dicke Röhre darstellt, die gegen die Enden zu dünner wird, so daß sie in der Mitte, dort, wo sich die Handhabe befindet, am stärksten ist. Bei einigen anderen Röhrentrommeln wieder wird die Röhre gegen die Mitte zu dünner, wodurch das Ganze die Gestalt zweier mit den Mundstücken gegeneinander gestellter Trompeten gewinnt. Die Trommel der Bari weist überdies noch ein besonders charakteristisches Merkmal auf; sie wird nämlich nicht wie die anderen mit einem, sondern mit zwei Schlägeln bearbeitet, welche mit Behängen aus grün-weißen Glasperlen geschmückt sind. Die Röhrentrommel der Mussorango in Kongo Hiale entbehrt wohl dieses Luxus, ist aber dafür mit primitiven Malereien geschmückt und führt zudem einen nicht übel klingenden Namen. Sie heißt nämlich „Ssimbuinka", was so viel wie „Süßtönende" bedeuten soll. Auch die einem Kaviarfäßchen nicht unähnliche Trommel der Machas hat etwas Besonderes an sich: sie ist aus der ausgehöhlten, beiderseits mit Fell überzogenen und mit Bindfaden verschnürten Schale der Baobabfrucht hergestellt und die kleinste in Afrika.

Die Trommel der Bakongo aber ist die größte oder vielmehr die längste nicht blos Afrikas, sondern der ganzen Erde, denn der ausgehöhlte Baumstamm, aus dem sie besteht, mißt mindestens 2 Meter; an seinen beiden mit Thierfell überzogenen Enden ist er jedoch kaum 20 Centimeter breit. Die Spannung der Felle wird durch von einem Ende zum anderen laufende Fellstreifen erreicht und kann durch unter diese Streifen getriebene Keile erhöht werden.

Nebst dieser Trommel gibt es in Afrika noch solche, die einem Pilze gleichen; ferner solche, die man ohne Weiteres für einen der bei uns üblichen Bienenstöcke halten könnte; Trommeln, deren länglicher Körper aus Flechtwerk besteht, das innen mit einer lehmigen Masse ausgeschmiert ist; endlich — zumal in Senegambien — hölzerne Trommeln, die einem Kochtopfe nachgebildet zu sein scheinen. Einen solchen, und zwar einen grünglasirten, haben übrigens wirklich einige der Kultur noch ferne stehende Volksstämme Brasiliens durch Ueberzug mit thierischer Blase zu einer Trommel gemacht, und schwören darauf, ein Topf sei überhaupt der beste Trommelkasten. Die Siamesen jedoch behaupten, daß eine Trommel, die nicht ganz aus Bronze bestehe, eigentlich keine Trommel sei.

So gehen denn die Ansichten der Völker auch auf diesem Gebiete auseinander, in einem Punkte jedoch stimmen alle überein: daß nämlich die Trommel unentbehrlich ist. Somit ist ihr die Weltherrschaft, die sie, wie wir gezeigt haben, thatsächlich ausübt, auch für die Zukunft gesichert, und es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß sie im ewigen Kreislauf der Dinge am Ende wieder das erringt, was sie einstens besaß: die Alleinherrschaft im Reiche der Töne.

Spitzbergen und seine Geschichte.

Kulturgeschichtliche Skizze von **F. Mewius.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der dem Zuge nach Norden folgende Reiseverkehr, dessen Wendepunkt so lange das etliche Grad über dem nördlichen Polarkreis liegende Nordkap bildete, beginnt sich allgemach auf Gebiete auszudehnen, die bisher fast ausschließlich den Polarforschern und Walfischfahrern vorbehalten blieben. Seit zwei Jahren erstreckt sich der Reiseverkehr bis nach Spitzbergen, einer Inselgruppe, die hierdurch, sowie durch den Umstand, daß sie auch in der gegenwärtigen Periode der Nordpolforschung wieder eine Rolle spielt, unserem Interessenkreise näher gerückt wird.

Der Amerikaner Wellman versuchte im Sommer 1894 von Spitzbergen aus gegen den Nordpol vorzudringen, ungünstige Eisverhältnisse und die Zertrümmerung seines Schiffes durch das Packeis im Norden von Spitzbergen vereitelten indessen sein Unternehmen, und er wird nun demnächst seine Expedition wiederholen

In der Geschichte der Polarforschung, wie insbesondere auch des Walfischfangs nimmt Spitzbergen eine ganz bedeutende Stelle ein. Infolge der Bemühungen der Seefahrer, einen neuen und näheren Weg nach Indien und

Alte holländische Karte von Spitzbergen.

China zu finden, entdeckt, wurde Spitzbergen bald der Tummelplatz Tausender von Walfischfängern aus allen Nationen Europas, und es begann in den die Inseln

umgebenden Meeren jene Fangthätigkeit, die einen interessanten Abschnitt der Vergangenheit des Landes, sowie des Walfischfangs überhaupt bildet. Zur Sommerszeit entstanden dort zahlreiche, bevölkerte Kolonien von Walfischfängern und Robbenschlägern, von denen jetzt noch vereinzelte Ueberreste zeugen.

Entdecker von Spitzbergen waren die Holländer Barents, Hermskerk und Ryp, welche 1596 an der Westküste der Hauptinsel entlang segelten und bis zum 80. Grad nördlicher Breite vordrangen. Das neuentdeckte Land nannte Barents Spitzbergen, „wegen der vielen und hohen darauf befindlichen Spitzen". Elf Jahre später kam der berühmte Seefahrer Hudson nach Spitzbergen. Er berichtete, daß er bei Spitzbergen eine größere Menge Robben als jemals zuvor gesehen habe, und er war somit der Erste, der die Aufmerksamkeit auf Spitzbergen als Jagdgebiet lenkte. Auch den Reichthum an Treibholz an den Küsten von Spitzbergen erwähnt Hudson bereits.

Drei Jahre nach der Hudson'schen Reise schickte die englische Moscowy Company den Walfischfänger Jonas Poole, der schon an sechs Expeditionen nach der Bäreninsel theilgenommen hatte, nach Spitzbergen. Das wichtigste Ergebniß dieser Fahrt war die Entdeckung der großen Menge Walfische in jenen Gewässern, und seit Poole's Reise im Jahre 1610 nahm der Walfischfang an der spitzbergischen Westküste seinen Anfang. Es erschienen auch alsbald Karten von dem neuentdeckten Lande, die zwar von den unserigen beträchtlich abweichen, aber doch Spitzbergen im Ganzen richtig zeigten und den Seefahrern vortreffliche Dienste leisteten.

Engländer, Holländer, Deutsche, Skandinavier und Franzosen suchten sich ihren Antheil an dem unermeßlichen Reichthum Spitzbergens an jagdbaren Thieren zu sichern. Anfangs geberdeten sich die Engländer als die Herren der

Im Innern der Magdalenenbai.

spitzbergischen Jagdgründe, und zwar war es ausschließlich die eine oben genannte Gesellschaft, die hier die anderen Nationen zu verdrängen suchte. An Gewaltthätigkeiten fehlte es denn auch nicht. 1613 erhielt die englische Gesellschaft durch königliches Patent das alleinige Recht, bei Spitzbergen zu jagen, und um ihr Monopol zu wahren, rüstete sie sieben bewaffnete Fahrzeuge aus, so daß es ihr nicht schwer war, die nicht englischen Schiffe zu plündern oder zu vertreiben. Die holländischen Walfischfänger erschienen infolge dessen in den beiden nächsten Jahren in Begleitung einiger Kriegsschiffe, so daß die Engländer keine Gewaltthätigkeiten wagten. Auch Dänemark erschien mit drei Kriegsschiffen auf dem Plan und forderte als Inhaber von Grönland, zu dem, wie man damals glaubte, auch Spitzbergen gehörte, von den Engländern einen Tribut. Damit drangen sie freilich nicht durch, und so beschlossen die Dänen, gleichfalls Walfischfang bei Spitzbergen zu betreiben. 1617 machten die Engländer mit 14 Fahrzeugen einen Fang von 150 Walfischen, die so viel Speck gaben, daß es gar nicht fortgeschafft werden konnte. Den Holländern gegenüber hatten sie sich in diesem Jahre wieder Gewaltthätigkeiten herausgenommen, was jene, die ohnehin einen schlechten Fang gemacht hatten, so in Harnisch brachte, daß sie nun eine starke Flotte nach Spitzbergen sandten, alle Häfen schlossen und die Engländer an der Ausübung des Fanges hinderten. Schließlich griffen auch noch fünf holländische Schiffe drei englische an, zerschossen deren Takelung, tödteten einen Theil der Besatzung, nahmen den Engländern Kanonen und Munition fort, verbrannten die Tonnen und schleppten ein Fahrzeug als Prise mit fort.

Jetzt legten sich die Regierungen in's Mittel, und es wurde 1619 eine Vertheilung der Häfen der Westküste Spitzbergens vorgenommen, wobei die Engländer zuerst wählen konnten. Dann kamen der Reihe nach die

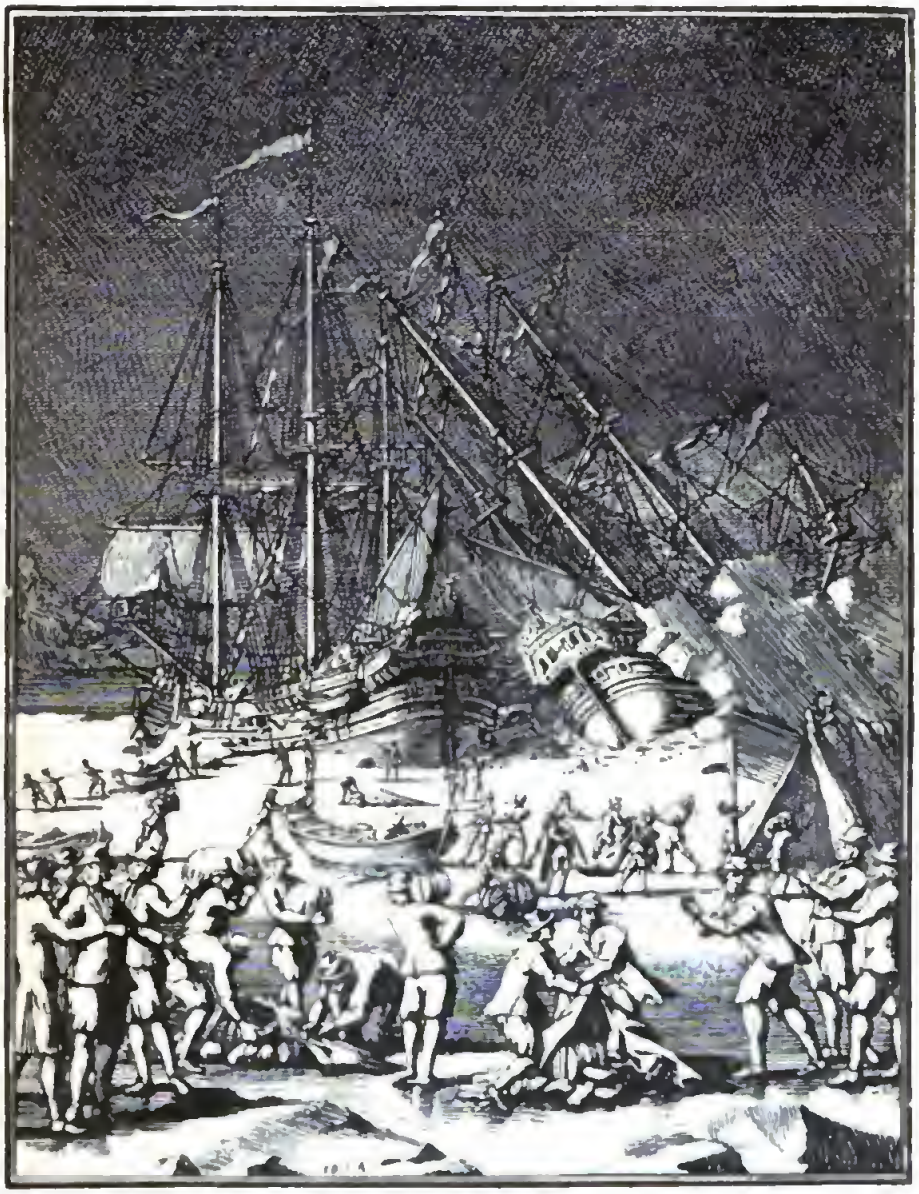
Das Südgat bei der däniſchen Inſel.

andern Nationen: Holländer, Dänen, Hamburger und zuletzt die Basken. Die Holländer richteten sich auf der Amsterdaminsel, die Dänen auf der dänischen Insel, die Hamburger bei der kleinen Hamburger Bai ein, und die Engländer, die wie überall auch hier darauf achteten, daß sie nicht zu kurz kamen, nahmen Safehafen im Eisfjord, Bellsund, Hornsund und die Magdalenenbai im Norden der Westküste.

Nun begann der Walfischfang bei Spitzbergen in großartigem Maßstabe, und er wurde so nachhaltig und rücksichtslos betrieben, bis der Walfisch in jenen Meerestheilen gründlich ausgerottet war. Besonders groß waren darin die Holländer, die seit der Vertheilung der Häfen ihre Hauptstation bei Smeerenberg oder, wie es auch genannt wurde, Smeerenburg auf der Amsterdaminsel hatten, wo sie unter großen Kosten eine Menge von Gebäuden errichteten, bis der Platz förmlich einer kleinen Stadt glich. Die holländische Grönlandgesellschaft faßte bald den Plan, ständige Fangstationen auf Spitzbergen einzurichten, und setzte für Diejenigen eine Belohnung aus, die es wagen würden, dort, sowie auf Jan Mayen, wo die Holländer gleichfalls Fang trieben und Gebäude zur Thranbereitung errichtet hatten, zu überwintern. Von den Freiwilligen, die sich meldeten, wurden sieben für Spitzbergen und sieben für Jan Mayen bestimmt. Die Ersteren überstanden die Ueberwinterung glücklich, wogegen die auf Jan Mayen Ausgesetzten dem Skorbut zum Opfer fielen. Als aber ein zweiter Versuch zur Ueberwinterung auf Spitzbergen mit dem Tode der Betreffenden endete, gaben die Holländer ihre Absicht, Spitzbergen zu kolonisiren, auf.

Bis 1642 war der holländische Walfischfang Monopol der holländischen Grönlandgesellschaft. Als dann dies Monopol aufgehoben wurde, vermehrte sich die holländische Walfischfangflotte in ungeheurer Weise, und es trat damit

die Blüthezeit des holländiſchen Walfiſchfangs ein. Bei Smeerenburg waren im Sommer mitunter 300 Fahrzeuge



Holländiſche Walfiſchfahrer vom Eiſe eingeſchloſſen im Jahre 1678.

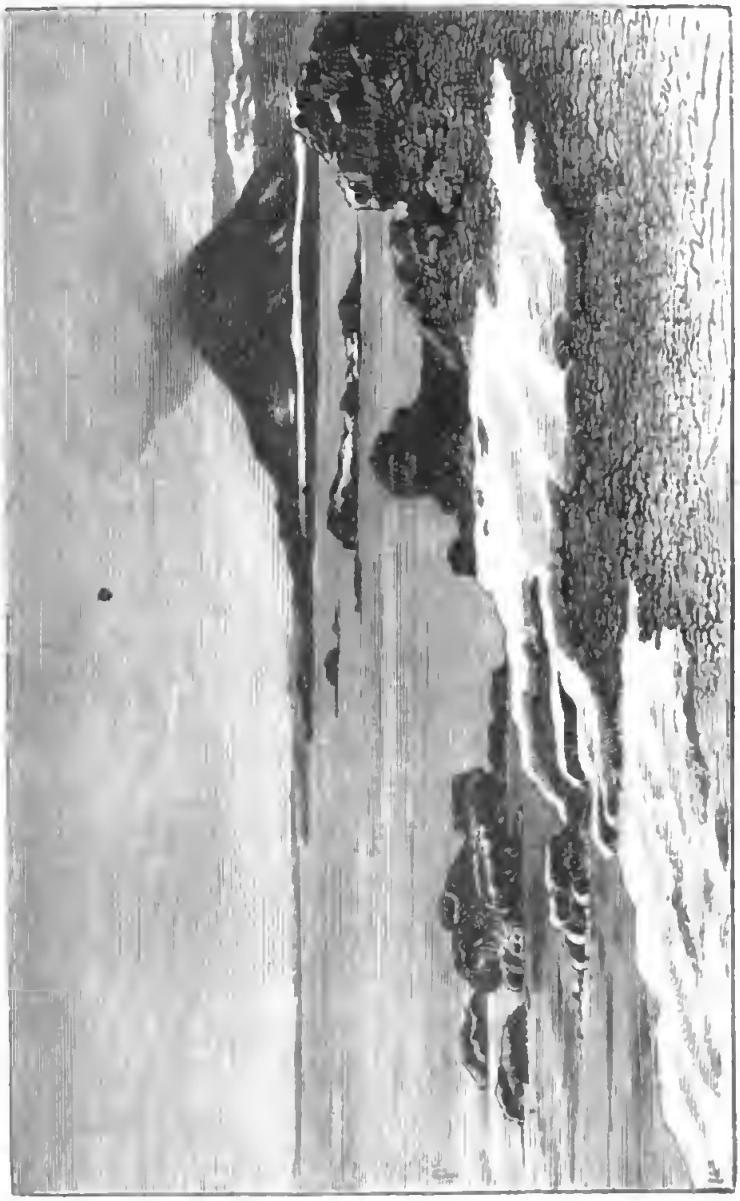
mit über 12,000 Mann Beſatzung beiſammen, in welcher Zeit es dann auch an Handwerkern und Kaufleuten, die für alle Lebensbedürfniſſe ſorgten, nicht fehlte. Die Bäcker ſorgten täglich für friſches Brod, und jedesmal, wenn es

frische Waare gab, zeigten sie dies durch Läuten oder Hornsignale an.

Diese Glanzperiode umfaßt die letzte Hälfte des 17. und den größten Theil des 18. Jahrhunderts. Welch' kolossaler Gewinn der holländischen Nation aus dem Walfischfang erwuchs und wie die holländischen Walfischfänger bei Spitzbergen gewirthschaftet haben, davon erhält man ein anschauliches Bild, wenn man erwägt, daß die 14,167 Fahrzeuge, die von 1669 bis 1778 westlich und nordwestlich von Spitzbergen Fang trieben, 57,590 Walfische fingen, die einen Reingewinn von 44,292,800 Gulden ergaben. Von den Schiffen gingen 561 zu Grunde, die meisten wurden vom Eise eingeschlossen oder zerdrückt und mußten von den Mannschaften verlassen werden. Der Gewinn war aber so groß, daß er solche Verluste reichlich aufwog. Von 1770 ab ging der Fang sehr zurück, und während der Napoleonischen Kriege ging von Holland aus nicht ein einziges Schiff nach Spitzbergen. Auch als die Regierung 1814 für jedes Fahrzeug eine Prämie von 4000 Gulden aussetzte und weitere 5000 Gulden versprach, im Falle das Schiff ohne Fang heimkehre, wurde 1815 kein einziges und in den folgenden Jahren nur je ein Fahrzeug ausgerüstet. Damit hatte der holländische Walfischfang bei Spitzbergen sein Ende erreicht.

Etwas länger betrieben den Walfischfang die Hamburger, die ihre Station, wie erwähnt, an der Hamburger Bai hatten. Ihre Wirksamkeit war recht beträchtlich, sie sandten von 1670 bis 1719 nicht weniger als 2289 Fahrzeuge aus, mit denen sie 9976 Walfische fingen. Im Jahre 1802 befanden sich nur 15 hamburgische Schiffe bei Spitzbergen, aber noch 1821 übten die Hamburger dort den Walfischfang aus. Neben Hamburg betheiligten sich noch Altona, Glückstadt, Bremen und einige andere Häfen an der Elbe und der Weser am Fang. Zu erwähnen ist

hier, daß deutſche Harpunierer, und zwar Holſteiner, in großer Zahl und zu hohen Löhnen auf engliſchen Walfiſchfängern beſchäftigt wurden.



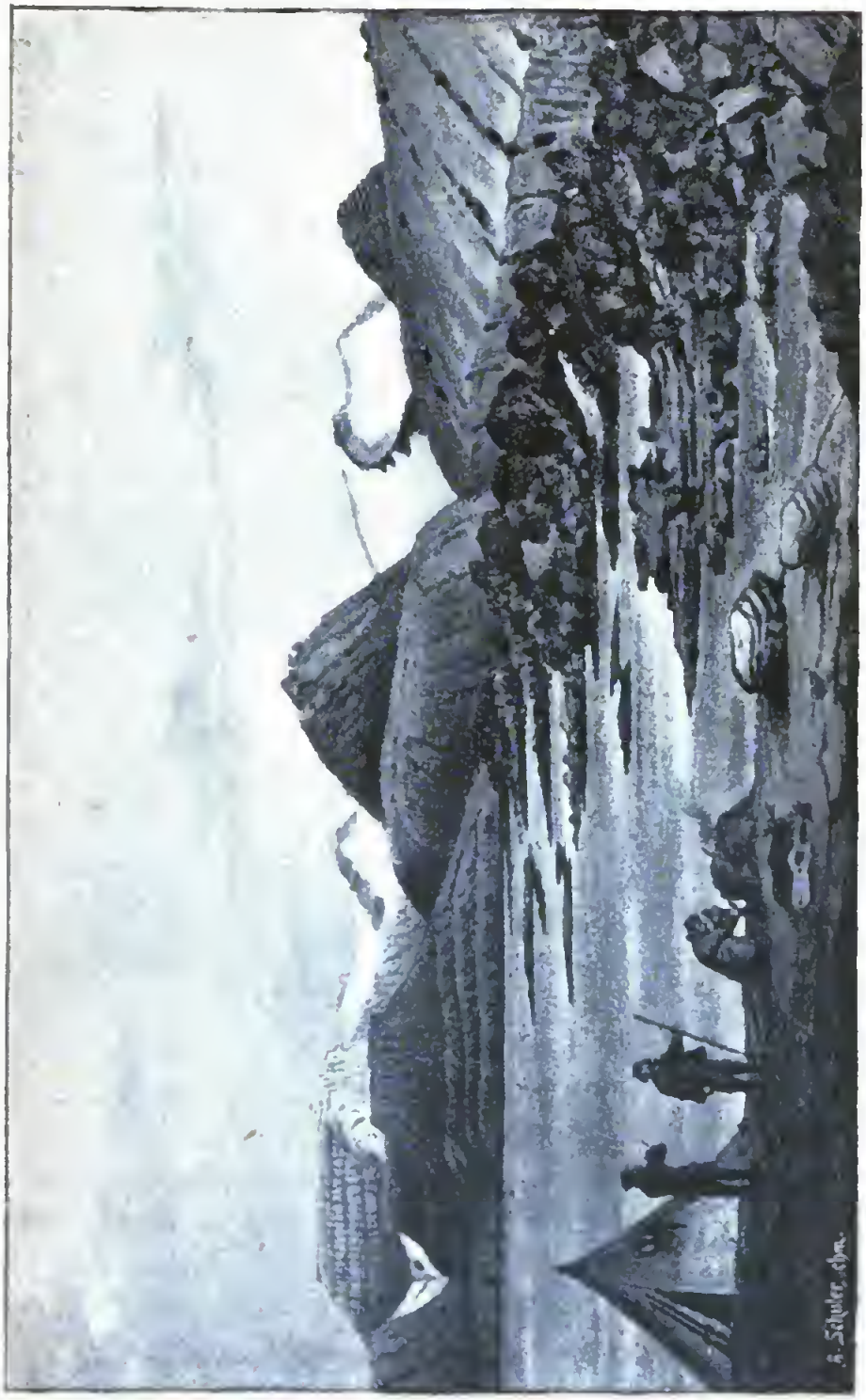
Die Ysbjörenbai auf Spitzbergen im Sommer.

Die Bauten der Holländer auf der Amſterdaminſel ſind längſt zu Schutt zerfallen, und nur noch Reſte von eingeſtürzten Mauern und Grabſteine mit halb verwiſchten Inſchriften legen Zeugniß davon ab, daß in dieſen hohen

Breitengraden einst ein reges Leben und Treiben geherrscht hat.

Von der Jagdthätigkeit der Russen bei Spitzbergen zeugen die „Russenbuden", die noch vor einigen Jahrzehnten von den schwedischen Polarexpeditionen in mehr oder minder zerfallenem Zustande in jedem größeren Fjord angetroffen wurden. Nach diesen Spuren zu urtheilen, umfaßte die Thätigkeit der Russen das vorige Jahrhundert, sowie die ersten Jahrzehnte in diesem Jahrhundert. Die Russen jagten hauptsächlich Walrosse, Seehunde, Rennthiere, Bären und Füchse, und besaßen Hauptstationen, wo sie sich das ganze Jahr hindurch aufhielten. Ihre wichtigste Station während der späteren Zeit ihrer Fangthätigkeit hatten sie auf Stans Foreland am Eingang zum Großen Fjord (Storfjord). Sie war 1815 zuletzt benützt worden und bestand aus zwei größeren und mehreren kleineren Gebäuden.

Bei Smeerenburg befand sich eine russische Station, die eine ununterbrochene Besatzung hatte. Eine Schilderung dieser Station gibt John Bacstrom, der 1780 als Feldscher eine Reise nach Spitzbergen mitmachte, in seinem 1800 in London über diese Reise erschienenen Werke: „Account of a voyage to Spitzbergen in 1780." Der Feldscher der russischen Kolonie war ein Berliner, Namens Dietrich Pochenthal, dem Bacstrom die näheren Angaben verdankte. Die Kaufleute in Archangel, die diese Kolonie unterhielten, rüsteten jedes Jahr ein Fahrzeug mit Befehlshaber, Schiffsführer, Feldscher, Steuermann, Zimmermann, Koch und etwa fünfzehn Mann, mit Waffen und Fanggeräth aus, und dieses Schiff ging im Mai von Archangel ab und traf im Juni oder Juli in Smeerenburg ein. Dort wurde die neue Mannschaft an Land gesetzt, worauf das Schiff nach kurzem Aufenthalt mit der alten Kolonie, sowie der Fracht, die aus Eisbär- und



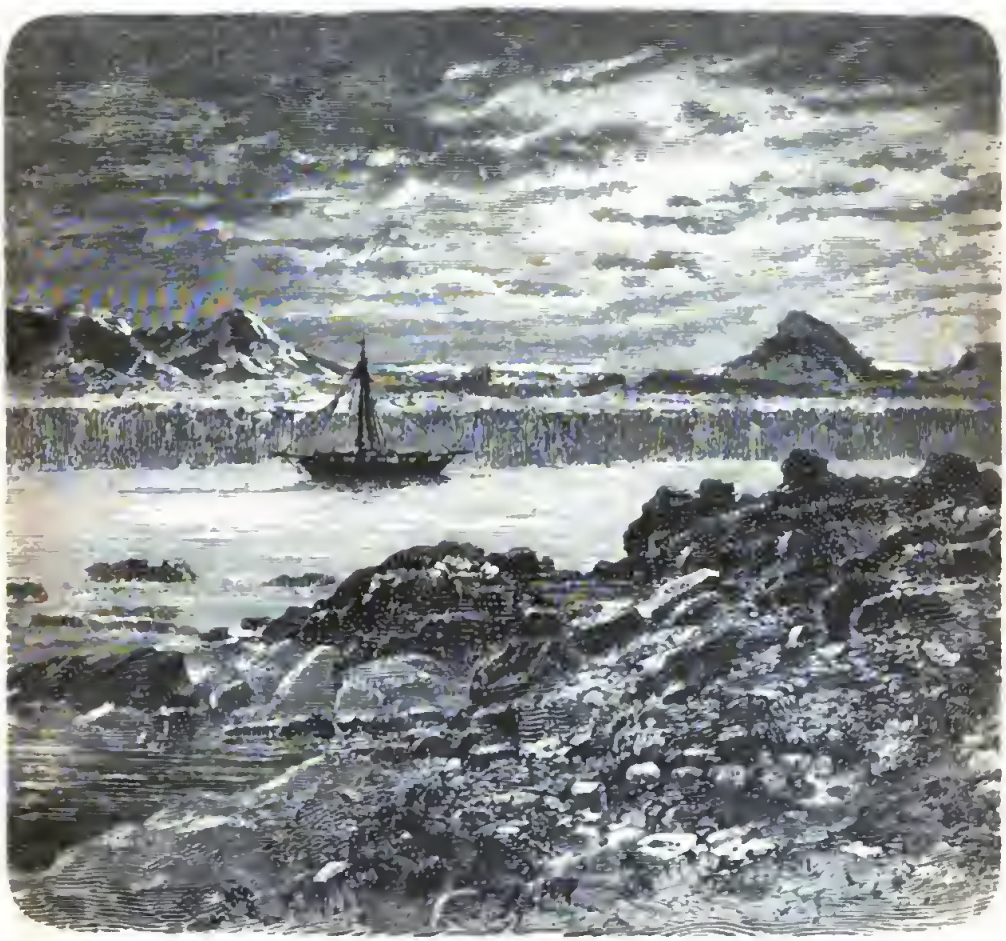
Green Harbour am Eisfjord.

Fuchsfellen u. s. w. bestand, wieder nach Archangel zurückkehrte. Die Wohnung der Kolonie bestand aus zwei großen Räumen, die je fast dreißig Fuß im Geviert hatten, aber sehr niedrig waren. Mitten im Zimmer stand ein runder Ofen zum Brodbacken und Kochen, sowie gleichzeitig zum Heizen. Als Brennmaterial diente das Treibholz, das in Spitzbergen in Massen angetrieben wird. Ein Schornstein führte den Rauch durch's Dach, doch konnte er auch durch eine besondere Röhre in's Nebenzimmer geleitet werden, um Fleisch, Rennthierzungen und Bärenschinken zu räuchern. Der Fußboden bestand aus festgestampfter Erde. Das ganze Gebäude war etwa 60 Fuß lang und 34 Fuß breit, aus 12 Zoll dicken Balken aufgeführt und mit getrocknetem Moos und Theer und Pech so gedichtet, daß keine Kälte eindringen konnte. Diese Bauart entsprach der bei Archangel üblichen.

Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt die abenteuerliche Geschichte von der sechsjährigen unfreiwilligen Ueberwinterung der vier russischen Matrosen, die 1743 an der Ostküste von Spitzbergen ihr Fahrzeug verloren und auf einer kleinen Insel nahe bei Stans Foreland hausen mußten. Von Allem entblößt, stellten sie aus der Wurzel eines angetriebenen Baumstammes einen Bogen und mit Hilfe eines gefundenen Stückes Eisen einige Lanzen her, womit sie einen Eisbären erlegten. Aus dessen Sehnen verfertigten sie Bogenstränge und aus einem andern Stücke Eisen Pfeilspitzen, mit welchen Waffen sie dann eine Menge Rennthiere, Füchse und zehn Bären tödteten. Dank ihrer beständigen Beschäftigung im Freien blieben sie gesund, nur einer von ihnen starb. Die drei Ueberlebenden wurden 1749 gefunden und nach Archangel zurückgeführt, nachdem sie sechs Jahre in der Einsamkeit verbracht hatten.

Eine gleichfalls sehr abenteuerliche Ueberwinterung auf Spitzbergen, und zwar in Green Harbour, hat der Nor-

weger Bräckmö mit seinem 16jährigen Sohn in neuester Zeit durchgemacht. Diese Beiden waren im Sommer 1893 in einem offenen Boote von Tromsö nach Spitzbergen gesegelt, um Rennthiere zu jagen. In jenem Sommer hatte auch der Nordpolfahrer Kapitän Bade aus Wismar



Mitternachtssonne auf Spitzbergen.

seine erste Touristenfahrt nach Spitzbergen unternommen und dabei mit seinem Walfischfängerschiff eine Jagd auf Walfische veranstaltet, um den Reisenden dies seltene Schauspiel vor Augen zu führen. Das erlegte Thier überließ Bade in Green Harbour im großen Eisfjord, an der Westküste von Spitzbergen, dem erwähnten Norweger Bräckmö, der Speck und Barten dieses Thieres in sein

Boot verlud, aber auf der Rückfahrt Havarie erlitt und wieder nach Green Harbour zurückkehren mußte, wo ihn der Winter überfiel. Ein altes umgestülptes Boot diente ihm und seinem Sohne als Wohnung, während sie ihr eigenes schadhaftes Boot als Brennmaterial verbrauchten. Sie lebten nur von Rennthierfleisch und Walfischspeck. Als Bräckmö keine Kugeln mehr besaß, schnitzte er sich solche aus hartem Holz. Die Kämpfe, die die Beiden mit einigen Eisbären zu bestehen hatten, mußten sie ausschließlich mit Messern ausfechten. Als die Polarnacht vorüber war, bauten sie sich aus den morschen Brettern einer inzwischen aufgefundenen alten Hütte ein wunderliches Fahrzeug, mit dem die Todtgeglaubten im Sommer 1894 glücklich wieder in Tromsö eintrafen. —

Die Jagdfahrten der Russen nach Spitzbergen haben schon seit Langem aufgehört. Um das Jahr 1830 waren es nur noch einzelne Unternehmer, sowie das reiche Kloster Solowetskoi am Weißen Meere, die einige Fahrzeuge nach Spitzbergen sandten; seit den vierziger Jahren scheint aber kein russisches Fangschiff mehr dorthin gegangen zu sein, und jetzt sind es ausschließlich Norweger, Fangschiffer aus Tromsö und Hammerfest, die in den spitzbergischen Meerestheilen Seehundsfang treiben. Mit ihren Schiffen gehen sie bis zum Norden von Spitzbergen, und einer dieser norwegischen Schiffer war es auch, der im Sommer 1894 die Wellman'sche Nordpolexpedition, nachdem deren Schiff bei den Sieben Inseln vom Eise zerdrückt worden, nach Tromsö zurückbrachte. Diese norwegischen Schiffer sind also jetzt die einzigen, die zum Zwecke der Seehundsjagd in den spitzbergischen Meerestheilen kreuzen. Dagegen gehen alljährlich Touristenfahrten bis in jene Nordpolargegenden. Der weitgereiste Mann von heute muß nicht nur das helle Kreuz des Südens, sondern auch die Mitternachtssonne leuchten gesehen haben, wenn er für voll gelten soll.

An der Grenze des festen Eises.

Für den Jäger bietet Spitzbergen ebenfalls ein lohnendes Feld. Er kann dort auf Bären und Rennthiere und in den südlicheren Theilen auf die in großen Mengen vorkommenden Schneehühner jagen. Daß die Jagd auf Eisbären nicht so gefährlich ist, wie man sich im Allgemeinen vorstellt, wird von Theilnehmern der Wellman'schen Expedition auf's Neue bestätigt. Der Eisbär ist sehr feige und geht nicht angriffsweise vor. In Fällen, wo das Thier einem Jäger auf den Leib rückt und dieser nicht rechtzeitig zum Schusse kommt, kann sich der Jäger mit Erfolg die Dummheit und Neugier des Bären zu Nutze machen, indem er irgend einen Gegenstand fortwirft. Der Bär nimmt auf jeden Fall eine genaue Untersuchung des hingeworfenen Gegenstandes vor, so daß seinem Gegner Zeit bleibt, ihm eine Kugel auf den Pelz zu brennen oder sich aus dem Staube zu machen.

Es ist eine nicht wenig wechselvolle Vergangenheit, die Spitzbergen hinter sich hat. Die erste Zeit bildete jene Fangperiode, die in rücksichtsloser Zerstörungswuth den gewaltigen Walfisch an der Küste von Spitzbergen ausrottete und sich dann den schwächeren Thieren zuwandte. Darauf begann die wissenschaftliche Arbeit, und zahlreich sind die Expeditionen, die sowohl das Land selbst zum Gegenstand der Forschungen machten, wie auch von ihm aus, wenngleich vergeblich, zum Nordpol vorzudringen versuchten. Heutzutage endlich wenden sich, wie schon erwähnt, die Touristen Spitzbergen zu, als dem nördlichsten Ziel, das sich bisher Vergnügungsreisende gewählt haben. Mit ihren kleinen flinken und bequem eingerichteten Dampfern dringen sie sogar bis nördlich von Spitzbergen zur Grenze des festen Eises vor, das den Pol umgürtet.

Daß aber bei Spitzbergen eine so ungeheure Beute an Thieren gemacht werden konnte, Forschungsreisende dort erfolgreich wirkten und die Sommerpracht dieses arktischen

Landes den Touriſten leicht zugänglich iſt, hat man dem Golfſtrom zu danken, der bekanntlich bewirkt, daß Irland ſo grün iſt, daß in England Heerden weiden, während in Amerika auf gleicher Polhöhe der Erdboden gefroren iſt, und daß in Norwegen auf 70 Grad nördlicher Breite das Korn noch reift. Er erſtreckt ſeinen Einfluß auch bis hinauf zu jenen unwirthlichen Inſeln von Spitzbergen.

Mannigfaltiges.

Ein weißer Sklave. — Die Deportation war von jeher in England ein gebräuchliches Strafmittel; lange vor Gründung der australischen Strafkolonie Neusüdwales sandte man Deportirte nach den nordamerikanischen Kolonien und den westindischen Inseln; ja, man zog mit echt spekulativem britischem Handelsgeiste sogar noch pekuniären Nutzen daraus. Die „weißen Sklaven" — so nannte man die Deportirten — wurden an die Pflanzer zu festen Preisen abgegeben. Weil aber in den Kolonien das bare Geld meist recht knapp war, so nahm die Behörde allerlei Landesprodukte in Zahlung an, nämlich in Virginien Tabak, auf den Inseln Jamaika und Barbadoes Zucker. Ende des 17. Jahrhunderts war auf Barbadoes der Preis für einen arbeitsfähigen „weißen Sklaven" 1150 Pfund Zucker — vermuthlich also ein großes Faß Rohzucker. Auf solche schlaue Weise deckte die Regierung die Kosten des Transports und hatte wohl sogar noch einen hübschen Profit bei dem sonderbaren Geschäft.

Aber nicht nur wirkliche Verbrecher wurden als „weiße Sklaven" verschachert, auch politische Feinde der Regierung, sowie auch solche, welche auf bloßen Verdacht hin dafür gehalten wurden. So geschah es unter der Willkürherrschaft Jakob's II. nach dem mißlungenen Aufstande des Herzogs von Monmouth im Jahre 1685. Furchtbar wüthete die Rache des Königs gegen die Ueberwundenen. Viele, auch der Herzog selbst, wurden hingerichtet und reichlich tausend Unglückliche deportirt, darunter viele angesehene Gentlemen, wie die Historiker übereinstimmend be-

richten, auch manche Unschuldige. So auch ein wohlhabender Gutsbesitzer, Thomas Rigby, der selbst gar nicht am Aufstande Theil genommen, den aber auf die Denunziation eines ihm feindlich gesinnten Nachbarn hin der Vorwurf traf, daß er seinen flüchtigen Vetter, einen Anhänger Monmouth's, nach der letzten entscheidenden Niederlage des Herzogs eine Nacht beherbergt und ihm fortgeholfen habe.

Rigby wurde verhaftet und nach zehnwöchentlicher Einsperrung mit vielen Leidensgefährten auf ein Schiff gebracht, um auf Barbadoes als „weißer Sklave" verkauft zu werden, ebenso wie die Anderen, darunter Offiziere, Advokaten, Geistliche. Während der Haft hatte Rigby von seiner Frau Eleanor und seinen zwei jugendlichen Söhnen nichts gehört, denn jeder Verkehr mit Verwandten war den Gefangenen untersagt, auch jeder Briefwechsel. So segelte er, für's Sklavenloos bestimmt, nach Barbadoes. Er glaubte für seine Lieben auf immer verloren zu sein.

Nach der Ankunft des Transportschiffes im Hafen von Bridgetown, der Hauptstadt der Insel, wurden die Deportirten in einen Schuppen gebracht, wo ein Kommissar des Gouverneurs sie denjenigen Pflanzern zutheilte, welche für den Preis von 1150 Pfund Zucker per Mann Begehren nach solchen weißen Zwangsarbeitern trugen. Rigby erfuhr, daß er an die Besitzerin einer kleinen Pflanzung nahe bei der Stadt verkauft sei. Ein Soldat würde ihn dorthin bringen und gegen Empfangsbescheinigung abliefern.

Mit dem militärischen Begleiter machte er sich auf den Weg, tief traurig, fast an Gott und der Welt verzweifelnd. Es war gegen Abend, als sie das kleine, nette Wohnhaus der Pflanzung erreichten. Da wurde die Hausthür aufgerissen. Eine Dame und zwei Knaben kamen zum Vorschein; sie liefen auf ihn zu und umarmten ihn unter Freudenthränen. Zu seinem größten und freudigsten Erstaunen erkannte er in der Dame seine Frau Eleanor und in den Knaben seine beiden Söhne. Der Soldat wischte sich gerührt zwei Thränen aus den Augen; dann empfing er die Bescheinigung über richtig geschehene Ablieferung und entfernte sich.

„Ist dies Traum oder Wahrheit?" rief Rigby ganz erschüttert.

„Es ist keine traumhafte Täuschung, lieber Thomas!" sprach sie frendevoll.

„Du auf Barbadoes, Eleanor? Und Arthur und George?"

„Ja, Du Lieber! Meine Pflicht ist es ja doch, da zu sein, wo Du bist, Dich nicht zu verlassen in Sorge, Kummer und Noth."

„Wie ist das nur möglich?"

„Sehr einfach ist's! Du bist wieder mein. Um dies durchsetzen zu können, bin ich in aller Geschwindigkeit Pflanzerin in Barbadoes geworden. Seit vierzehn Tagen bin ich mit Arthur und George auf dieser schönen Insel."

„Du hast mich also gekauft?"

„Jawohl — für 1150 Pfund Zucker."

„O Du unvergleichlich kluges und treues Weib!" rief Thomas Rigby.

Er umarmte und küßte wieder und wieder seine Frau.

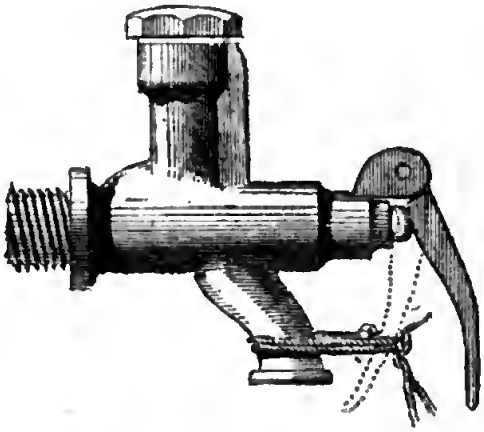
Dann gingen sie in's Haus, wo in einem behaglichen Zimmer ein treffliches Abendessen bereit war.

Eleanor erzählte: „Wie bange Sorge ich um Dich ausgestanden, das ist unbeschreiblich. Ich versuchte es auf jede erdenkliche Weise, mit Dir, als Du in Haft warst, eine Verbindung anzuknüpfen; doch vergeblich war mein Bemühen. Aber durch Bestechung eines Gerichtsschreibers erfuhr ich wenigstens, was mit Dir geschehen solle, nämlich Deine Deportation nach Barbadoes, und daß dies Urtheil unabänderlich sei: Du würdest, wie die anderen Opfer der Tyrannei, als ‚weißer Sklave' verkauft werden. Da erkundigte ich mich genauer über diese Verhältnisse, und nachdem ich einen klaren Einblick in die Sachlage erlangt hatte, beschloß ich, nach Barbadoes zu übersiedeln, Pflanzerin zu werden und Dich zu kaufen. Unser Gut ließ ich in sicherer Verwaltung; ich nahm so viel Geld auf, als voraussichtlich nöthig war, und verschaffte mir auch einen Kreditbrief an einen Kaufmann in Bridgetown. Nach rascher Fahrt kam ich vor vierzehn Tagen hier an. Der Kaufmann, ein angesehener Herr, war sehr gut und freundlich gegen mich, ebenso seine Frau, die mir in jeder Hinsicht behilflich war. Durch ihre Vermittelung wurde ich mit der Gemahlin des Gouverneurs bekannt und

ebenso mit der Gattin des Kommissars. Diese edel gesinnten Damen bewirkten es, daß ich Dich kaufen durfte für 1150 Pfund Zucker. Man weiß es, daß Du kein Verbrecher, sondern das unschuldige Opfer der Tyrannei bist, und so zollte man uns herzliche Theilnahme. Der gesetzlichen Form nach also bist Du mein ‚weißer Sklave' hier, in Wirklichkeit aber der Herr und Gebieter über diese kleine, hübsche, von mir gekaufte Pflanzung."

Das Exil dauerte übrigens nur wenige Jahre. Das englische Volk, überdrüssig der verhaßten Willkürherrschaft des Königs Jakob, verjagte ihn im Jahre 1688. Wilhelm III. kam auf den Thron. Mit vielen Anderen wurde auch Thomas Rigby aus dem Exil zurückberufen. Seine Frau verkaufte die ganze Pflanzung, nur ihren „weißen Sklaven" behielt sie. F. L.

Neueste Erfindungen: Ein automatischer Hahn. Von Paris aus wird neuerdings ein automatischer Hahn in den Handel gebracht, dessen Erfindung einem in der Seinestadt zu Tage getretenen dringenden Bedürfniß entgegenkommt, der aber auch anderwärts für mancherlei Zwecke sich als praktisch bewähren dürfte. Alljährlich im Hochsommer muß nämlich in mehreren Pariser Stadttheilen das Quellwasser der Leitungen zeitweilig durch Seinewasser von sehr zweifelhafter Beschaffenheit ersetzt werden, weil während der größten Hitze der Quellwasserzufluß zu versiegen droht. Die beste Abhilfe würde nun zweifellos darin bestehen, noch weitere ausgiebige Quellen anzukaufen und nach der Stadt zu leiten, wie man das z. B. in Wien gethan hat. Davon wollen aber die Pariser Stadtväter wegen der bedeutenden Kosten nichts wissen, außerdem behaupten die städtischen Ingenieure, daß an jenem Mangel in erster Linie die in den Häusern getriebene Wasserverschwendung Schuld sei. Die Dienstmädchen ließen die Wasserleitungshähne durchweg viel zu lange offen,



Der neue automatische Hahn.

und durch bloße Nachläſſigkeit gingen Unmengen Waſſers verloren. Das wird nun allerdings nicht mehr möglich ſein, wenn man den neuen automatiſchen Hahn anwendet, den ein Herr Andriveau konſtruirt hat und der ihm durch Vermittelung des Pariſer „Office des Inventions nouvelles“ patentirt wurde. Die techniſchen Einzelheiten der Konſtruktion wollen wir dem Leſer erſparen, vielmehr nur die Art und Weiſe angeben, wie dieſer Apparat thätig iſt. Der automatiſche Hahn läßt die betreffende Flüſſigkeit nur ausſtrömen, ſolange man auf den vorderen Hebel drückt, wie das ja auch beiſpielsweiſe bei den Hähnen an den gewöhnlichen Syphonflaſchen der Fall iſt. Er beſitzt aber ferner die Eigenthümlichkeit, daß man die Menge der jedesmal ausfließenden Flüſſigkeit vorher ganz genau feſtſetzen kann. Je nachdem man den Hahn vorher eingeſtellt hat, läßt er nur 5, 10 oder 15 Liter durchlaufen und ſchließt ſich hierauf automatiſch. Man muß alsdann den Hebel loslaſſen und erſt von Neuem auf den oberen Knopf drücken, um wieder die gleiche Flüſſigkeitsmenge zum Ausſtrömen zu bringen. Bei Waſſerleitungen iſt alſo durch dieſen Hahn jede unnöthige Flüſſigkeitsvergeudung unmöglich gemacht. Man mag ſelbſt den Hebel mit einem Bind-

Der automatiſche Hahn an der Waſſerleitung.

faden anziehen und ihn festbinden, so daß er immer offen steht: trotzdem kann niemals auf einmal mehr als die bestimmte Wassermenge hindurchlaufen. F. R.

In blinder Liebe. — „Wohl ihr — aber auch uns!" Sanitätsrath Freiberg, der erfahrene Arzt, flüsterte diese Worte ziemlich erregt einem jungen, erst seit kurzer Zeit in der Stadt ansässigen Kollegen zu, den er vom Friedhofe in seinem Wagen mitgenommen hatte. Beide Herren kamen vom Begräbniß der „Allerwelts-Tante" Wilhelmine, einer schon hoch bejahrten Frau, welche ihr ganzes Leben in der aufopferungsvollsten Thätigkeit für Andere hingebracht hatte. Die Trauer um ihren Tod war deshalb auch allgemein; ein unabsehbarer Zug von Leidtragenden hatte sie zu Grabe geleitet, der Sarg war völlig bedeckt gewesen von Blumen, Kränzen und Palmzweigen; in einer schwungvollen Rede hatte der Prediger die Verdienste der Verstorbenen gepriesen.

Um so mehr erstaunt war Doktor Barner über die Aeußerung seines älteren Kollegen, der ihm während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft zwar als ein etwas schroffer, aber stets wohlwollender und streng gerechter Mann bekannt geworden war.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Sanitätsrath?" begann er zögernd. „Verstehe ich Sie recht —"

„Ja, Sie verstehen mich recht," fiel der Sanitätsrath ein, „wenn Sie aus meinen Worten heraushören, daß ich durchaus nicht einstimme in die Lob- und Trauerlieder, die man heute um die selige Tante Wilhelmine singt. Ich scheue mich sogar nicht, auszusprechen, daß ich es für kein Unglück für unsere Stadt gehalten haben würde, hätte sie vielleicht schon zwanzig oder dreißig Jahre früher das Zeitliche gesegnet."

„Aber Herr Sanitätsrath, ich bitte Sie, die Dame war ja so eine Art Vorsehung!"

Der Sanitätsrath stieß einen tiefen Seufzer aus, der beinahe drollig klang. „Wissen Sie, was sie war? Das Gegentheil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft!' Sie wollte das Gute, hat aber unsäglich viel Unheil angerichtet."

Der junge Arzt begnügte sich jetzt, den älteren Kollegen mit

weit geöffneten Augen und einer bedenklichen Miene anzublicken, und dieser fuhr fort: „Sie glauben mir nicht? Sie meinen wohl, ich hätte eine Voreingenommenheit, einen Haß gegen die gute Alte gehabt und ihr den bis über das Grab hinaus bewahrt. Nun, geliebt habe ich sie allerdings nicht; sie hat mir das Leben und meinen, wie Sie selbst wissen, nicht leichten Beruf unglaublich schwer gemacht; indeß das würde ich ihr noch verzeihen, wäre ihr Thun nur nicht vielen Anderen geradezu verhängnißvoll geworden."

„Bitte, erklären Sie sich näher."

In Sanitätsrath Freiberg's Gesicht zuckte es, die zahllosen Falten und Fältchen schienen ordentlich lebendig zu werden, ein leises, humoristisches Lächeln umspielte den ausdrucksvollen Mund. „Nun wohlan, so will ich einmal ein Todtengericht vor Ihnen als einzigem Zuhörer halten; es wird etwas anders klingen als die Rede des Pfarrers, und stellte ich mich damit auf den Markt, so liefe ich vielleicht Gefahr, gesteinigt zu werden. Und dennoch ist es die Wahrheit, die lautere Wahrheit, das Ergebniß langjähriger Beobachtungen, die ich angestellt habe, weil ich diese Frau so oft auf meinem Wege fand, weil ich beständig und nicht immer erfolgreich gegen ihren unheilvollen Einfluß anzukämpfen hatte.

Als ich meine Praxis hier begann, fand ich Tante Wilhelmine schon in voller Thätigkeit. Sie war sehr jung Wittwe geworden, hatte auch ihr einziges Kind verloren und füllte nun ihr Leben damit aus, daß sie in den ihr verwandten und befreundeten Familien von einem Haus in das andere ging, um Wöchnerinnen und Neugeborene zu pflegen, an den Krankenbetten von Erwachsenen wie von Kindern als helfender Genius zu erscheinen, mit einer Hingebung, einer Selbstvergessenheit, die — beinahe hätte ich gesagt — einer besseren Sache würdig gewesen wäre."

„Aber, verehrter Herr Kollege, kann es eine bessere Sache geben? Heißen wir nicht eine aufopfernde, verständnißvolle Krankenpflegerin als unsere beste Bundesgenossin am Krankenbett willkommen?"

„Eine verständnißvolle, alle Achtung, die hätte ich auch gern gehabt, aber da eben lag der Hase im Pfeffer — das gerade

war Tante Wilhelmine nicht. Ich habe sie oft in meines Herzens Grimm geradezu eine Kindsmörderin genannt."

„O — o!"

„Urtheilen Sie selbst. Die Sterblichkeit der kleinen Kinder in den Familien, in denen Tante Wilhelmine das Scepter schwang, war eine so große, daß es den Leuten hätte auffallen müssen, wären sie nicht gar zu sehr von der Unfehlbarkeit der freiwilligen Helferin überzeugt gewesen. Es ist gar nicht zu sagen, wie sie die unglücklichen kleinen Geschöpfe und nicht minder deren Mütter durch Kamillenthee, dicke Mützen, wollene Tücher, Wärmflaschen, schwere Federbetten gepeinigt und zu Grunde gerichtet hat. Frische Luft, offene Fenster, durch welche das Sonnenlicht hereinfluthete, galten ihr als Todfeinde. Jeder Belehrung, jeder Vorstellung zeigte sie sich völlig unzugänglich. Sie hat manche Mutter und manches Kind in aller Liebe unter die Erde gebracht."

„Aber ließen sich das denn die Leute gefallen?"

„Leider nur allzuhäufig, sie meinte es ja so gut und hatte eine so reiche Erfahrung. Sie hätte eine solche allerdings haben können! Was nützt aber einem Menschen die Erfahrung, der nicht die Gabe der Beobachtung besitzt, dem es an Verstand und geistiger Freiheit gebricht, die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen? Ich kann Ihnen nur sagen, manche Frau, die lange schon im Grabe modert, deren Kinder ohne Mutter aufwachsen mußten, würde vielleicht das Matronenalter erreicht haben, hätte nicht Tante Wilhelmine sie gepflegt; viele Kinder im ersten, zartesten Alter und auch später sind ein Opfer ihrer Zärtlichkeit geworden. Kinderkrankheiten waren gerade eine besondere Spezialität von ihr, und oft genug hat sie den Ansteckungsstoff von Haus zu Haus getragen, denn Vorsichtsmaßregeln in dieser Hinsicht waren ihr auch ein Buch mit sieben Siegeln. Sie kannte überhaupt nur das ‚Pflegen', wenn man krank war; daß es aber noch viel wichtiger ist, sich gesund zu erhalten durch Abhärtung, gesunde Bewegung, Mäßigkeit im Essen und Trinken, dafür hatte sie wiederum kein Verständniß. Sich sehr warm halten und immer essen, was am besten mundete, das war bei ihr der ‚Weisheit letzter Schluß'. Da den Kindern nun Süßigkeiten stets am allerbesten schmecken, so stopfte sie ihnen damit die Taschen voll und

verdarb ihnen die Zähne und den Magen." — Der Sanitätsrath schöpfte einen Augenblick Athem; da sein Zuhörer nachdenklich schwieg, erzählte er weiter: „Sie verdarb an den Kindern aber nicht nur leiblich sehr viel, sondern sie ward auch verhängnißvoll für ihr Herz und ihr Gemüth."

„Aber wie ist das möglich? Sie war bei all' den traurigen Mißgriffen doch gewiß eine seelensgute Frau."

„Ach, Güte — oder sagen wir lieber Gutmüthigkeit, denn die wahre Güte ist doch immer mit Einsicht und Klugheit gepaart — kann im Verein mit Unverstand viel Böses anrichten. Tante Wilhelmine war nicht blos Kranken- und Kinderpflegerin, sie beaufsichtigte die jungen Sprößlinge der ihr befreundeten Familien auch, und wem hätten die beschäftigten Mütter diese lieber anvertrauen sollen, als der guten Tante Wilhelmine?! — So zog sie denn mit einer Schaar von Knaben und Mädchen verschiedenen Alters hinaus in Wald und Feld und leitete sie an, Gutes zu thun — auf ihre Weise. So wurde ein Käfer, der über den Fußsteig laufen wollte, zurückgescheucht, damit er keinen Schaden nehme, überfahren oder zertreten werde. Da aber weder die Tante noch eines der Kinder ein solches Thier anfassen mochten, bediente man sich dazu eines Stöckchens oder Spanes, und im Uebereifer riß man ihm einen Flügel ab. Darüber vergoß die gute Alte natürlich bittere Thränen, und um das arme Thier von seinen Schmerzen und Qualen zu befreien, trat man es todt.

Eine gar wunderliche Ansicht hatte Tante Wilhelmine auch über nützliche und schädliche Thiere. Als letztere betrachtete sie solche, welche die anderen, die guten Thiere, verfolgten oder Gewächsen, welche den Menschen nützten, nachtheilig seien. Nach ihrer Auffassung geschah das Alles aus reiner Bosheit; von der Nothwendigkeit, welche diese Thiere zwingt, hatte sie natürlich keine Ahnung. Sie würde es als eine schwere persönliche Beleidigung aufgefaßt haben, hätte man ihr gesagt, sie handle, wenn sie eine Taube schlachte, rupfe, brate und verzehre, genau so wie der Habicht, nur etwas umständlicher, der auf den Vogel niederstößt und ihn zum Fraß hinwegträgt.

Sah sie eine Fliege im Netze einer Spinne zappeln, so wurde die erstere befreit und die letztere empfing durch den Tod und

die Zerstörung ihres Gewebes die ‚gerechte Strafe' für ihre Sündhaftigkeit. Eine ekelhafte Kröte, vor welcher Tante und Kinder schauderten, packte vor ihren Augen einen unglücklichen, sich jammervoll krümmenden Wurm und schickte sich an, ihn hinunterzuwürgen. Aber schon standen die Rächer der Unschuld bereit. Eines der älteren, beherzteren Mädchen hob auf Geheiß der Tante einen Stein auf und schleuderte ihn nach der Kröte; sie hatte so gut getroffen, daß diese todt war und ihr Opfer mit ihr.

Ein heftiger Wind hatte einen jungen Vogel aus dem Neste geworfen, den einige der Knaben gefunden hatten; sie stritten darüber, ob sie ihn mitnehmen und auffüttern oder in der Nähe des Nestes niedersetzen sollten, damit die alten Vögel ihn dort entdecken und ernähren könnten; da sie sich nicht zu einigen vermochten, riefen sie Tante Wilhelminens Entscheidung an, und diese that den salomonischen Ausspruch: Keines von beiden sei rathsam. Es wäre fraglich, ob die Alten den jungen Vogel wiederfinden würden, derselbe werde also elend verhungern müssen; ihn mitnehmen und seiner Freiheit berauben, sei aber Thierquälerei. Das Beste wäre also, man befreie ihn durch einen schnellen, schmerzlosen Tod von seinen Leiden. Das ließen sich die Buben denn nicht zweimal sagen. Einer von den Größeren riß dem Anderen den Vogel aus der Hand und schlug ihn mit dem Kopf gegen einen Stein. Den Knaben erschienen die zuckenden Bewegungen des blutenden, sterbenden Vogels drollig, die Mädchen aber weinten; Tante Wilhelmine erhob sich jedoch zur sittlichen Höhe und mahnte: ‚Kinder, in dieser einen Hinsicht müßt ihr hart sein. Bedenkt doch nur, daß ihr solchem hilflosen Wesen die größte Wohlthat durch einen schnellen Tod erweist.'

Diese unheilvolle Lehre fiel nun aber auf einen leider nur zu fruchtbaren Boden. Mit wahrem Feuereifer ward von den Buben und selbst manchen Mädchen Jagd auf allerlei Gethier gemacht, um es zu untersuchen und ihm, sobald man irgend ein Leiden zu entdecken glaubte, die Barmherzigkeit eines raschen oder auch langsamen Todes zu erweisen."

Jetzt lachte der junge Doktor laut auf und rief: „O, das ist eine köstliche Logik!"

„Eine tieftraurige," erwiederte der Sanitätsrath ernſt; „die Frau hatte die redliche Abſicht, Gutes zu ſtiften, ſie bildete ſich ein, es zu thun und richtete Verwirrung der Begriffe in der ſchlimmſten Weiſe an. Es iſt für die einſichtsvollen, edel menſchlich denkenden Lehrer kein leichtes Stück Arbeit geweſen und ihnen ſchwerlich bei allen Knaben und Mädchen, die Tante Wilhelmine geleitet, gelungen, aus ihren Herzen die von ihr förmlich hineingepflanzte Rohheit und Mordluſt wieder auszutreiben und ſie zu der Einſicht zu bringen, daß es weder ihr Recht, noch ihre Pflicht ſei, ſich zum Richter aufzuwerfen und Thiere zu tödten, weil ſie nach ihrer Anſicht ſchädlich ſeien. Ich will hoffen, daß die Lehre, man erzeige einem leidenden Geſchöpf immer die größte Wohlthat, wenn man es tödte, keines der jungen Mädchen, die ſie eingeſogen haben, dereinſt zur Giftmiſcherin am Schmerzenslager eines Kranken machen werde, aber Sie müſſen doch zugeben, daß die Konſequenzen derſelben nothwendigerweiſe Mord oder Selbſtmord ſein müſſen. Zur Mörderin iſt nun zwar die unſelige Frau, die wir heute zur Ruhe beſtattet haben, nicht geworden," fügte er leiſer hinzu, „denn ſie hat weder gewußt noch gewollt, was ſie that, aber ſie hat thatſächlich den Tod ihres Mannes und ihres Kindes verſchuldet."

Doktor Barner fuhr entſetzt auf. „Wie denn das?"

„Die nun Verſtorbene hat ihr Liebſtes getödtet aus blinder Liebe," wiederholte der Sanitätsrath. „Sie war kaum ein Jahr verheirathet und ſoeben ihres erſten Kindes geneſen, als ihr Gatte ſchwer an einer Lungenentzündung erkrankte. Sie raffte ſich aus dem Wochenbett auf und beſtand darauf, ſie und Niemand anders könne und dürfe ihn pflegen. Sie ließ auch das ſehr ſchwache Kind in das Krankenzimmer bringen, denn ſelbſtverſtändlich konnte auch dieſes Niemand ſo warten, wie ſie ſelbſt. Da ihre Kräfte zu dem, was ſie ſich vorgeſetzt hatte, natürlich in keiner Weiſe ausreichten, ſie aber allen Mahnungen unzugänglich blieb, ſo war natürlich die Pflege und Wartung der beiden Patienten eine vollſtändig unzulängliche, und das Leiden Beider machte unter ihrer ‚Pflege' raſche Fortſchritte. Das Ende war, wie es ſein mußte: nach kurzem Krankenlager ſtarb der Mann; wenige Stunden ſpäter auch das Kind. Natürlich beklagte ſie nun in ihrem ganzen

ſpäteren Leben das als eine Härte und Grauſamkeit des Schickſals, was doch ihre eigene Verblendung und blinde Liebe verſchuldet hatte.

Ich bin öfter verſucht geweſen, ihr einmal die Wahrheit zu ſagen, um ihr zu zeigen, welche Folgen ihre unvernünftige Liebe mit ſich bringt, habe es jedoch unterlaſſen. Sie würde mir nicht geglaubt haben, und hätte ſie es gethan, ſo wäre ſie wohl gar ein Raub ihrer Selbſtvorwürfe geworden, ohne weiteren Nutzen daraus zu ziehen. Denn es iſt eben das Weſen ſolcher Frauen, die gedankenlos und im blinden Eifer Gutes ſtiften wollen, daß ſie nie die Dinge im Zuſammenhange zu betrachten und nie aus der Erfahrung zu lernen vermögen.

Doch, da ſind wir am Krankenhauſe," ſchloß er, als der Wagen hielt. „Und ich ſage jetzt nochmals von Frau Wilhelmine: Wohl ihr — aber auch uns!" Dr. K. Ruß.

Ein Schiff im Eismeer. — Die „Hope", Kapitän Brighton, welche jenſeits des Kap Horn im Stillen Meere auf dem Walfiſchfange war, gerieth am 22. September 1860, Abends um 9 Uhr, infolge eines Sturmes an eine Reihe von Eisbergen. Eine halbe Seemeile vom Schiffe war eine unabſehbare Kette von ungewöhnlich hohen, ſchneebedeckten Gipfeln ſichtbar, und wohin das Auge drang, ſtarrte Alles von rieſigen Eismaſſen, welche andeuteten, daß der Ozean in dieſer Gegend ganz und gar unzugänglich und geſchloſſen ſei. Kapitän Brighton ordnete ſtrenge Wachſamkeit an, die ganze Mannſchaft ſtand auf dem Verdecke, um den erſten günſtigen Wind, der ſich in der Regel um Mitternacht aufmacht, zu benutzen. Denn bei längerem Verharren in dem Eishafen konnte der Schreckensfall eintreten, daß die Eisberge beweglich wurden, ſich zuſammendrängten und den Walfiſchfahrer ſo einkeilten, daß er bis zur milden Jahreszeit und vielleicht bis ans Ende der Welt eingefroren blieb. Wirklich erhob ſich um Mitternacht der Wind mit Macht; zugleich gab es ein heftiges Schneegeſtöber. Plötzlich erſcholl ein donnergleiches Rollen, und das furchtbare Krachen der Eisberge erfüllte die Schiffsmannſchaft mit Grauen und Entſetzen. Dieſer Lärm deutete an, daß die ſtarren Eismaſſen in Bewegung geriethen. Die „Hope" ward durch anprallende Schollen von heftigen Stößen

heimgesucht, ein Ausweg aus dem wogenden Eislabyrinth schien mit einem Schlage eine Unmöglichkeit werden zu wollen. Unter Gefühlen, welche sich nicht beschreiben lassen, verstrich der Mannschaft die Schreckensnacht. Nach Tagesanbruch legte sich der Sturm, und die Mannschaft athmete wieder auf, als sich jetzt ergab, daß das Schiff keinen Schaden von Belang genommen hatte. Auffallend war auch die Erscheinung, daß die Eismassen, welche am vorigen Abende noch als ein undurchdringliches Gebirgs-Festland dastanden, sich jetzt in zahllose schwimmende Eilande aufgelöst hatten. Gegen Mittag rief der im Fockmast auf dem Ausguck befindliche Matrose: „Ein Schiff in Sicht!" Noch konnte Kapitän Brighton wegen der zwischen der „Hope" und dem angezeigten Schiffe schwimmenden Eisberge nur die Spitzen der Mastbäume sehen; bald jedoch kam auch der Rumpf des Schiffes zum Vorschein. Die ganze Mannschaft wunderte sich höchlich über die seltsame Weise, wie die Segel aufgehißt waren, und über den kläglichen Zustand des Takelwerks überhaupt. Nachdem das fremde Fahrzeug einige Faden Länge vom Winde getrieben worden, gerieth es wieder an einen Eisberg und stand fest. Jetzt war Niemand mehr im Zweifel, daß das Schiff von der Mannschaft verlassen sei. Um so gespannter war der Kapitän. Ein Boot wurde in die See gelassen, und Brighton fuhr mit einigen Matrosen an Bord des fremden Schiffes. In der Nähe desselben gewahrte der Kapitän sogleich, daß das Takelwerk durch den Zahn der Zeit oder durch einen heftigen Sturm furchtbar gelitten hatte. Auf dem Verdecke, welches hoher Schnee bedeckte, war kein lebendes Wesen zu sehen. Brighton rief mehrmals laut an — keine Antwort! Die Matrosen legten mit dem Kapitän an. Seine Aufmerksamkeit wurde von einer Stückpforte in der offen stehenden Kajüte gefesselt. Als er durch das Fenster blickte, gewahrte er einen Mann, welcher aufrecht auf einem Stuhle vor einem kleinen Tische, auf welchem ein Loggbuch nebst Federn und Tintenfaß sich befanden, saß. Die Dämmerung, welche in der Kajüte herrschte, ließ ihn nichts weiter erkennen. Jetzt stieg der Kapitän mit den Matrosen an Bord. Nachdem Schnee und Eis so weit bei Seite geschafft waren, daß man in der Kajüte vordringen konnte, traten die Walfischfahrer mit schwerem Herzen

ein. Zuerſt ward der vor dem Tiſche ſitzende Mann aufgeſucht. Allen ſtanden die Haare zu Berge, denn der Sitzende blieb unbeweglich, und der ihm zugerufene Gruß verhallte ohne Antwort. Als Brighton näher an ihn herantrat, überzeugte er ſich, daß er es mit einer Leiche zu thun habe. Lippen, Stirn und Augen waren grünlich angelaufen. Der Erſtarrte mochte ein Dreißiger ſein. In der Hand hielt er eine Schreibfeder, und das Loggbuch lag vor ihm aufgeſchlagen. Der letzte Satz lautete: „17. Jan. 1823. Wir haben heute den einundſiebenzigſten Tag, ſeit wir von Eisbergen eingeſchloſſen wurden.... Trotz aller Mühe ging das Feuer geſtern Abend aus, und unſeres Kapitäns Verſuche, es wieder anzumachen, ſchlugen fehl. Seine Frau iſt heute Früh geſtorben; desgleichen fünf Matroſen.... Keine Hoffnung mehr!" — — —

Entſetzt verließ Kapitän Brighton mit ſeinen Leuten den Schreckensort. Als ſie in die Kapitänskajüte kamen, fiel ihnen zuerſt die Leiche einer Frau auf dem Bette auf: ihr Geſicht trug noch die Friſche des Lebens; nur die krampfhaft zuſammengezogenen Gliedmaßen ließen auf den Kampf ſchließen, den ſie mit dem grauſen Tode gekämpft. Neben ihr lag ein Mann auf dem Boden, der in der einen Hand einen Feuerſtahl, in der anderen einen Stein hielt. In den Hängematten fanden ſich mehrere erfrorene Matroſen, an der Treppe lag ein todter Hund. Nirgends fand man noch ein Reſtchen von Lebensmitteln.

Gern hätte Kapitän Brighton das Schiff genauer unterſucht; der paniſche Schrecken und der Aberglaube ſeiner Matroſen ließen es jedoch nicht zu. Nur das Loggbuch nahm er mit, und aus dieſem ergab ſich die Fahrt des Schiffes, ſeit es von Lima aus in See ging; auf dem Titelblatte ſtand der Name „Jenny" von der Inſel Wight. Vierzig Jahre faſt hatte es im Eiſe feſtgelegen. C. T.

Ein Schmuckfiſch und ſeine Zucht in der Häuslichkeit. — Gewöhnlich werden bei uns nur Goldfiſche in Zimmeraquarien gehalten, und doch gibt es einen Schmuckfiſch erſten Ranges, der ſich viel mehr dazu eignet und ſich mit Leichtigkeit züchten läßt. Es iſt der durch ſeine Farbenpracht ausgezeichnete, bis zu 10 Centimeter lang werdende Großfloſſer oder Makropode

(Macropus venustus). Zur Aufnahme eines Pärchens dieſer reizenden Fiſche eignet ſich am beſten ein Kaſten aus Metall und Glas von 30 Centimeter Länge, 20 Centimeter Höhe und 20 Centimeter Tiefe. Man füllt auf ſeinem Boden eine 3 bis 5 Centimeter hohe Sandſchicht, bringt in der Mitte einen Tropfſteinfelſen und rings herum recht viele, theils ſchwimmende, theils wurzelnde Waſſerpflanzen an und gießt den Kaſten dann 15 Centimeter hoch mit Waſſer voll. Man füttert die Makropoden, die man zum Preiſe von etwa 5 Mark für das Paar durch die größeren deutſchen Fiſchzüchtereien beziehen kann, für gewöhnlich mit kleinen Fiſchchen, Flohkrebſen, kleinen Egeln und dergleichen. Während des meiſt im Juli ſtattfindenden Niſtens — denn ſie gehören zu den intereſſanten neſtbauenden Fiſchen — und ſpäter in der kalten Jahreszeit gebe man ihnen abwechſelnd geſchabtes, nicht in Stücke gehacktes Rindfleiſch und friſche oder getrocknete Ameiſenpuppen und dergleichen. Als Füllung des Baſſins iſt Fluß-, Brunnen- oder Waſſerleitungswaſſer für die Makropoden gleich zuträglich, wenn es nur vorher einige Stunden in der Sonne geſtanden hat. Daſſelbe muß mit dem Waſſer geſchehen, das man zum Nachfüllen des verdunſteten zugießt. Der Unrath braucht nicht entfernt zu werden, da er den Pflanzen als Dünger dient, nur grobe Futterreſte entferne man mit einem unten trichterförmig erweiterten Heber. Vortrefflich ſorgen auch Waſſerſchnecken, die man hineinſetzt, für Reinigung des Aquariums, das man möglichſt viel in der Sonne ſtehen läßt. Auch darf die Stubenwärme niemals unter 10 Grad Réaumur ſinken. Während der Laichperiode, die bis gegen den September dauert, laicht das Weibchen alle vier Wochen oder noch öfter, ſo daß auf ein einziges Paar im Jahre an 3000 Junge kommen. Der Züchter muß aber ſchon froh ſein, wenn er etwa 10 davon durchbringt. Späteſtens 14 Tage nach dem Ausſchlüpfen der jungen Fiſche müſſen ſie jedesmal von den Alten getrennt werden, da ſonſt nicht nur der unnatürliche Vater ſie auffrißt, ſondern auch die Mutter mit Gier nach ihnen ſchnappt. Man nimmt am zweckmäßigſten die beiden Alten jedesmal heraus und gibt ſie in ein anderes, vorher vorbereitetes Aquarium, wodurch die nächſte Hecke nur unbedeutend verzögert wird, während die Jungen der vorigen ſicher und gut

gedeihen, wenn man sie mit ganz wenig sehr fein geschabtem, magerem und mit Wasser angeriebenem Fleisch, einem Mehlwurm oder dem ausgedrückten Inhalt von frischen Ameiseneiern füttert.

Bei sorgsamer Pflege werden die Großflosser recht bald sehr zutraulich, so daß man viele Freude an ihnen haben kann. Sie kommen herbei, sobald der Pfleger naht, und nehmen ihm das Futter aus der Hand; nur während der Nistzeit sind sie aufgeregt und bösartig. Der Großflosser läßt sich auch in Teichen züchten, wenn sie mit dichtem Pflanzengewirr bestanden sind, nur muß man sie dann im Herbst ablassen, um die ganze Zucht für den Winter in große Fässer zu bringen. Die Makropoden stammen aus China, wo sie aber auch nicht mehr freilebend, sondern nur als gezüchtete Hausthiere, als Schmuckfische vorkommen. Sie sind Schlammfische und gehören zu den kräftigsten und ausdauerndsten Arten; nur zu frisches Wasser und rasche und bedeutende Temperaturschwankungen, sowie überhaupt zu geringe Wärme vermögen sie nicht zu ertragen. F. R.

Auch eine Entführung. — James Blackford war ein wohlhabender Farmer, dessen Besitzung in der Nähe von Santa Barbara, einer Hafenstadt des südlichen Kaliforniens, lag. Der erst fünfundzwanzigjährige Mann hätte sich für sein Leben gern verheirathet, zumal sich ihm in der Nachbarschaft die allerbeste Gelegenheit dazu bot; doch seine Blödigkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber ließ ihn nicht dazu kommen, seinen Antrag an der betreffenden Stelle anzubringen, obgleich er sich sagte, daß er sich voraussichtlich keinen Korb holen würde. Die Begehrte hieß Nelly Thompson und war die Eigenthümerin großer Weinberge, die sie vor Kurzem von ihren verstorbenen Eltern geerbt hatte. Da beide Güter nur wenige Meilen voneinander entfernt lagen, so kannten sich Nelly und James von Jugend an und die gegenseitige Zuneigung datirte schon von der frühesten Kinderzeit her. Seitdem sie erwachsen waren, hatte James die Nachbarin bei jeder sich bietenden Gelegenheit sehr ausgezeichnet, und dadurch allen Ernstes zu verstehen gegeben, daß sie seine Herzenskönigin sei; bei einer solchen mehr oder weniger stummen Verehrung war es aber auch geblieben.

Wohnte der Dame, einer echten Amerikanerin, auch die er-

forderliche Thatkraft und Umsicht inne, um ihr Besitzthum allein verwalten zu können, so machte sich doch das ganz erklärliche Verlangen bei ihr geltend, ihr Scepter Denjenigen fühlen zu lassen, den sie als Gemahl haben wollte, der aber leider nicht die Initiative ergreifen zu wollen schien, die zu diesem Ziele einzig nur führen konnte. Bei allen Bekannten und sonst weit und breit galt es als ausgemachte Sache, daß James und Nelly ein Paar werden würden, und das Gerede darüber konnte selbstverständlich der Letzteren nicht gleichgiltig sein, zumal sich in letzter Zeit das Gerücht verbreitete, eine Tante Blackford's, der die Unschlüssigkeit des Neffen bekannt war, habe ein anderes, sehr reiches Mädchen für ihn in Aussicht genommen und sie wolle, wie es hieß, in Kürze mit der Verwirklichung dieses Planes vorgehen. Wenn sich dies so verhielt, woran Nelly um so weniger zweifeln durfte, als James offenbar zurückhaltender geworden, so war der Zukünftige, den sie erträumt, ihr jedenfalls verloren. Demnach mußte sie, sollte einem solchen Ausgange vorgebeugt werden, Maßregeln ergreifen, die ihr den gewünschten Gatten sicherten, derart sicherten, daß er sich nicht mehr zurückzuziehen vermochte. Um dies zu vollbringen, war sie übrigens die geeignete Person und Energielosigkeit durfte man ihr am wenigsten vorwerfen, davon hatte sie schon mehrfach Beweise geliefert. So war auch in diesem Falle ein Plan sofort erdacht und die Ausführung desselben folgte auf dem Fuße.

Von ihren Leuten wählte sie vier handfeste Männer aus, die beauftragt wurden, in einer stockfinsteren Nacht hinüber nach der Farm Blackford's zu fahren, sich Eingang in das Schlafzimmer des Besitzers zu verschaffen und diesen zu entführen. Die ausgesuchte Mannschaft that, wie ihr geheißen. Das Fuhrwerk in der Nähe des Gehöfts stehen lassend, schlichen die Leute geräuschlos in das unverschlossene Haus, drangen in das Schlafzimmer Blackford's und bemächtigten sich, ihm einen Knebel in den Mund steckend, mit Leichtigkeit des aus tiefem Schlafe Erwachten, der sich in einem großen Sacke befand, ehe er überhaupt wußte, was mit ihm geschah. Die Leute nahmen das gewichtige Packet, nachdem es gehörig verschnürt worden, auf die Schultern und eilten damit dem Wagen zu. In Zeit von zwei

Stunden war das ganze Werk vollbracht, und James ſaß eingeſperrt in einem feſten und gut bewachten Zimmer des Thompſonſchen Gutshauſes. Nelly ließ ſich nicht ſehen, ſondern ſandte ihm nach einiger Zeit einen Brief, in welchem ſie unverblümt erklärte, dieſe von ihr in Scene geſetzte Ueberrumpelung ſei gleichbedeutend mit einem Heirathsantrage, zu welchem er ſelbſt ſich ja nie habe entſchließen können. Des ewigen Harrens müde und befürchtend, daß er ihr von anderer Seite fortgekapert werde, habe ſie zu dieſem Gewaltakt ihre Zuflucht nehmen müſſen. Da ſie, ſo ſchloß das Schreiben, jedoch nie etwas halb thue, ſo werde er hinfort ihr Gefangener bleiben, bis eine geſetzmäßige Trauung ſtattgefunden habe, die, ganz nach ſeinem Belieben, ſofort erfolgen oder auch hinausgeſchoben werden könne. Zu bedenken müſſe ſie ihm jedoch geben, daß ihm während der Dauer der Gefangenſchaft nur Brod und Waſſer gereicht werden würde.

James konnte nach dieſen Mittheilungen nicht gut im Zweifel darüber ſein, was ihm bevorſtand, da ihm die Thatkraft Nelly's genugſam bekannt war. Ueberdies durfte er auf keine etwaige Hilfe von außen rechnen, denn das ganze Unternehmen war ſo eingefädelt und durchgeführt, daß Niemand ahnte, wohin der junge Farmer gerathen ſein konnte. Erſchien ihm die Art und Weiſe der Bewerbung um ſeine Hand auch etwas emanzipirt, ſo dachte er als echter Yankee doch nicht zu ſkrupulös in dieſem Punkte. Nach reiflicher Ueberlegung wollte es ihm ſogar erſcheinen, daß ein Uebelnehmen oder ſogar Widerſetzen durchaus nicht angebracht ſei, vielmehr müſſe ihm ein ſolches Entgegenkommen die größte Freude bereiten, indem es ihn dem ſo läſtigen Anhalten überhoben habe. Was die Sache aber vor Allem in ein günſtiges Licht ſtellte, war der Umſtand, daß er es auf ſeine Entführerin von jeher abgeſehen hatte; die Pläne der Tante fanden keineswegs ſeinen Beifall.

Als ihm nach geraumer Weile ſein Kerkermeiſter die erſte Ration Brod und Waſſer verabreichte, erbat er ſich Papier und Feder, was ihm auch ſogleich gebracht wurde. Er erklärte ſich mit dem Heirathsprojekt Nelly's vollkommen einverſtanden, nur möge ſie Sorge tragen, daß die Trauceremonie unverzüglich in's

Werk geſetzt werde, da wichtige Wirthſchaftsangelegenheiten ſeine Anweſenheit auf ſeiner Beſitzung erforderlich machten.

Die energiſche Schöne hatte ihren Zweck erreicht — in einer Stunde war der Friedensrichter zur Stelle, und James und Nelly durften ſich noch ſelbigen Tages als glückliches Ehepaar betrachten. O. v. Brieſen.

Murillo's „Fruchtverkäuferin". — Murillo, der größte ſpaniſche Maler aller Zeiten, empfing eines Tages den Beſuch eines der reichſten Kaufherren von Sevilla, der ihn erſuchte, ihn nach dem Marktplatz zu begleiten, wo er ihm eine ſchöne Zigeunerin zeigen werde, deren Bildniß er von ihm gemalt haben wolle. Der Künſtler leiſtete der Aufforderung Folge, fand ein ungefähr ſechzehnjähriges Mädchen, das vor einem Korbe ſitzend Früchte feilbot, und erklärte ſich bereit, den Auftrag auszuführen, forderte indeß hundert Goldſtücke dafür. Der Preis wurde ihm zugeſagt, und er ging nun zu den ihm von dem Beſteller genannten Angehörigen des Mädchens, einem Oheim und deſſen Sohn, um die Erlaubniß zu erhalten, daß ihm das Mädchen zu dem Gemälde ſitze. Nachdem ſie einig geworden, und die erſte Sitzung für den nächſten Tag vorbereitet worden war, entfernte ſich der Künſtler, war aber ſehr erſtaunt, als ihm der junge Zigeuner bis in ſeine Wohnung folgte, wo er ihn um eine Unterredung bat, die ziemlich lange währte.

Schon die erſte Skizze ließ ein Meiſterwerk erwarten, der Kaufherr, der kam, um ſich nach den Fortſchritten der Arbeit zu erkundigen, war entzückt davon, gerieth aber vor Schreck und Zorn ganz außer ſich, als Murillo ihm erklärte, er werde ihm das Bildniß nicht unter ſechshundert Goldſtücken malen. Unter Toben und Flüchen nannte er den ganzen Handel null und nichtig und lief davon. Am anderen Tage hatte er ſich jedoch eines Beſſeren beſonnen, freundlich, als wären ſie im beſten Einverſtändniß geſchieden, kam er wieder in des Meiſters Werkſtatt und ſagte, er ſei erbötig, die ſechshundert Goldſtücke zu zahlen. Hatte ſich der Kaufherr die Sache überlegt, ſo hatte dies der Künſtler inzwiſchen auch gethan und den Preis für ſeine Arbeit auf tauſend Goldſtücke geſteigert. Neue Wuthausbrüche des Beſtellers, diesmal kehrte er indeß ſchon nach ganz kurzer Zeit zu-

rück und erklärte ſich auch mit der neuen Forderung einverſtanden. Es mußte ihm doch ſehr viel an dem Beſitz des Bildes gelegen ſein und er mochte fürchten, der Maler könne, wenn er länger zögere, abermals den Preis erhöhen. Zur größeren Sicherheit beider Theile wurde nun aber ein ſchriftlicher Kontrakt aufgeſetzt und unterzeichnet, und das Gemälde rückte ohne weiteren Zwiſchenfall der Vollendung entgegen. Es ward eines der ausgezeichnetſten Werke des Meiſters, Alle, die es ſahen, waren entzückt davon und nicht zum Wenigſten der Auftraggeber. Ohne Murren zahlte er den bedungenen Preis. Murillo ſtrich das Geld ein und ſagte dann mit feinem Lächeln zu dem Kaufherrn: „Sie haben jetzt das Bild, ich das Geld, Señor; ſo weit wäre unſere Angelegenheit in Richtigkeit, ich möchte Sie nur über einen kleinen Irrthum aufklären. Sie haben mit dem Oheim des Mädchens um dieſes gefeilſcht und wollen es durch Vermittlung eines Piraten nach Tunis als Sklavin verkaufen, das Bild ſoll als Lockſpeiſe dienen. Ihr Angebot hat dem alten, ſchlauen Zigeuner zwar gefallen, das meinige gefiel ihm jedoch noch beſſer. Sein Sohn und das Mädchen lieben ſich; ich fand es für angemeſſen, die jungen Leute miteinander zu verheirathen und Sie den Kaufpreis an den habſüchtigen Oheim, wie die Ausſteuer zahlen zu laſſen. Das war der Grund, weshalb ich den Preis erhöhte, die tauſend Goldſtücke haben gerade dafür ausgereicht. Hier iſt das Brautpaar, der Oheim und der Prieſter, beliebt es Ihnen, einer der Trauzeugen zu ſein?"

Mit dieſen Worten öffnete er die Thür eines Nebenzimmers, wo die Genannten verſammelt waren. Der Ueberliſtete nahm ſein Bild und entfernte ſich ſchäumend vor Wuth, während die Trauung in Murillo's Wohnung vollzogen ward. Der Kaufmann verkaufte das Bild ſpäter um die Hälfte des von ihm bezahlten Preiſes, ohne zu ahnen, welche ungeheure Summe die Nachwelt für Murillo's „Fruchtverkäuferin" zahlen würde.

Die Rohrlieferanten. — Eins von den Materialien, das uns die Tropen liefern und das bei uns die verſchiedenartigſte Anwendung findet, iſt das Rohr oder, wie es der Malaie, aus deſſen Heimath wir es beziehen, nennt, der Rotang. Das Rohr begleitet uns durch das ganze Leben. Mit dem „ſpaniſchen Rohr"

erziehen wir die widerſpenſtige Jugend, das Bambusſtöckchen, nichts Anderes als ein Rotangſproß, erfreut als Spazierſtock den Jüngling, das Rotang-Billardqueue dient dem verbreitetſten Spiel der Männer. Die Hälfte unſeres Lebens ſitzen wir auf „Stuhlrohr", einem Rotanggeflecht, und in Rotangkörbe bergen wir unzählige Bedürfniſſe des Lebens. Auch der Peitſchenſtiel, die Angelruthe und tauſend andere Dinge ſind oftmals aus Rotang gefertigt.

Woher ſtammt nun das Rohr? Die Antwort auf dieſe Frage dürfte vielfach Verwunderung erregen, denn ſie lautet: Von einer Palmengattung. Wir ſind gewöhnt, bei den Palmen an etwas Schlankes und gerade Emporſtrebendes zu denken; von dieſem Bilde aber weichen diejenigen Palmen, welche das Rohr liefern, völlig ab, denn es ſind Klimm- oder Kletterpalmen. Wie ſchon der Name ſagt, ſteigen dieſe Palmen nicht ſtolz empor, ſondern wie gewaltige Ankertaue liegen die langen, gewundenen Stämme auf dem Boden, wie Schlangen kriechen ſie an den Bäumen empor, wie Guirlanden hängen ſie aus den Kronen herab. Hoch oben an dem ſtützenden Baum, dem Stamm angeſchmiegt, ſitzt, wie ein an die Bruſt geſtecktes Bouquet, ein Bündel mächtiger Blätter. Sie ſind es, die uns die Zugehörigkeit auch dieſer klimmenden Pflanzen zur Familie der ſchlanken Palmen verrathen. Viele hundert Fuß lang werden die Stengel, meiſt dicht mit Stacheln und Blattſchneiden beſetzt, faſſen ſie den Baum, der ſich ihnen entgegenſtellt, mit ihren Stacheln und kriechen an ihm empor. Sie lehnen ſich an ihn an und ſchmiegen ſich an ſeine Aeſte, bis zum Gipfel klimmend, und von der Höhe ſenden ſie alsdann ihre Blätter herab, deren lange Mittelrippe, oft ein Meter und darüber über die Enden hinausragend, nicht ſelten mit zahlreichen, zurückgebogenen Widerhaken beſetzt iſt und Alles erfaßt und feſthält, was in ihr Bereich kommt: Pflanzen und Thiere.

Im malaiiſchen Archipel, auf den kleinen und großen Sundainſeln, ſind dieſe werthvollen Schlingpalmen zu Haus, der Urwald iſt ihre Stätte. Daher ſind es namentlich die noch mit unendlichen Wäldern bedeckten Inſeln Sumatra und Borneo und die Halbinſel Malakka, die eine ſchier unverſiegbare Quelle der

Rotang bilden. Dort, wo sie sich ungehindert entwickeln können, besonders am Waldrande, bilden die Klimmpalmen oftmals dicke, fast undurchdringbare Wände und Mauern, im dunklen Walde aber streben sie empor an's Licht und oft schaukelt sich ihr leichtes Blattbüschel droben über den Baumkronen im lichten Glanze der Sonne. Fast stets ist ihr Stamm auf lange Strecken von gleicher Dicke und dies erhöht den tauartigen Eindruck, den sie machen. Nur selten werden sie dicker als zehn Centimeter, meist ist ihr Stamm verhältnißmäßig dünn, immer aber infolge eines ganz außergewöhnlichen Reichthums an Bastfasern sehr biegsam und fest. Dies und ihre beträchtliche Widerstandskraft gegen Fäulniß ist der Grund, warum sie in ihrer Heimath und auch bei uns so vielfache Verwendung gefunden haben.

Auf dem malaiischen Archipel benutzt man die stärkeren Arten zum Bau schlanker Brücken, zu Fährtauen und Strickleitern, die schwächeren zu mannigfachem Flechtwerk und ganz allgemein an Stelle unseres Bindfadens. Zu diesem Zweck werden die Stengel in schmale, bandartige Stücke gespalten, denen man alsdann die gewünschte Breite gibt. Fast keine Hütte, kein Boot, kein Zaun ist ohne Rotang — wie der Malaie, wie schon bemerkt, die Klimmpalme nennt — gebaut, die meisten Körbe sind aus Rotang geflochten, die elastischen Stöcke, an denen die Kulis je zwei dieser Körbe, den einen vorn, den anderen hinten tragen, sind im Feuer gebogene Rotangstöcke und auch die Hüte, die sie auf dem Kopfe tragen, sind aus Rotang gefertigt. Aus Bambus und Rotang baut der Javane seine Hütte, mit Rotang bindet er die Balken und mit ihm befestigt er das Dach aus Palmblättern, den Atah. Interessant ist die Art und Weise, wie man aus Rotang auf Sumatra Fischkörbe herstellt. Man nimmt die mit Widerhaken besetzten Fortsätze der Blattmittelrippe und bindet sie zu sechs bis zehn Stück im Kreise an einen runden Reifen an. Oben befestigt man einen Köder und legt dann die Körbe in das Wasser. Der Fisch kann wohl in die cylindrischen Körbe hinein, aber wegen der Widerhaken nicht wieder aus ihnen heraus.

Die Eingeborenen treiben mit dem Rotang einen lebhaften Handel. Mit dem Golok oder Piso, kurzen Messern, bewaffnet ziehen sie, nach den Angaben Professor Tschirch's, in den Wald

und ſuchen dort die möglichſt gerade gewachſenen Stämme aus. Sie durchhauen ſie auf Manneshöhe und ziehen nun den Sproß an der Aſtgabel eines Baumes ſcharf vorbei, wodurch die anſitzenden Blattſchneiden und Stacheln, Blätter und Fruchtſtände abgeſtreift werden. Wo der Stamm aufhört, gleichmäßig und gerade zu ſein, wird er gekappt. Das ſo aus der Mitte geſchnittene Stück wird, wenn man für die Ausfuhr ſammelt, in Stücke von bisweilen 18 bis 20 Fuß Länge zerſchnitten und nach den Hafenplätzen geſchafft. Von hier geht der Rotang nach Batavia auf Java und namentlich nach Singapur auf Malakka. Zu welchem Umfang der Handel mit Rotang gediehen iſt, kann man daraus erſehen, daß Batavia über 30,000, Singapur aber über 600,000 Centner exportirt. Th. S.

Johann der Blinde und die Luxemburger. — Vor einem Menſchenalter noch ſtand in der Hauptſtadt Luxemburg, auf dem jetzigen Wilhelmsplatz, die älteſte Kirche des Landes. Bei ihrem Abbruche wurden die religiöſen Erinnerungen der nahegelegenen Liebfrauenkirche, im Volke Klingelkirche genannt, überwieſen, die hiſtoriſchen Denkmäler jedoch meiſtbietend für ein Spottgeld verſteigert. Ein Advokat erſtand für zehn Franken den Sarg und den Leichnam Johann's des Blinden, Grafen von Luxemburg, Königs von Böhmen, und ſtellte ihn, nachdem die Neugierde befriedigt war, auf ſeinen Hausboden. Von hier wanderte des ritterlichen Königs Leichnam mit anderen Nachlaßſachen in's Preußiſche zu einem Fabrikbeſitzer an der Saar, dort ein ähnliches Unterkommen findend. Einige Jahre ſpäter, als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die Rheinprovinz bereiſend, auch die Fabrik, eine ſchöne ehemalige Abtei, beſuchte, erzählte ihr Beſitzer ſcherzend, „daß er noch einen König beherberge", und theilte dann die letzten Wanderungen der Königsleiche mit. Der Unwille des Königs von Preußen ward erſt gemildert, als der Fabrikbeſitzer die ſterblichen Ueberreſte ihm zur Verfügung ſtellte und damit ſich die Ausſicht bot, die ſchwere Schuld des Luxemburger Landes wieder einzulöſen. Hatte das Großherzogthum Luxemburg das einzige (Karl IV. und ſeine Linie ruhen in Prag; auch Johann wurde, wohl nur der Entfernung wegen, von Crécy nach Luxemburg gebracht; in Luxemburg iſt kein

Knochen der alten Grafen mehr) und letzte Gebein seiner alten Grafen verkauft und keine sechs Fuß Luxemburger Erde mehr übrig, so gab ihm der hochherzige König jetzt ein Königsgrab, wie wohl kein anderes zu finden. In der auf hohem Felsen wunderbar schön an der Saar gelegenen alten Kapelle, die Klause genannt, welche mit großen Kosten hierzu neu hergestellt ward, ruht Johann der Blinde von Luxemburg.

Johann der Blinde, durch Heirath 1310 König von Böhmen, war der Vater Karl's IV., des ersten deutschen Kaisers aus dem Luxemburger Hause. In der Geschichte ist er bekannt durch seinen ritterlichen Sinn, der ihn, den Blinden, in die Schlacht von Crécy 1346 führte, wo er kämpfend den Tod fand. C. T.

Der beste Soldat. — Der englische General Shelley ritt während der Besichtigung eines Kavalleriekorps an einen Sergeanten heran, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Welches ist das beste Pferd Ihrer Schwadron?" fragte Shelley.

„Das Pferd Nr. 40."

„Welche Eigenschaften machen es zu dem besten?"

„Es trabt und galopirt gut, hat keinen Fehler, ist wohlgenährt, trägt den Kopf hoch, hat ein gutes Gemüth und ist noch jung."

„Und wer ist der beste Soldat der Schwadron?"

„Tom Jones, Herr General!"

„Warum?"

„Er ist ehrlich, dienstwillig, tapfer, nimmt Equipirung und Waffen in Acht, sorgt gut für sein Pferd und hält sonst in jedem Stücke streng auf Erfüllung seiner Pflicht."

„Wo ist nun das beste Pferd?"

„Es ist das meine, Sir!"

„Und wer ist der beste Soldat?"

„Ich, zu dienen, Herr General!"

Shelley lachte laut auf, und da er sich von der Wahrheit der erhaltenen Auskunft überzeugte, belohnte er den Sergeanten reichlich. E. K.

Abgeführt. — Der Millionär Vanderbilt, der im Jahre 1883 verstorbene Begründer des Welthauses Vanderbilt, saß eines Tages in Saratoga, dem vornehmsten amerikanischen Badeorte, auf der Veranda des von ihm bewohnten Hotels, als sich eine etwas auf-

fallend gekleidete ältere Dame ihm näherte und ihn als alten Bekannten begrüßte.

„Aber, Vater," sagte die älteste der Misses Vanderbilt, „wie kannst Du nur mit dieser ordinären Person sprechen? Weißt Du denn nicht, daß sie uns früher immer Geflügel verkauft hat?"

„Gewiß!" erwiederte der alte Herr, „gewiß weiß ich das; das war zu derselben Zeit, als Deine Mutter in einer kleinen Kneipe Bier ausschänkte und ich mit Austern hausiren ging."

Miß Vanderbilt schwieg beschämt, während ihr Vater behaglich schmunzelnd sich eine Cigarre ansteckte, wie er sie als Kneipenwirth kaum geraucht haben mochte. L—n.

Bestrafung der Feigheit und des Verrathes. — Am 20. Mai 1693 begannen die Franzosen die Belagerung Heidelbergs. Der Kommandant, Generalfeldmarschallieutenant Georg Eberhard v. Hendersdorff, wagte keinen Widerstand, sondern zog sich auf das Schloß zurück, übergab aber auch dieses bald. Es lag der dringende Verdacht vor, daß er sich hatte vom Feinde für die schmähliche Uebergabe bezahlen lassen. Für dieses feige und verrätherische Benehmen wurde ihm der Prozeß gemacht. Da er Mitglied des Deutschen Ritterordens war, rief ihn am 17. Juni der Hoch-Deutschmeister in das Deutsche Haus zu Heilbronn. Als er dort in vollem Ritterschmucke erschien, riß ihm denselben ein junger Ritter mit Gewalt ab, schlug ihm das Ordenskreuz „um das Maul" und jagte ihn mit einem Fußtritte zum Hause hinaus. Damit war jedoch die Schmach des Generalfeldmarschallieutenants noch nicht zu Ende. Am 20. Juni wurde er auf einen Schinderkarren gesetzt, durch die Truppen hindurchgefahren, vor sein Regiment gestellt und ihm das Urtheil verlesen, daß er aller Ehren entsetzt, aller seiner Güter beraubt und dem Scharfrichter zur Hinrichtung überliefert werden solle. Als der Henker sich zur Vollstreckung der Enthauptung bereit machte, wurde dem Angeklagten zwar auf Fürbitten hoher Personen das Leben geschenkt, aber der Scharfrichter zerbrach seinen Degen, schlug ihm die Stücke dreimal um den Kopf, setzte ihn dann auf einen Karren, fuhr ihn über den Neckar hinüber und jagte ihn mit Peitschenhieben davon. D.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Unser Bismarck

von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

Zweite Auflage.

280 Seiten Text mit 215 Illustrationen und 43 Seiten Kunstbeilagen.

In 28 Lieferungen à 1 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der religiösen Prachtwerk-Litteratur und vorzüglich geeignet als Geschenkswerk ist:

Von Bethlehem nach Golgatha.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi
nach den vier Evangelisten.

Mit Bildern von Bernhard Plockhorst,
Vignetten von R. E. Kepler und F. Wanderer
und mit Gedichten von

Karl Gerok.

3. Auflage. In feinem Prachtband Preis 10 M.

Der erhabene Text mit den tiefempfundenen, glaubensinnigen Gedichten Geroks in Verbindung mit den prachtvollen Bildern Plockhorsts haben das Werk eine freundliche und warme Aufnahme in der christlichen Familie finden lassen und werden dies auch fernerhin thun. Der im Verhältnis zu der überaus schönen Ausstattung sehr mäßige Preis von 10 Mark dürfte die Erfüllung des Wunsches, ein solches Werk im Hause zu besitzen, nicht schwer werden lassen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

In Prachtband gebunden 20 Mark.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor bietet uns hier eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpenwelt. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste sich mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art,

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Das Werk ist auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

In den meisten Buch